

B238131

1256

Ino. 969

Ausgewanderte.



Roman in vier Büchern

von

Mite Kremnik.

Erster Band.

BIBLIOTECA
J. AL. CANTACUZIN



Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1890.

108265

993

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cota 80 524
Inventar C108 265

Rc 244/02

B.C.U. Bucuresti



C108265

Unserm lieben Freunde

Herrn I. A. Cantacuzène

in herzlichster Verehrung und Dankbarkeit
gewidmet.

Die Verfasserin.

Bukarest, den 5./17. Oktober 1889.

Erstes Buch.





1. Kapitel.

Die Aerzte hatten sich in's Nebenzimmer zurückgezogen; der Eine schüttelte den Kopf und trat an's Fenster, während der Andere sich langsam eine Cigarette wickelte.

„Nichts zu machen, ein trauriger Fall!“ meinte er.

„Ich glaube nicht, daß sie die Nacht überlebt. Fahren auch Sie heute noch zurück?“

„Ich weiß nicht; vielleicht möchte Walter die Nacht nicht allein bleiben; zu helfen ist freilich nichts mehr.“

„Ein jammervoller Aufenthalt! Wie hat er seine Familie nur hierher bringen können!“

Der Aeltere schüttelte wieder mit dem Kopf und sagte: „Sie wissen ja, wie es geht: die Frau wollte sich nicht von ihm trennen, im Sommer schien alles herrlich, den Herbst aber hatten sie sich nicht so schlimm gedacht: bei ihnen daheim wäre es auch rauh — wie es so kommt.“

„Woher sind Walter's?“

„Aus Norddeutschland, glaub' ich.“

„Wollen wir noch einmal Kampher geben?“

„Es nutzt wohl nicht mehr, — aber wie Sie meinen.“

„O, ich halte alles für umsonst; doch zur Beruhigung des Mannes könnten wir etwas aufschreiben.“

„Das ist nicht nöthig, er hat längst gemerkt, daß keine Hoffnung ist.“

„Sind Kinder da?“

In demselben Augenblick steckte ein kleines Mädchen den Kopf durch die Thür, die sie ein wenig geöffnet hatte, zog ihn aber erschrocken zurück.

„Komm nur herein,“ sagte der ältere Arzt, der sie augenscheinlich von früher kannte. „Wo ist Robert?“

Sie trat ein und schloß links die Thür. „Robert muß seine Stiefel wechseln, er ist eben in die Prachowa gefallen.“

Eine Frage wagte sie nicht; beide Männer sahen sie mitleidig an, sie mochten ihr keine Unwahrheit sagen und noch weniger die traurige Wahrheit.

„Gehst es Mama immer noch nicht besser?“ fragte sie endlich schüchtern.

Was sollte man ihr antworten? Der Ältere legte ihr seine Hand auf den Kopf und sagte: „Nein, Lisa, die arme Mama ist sehr krank.“

„O! . . .“ war das einzige, was sie entgegnen konnte, und ihr kleines zartes Gesicht schien noch schmaler zu werden. „Ich muß zusehen, wo Robert bleibt . . .“ meinte sie dann und machte sich los.

„Ein entsetzliches Gewerbe, das unsrige!“ sagte der jüngere Arzt seufzend und schickte sich zum Fortgehen an. „Ich warte in der Posthalterei; vielleicht fahren wir

doch noch zusammen zurück; vor sechs kommt die Post heute nicht bei dem scharfen Winde, und bis dahin sind auch Sie hier wohl überflüssig.“

Damit verabschiedete er sich.

Nach einer Weile öffnete sich die Thür der Krankenstube, und Walter trat ein. Er sah entstellt und bleich aus, mit unruhig flackerndem Lichte in den tiefliegenden Augen.

„Muß ich ihr die Medicin noch einmal geben, oder ist es unnöthige Quälerei?“ fragte er den Arzt mit harter Stimme.

„Erfolg ist kaum mehr davon zu hoffen,“ erwiderte dieser.

„So versuche ich auch die Blutegel nicht?“

Der Doctor zuckte die Achseln. „Ich würde es nicht thun,“ versetzte er langsam. Walter wandte sich schnell und ging in das Zimmer der Kranken zurück. Er setzte sich an's Fußende ihres Bettes; sie athmete schwer, und nun, da er wußte, was er seit drei Tagen gefürchtet, nun wünschte er, sie wäre schon erlöst.

Das Bewußtsein war bereits seit der vergangenen Nacht geschwunden, das Fieber hatte stetig zugenommen, sie hatte irre gesprochen, — dieses Stadium war nunmehr überwunden; der junge, kräftige Körper kämpfte den letzten hoffnungslosen Kampf. Sie war verloren. Was das für ihn bedeutete, fühlte er nicht; er dachte nur an sie. Litt sie? Nein, sie empfand nichts mehr. Oder doch? Sollte das Bewußtsein noch einmal zurückkehren? Möchte Gott sie davor schützen!

Er sah sie unaufhörlich an, das schwere Athmen

ward immer schwerer — das nannte man Röcheln, er hatte es noch nie gehört. Er kniete nieder und legte seinen Kopf auf ihre liebe, jetzt empfindungslose Hand, und die Thränen strömten ihm aus den Augen.

Er stand auf und legte ihr die Hand auf die Stirn, ihm war, als müßte auch er ersticken, und er trat wieder in's Nebenzimmer; es war leer.

Nun erst merkte er, daß der Abend hereingebrochen war: in dem Dunkel des Krankenzimmers gab es keine Tageszeiten. Schnell kehrte er an das Bett zurück. Er zündete eine Kerze an, und ihr Licht fiel auf die Kinderbetten, welche noch im Zimmer der Mutter standen. Beide Kinder hatten bisher immer noch in ihnen geschlafen, aber heute durften sie es nicht, sie sollten den schweren Kampf nicht sehen!

Der Kranken kam es nicht zum Bewußtsein, ob er ging oder blieb — dieser bloße Schein des Lebens zerriß ihm das Herz, ihm war, als könnte er ihr schweres Athmen nicht mehr anhören, und doch hing er daran wie an der letzten Hoffnung. Plötzlich überlief es ihn heiß: wenn sich die Aerzte nun geirrt hätten, wenn sie doch noch genesen könnte? Er berührte ihre Füße: großer Gott, sie waren schon eiskalt! Er nahm dieselben in seine beiden Hände und suchte sie durch den warmen Athem seines Mundes zu beleben. War denn der Arzt fortgegangen, war denn keine Hülfe? Er wollte die armen Füße nicht loslassen, wie sollte er nur Jemand herbeirufen?

Da öffnete sich leise die Thür, und der Arzt trat ein — er mochte vorhin bei den Kindern gewesen sein.

Walter ließ die Füße los, umwickelte sie fest mit der Decke und stand auf. Sowie ein Anderer dabei war, wußte er wieder, daß sie im Sterben lag.

„Soll ich die Kinder rufen, daß sie der Mutter den letzten Kuß geben?“ fragte der Arzt leise. Walter nickte wortlos.

Die beiden kleinen, zum Tode erschrockenen Kinder kamen herein; sie hatten einander angefaßt. Der Vater nahm sie bei der Hand, und ein furchtbares Schluchzen brach aus ihm hervor, als er sagte: „Lisa, Robert, meine lieben Kinder, kommt, sagt Eurer Mutter Lebewohl!“

Er führte die weinenden Kinder vor das Bett und ließ sie der Mutter einen Kuß auf die Hand und den jetzt leiser athmenden Mund drücken; dann brachte er sie wieder an die Thür, welche er hinter ihnen verschloß.

Jetzt war er mit seiner Frau allein, und sie war todt. Nein, todt noch nicht, noch bewegte sich leise ihre Brust, noch athmete ihr kaum geöffneter Mund. Er warf sich über sie, er rief sie mit Namen, leise, ganz leise, dicht an ihrem Ohr, an ihrem lieben Munde — ihm war, als lächelte sie — o Gott, nein, alles hatte aufgehört, auch dieser Schein von Leben!

Endlich richtete er sich auf und trat an den Tisch. Die Kerze war tief heruntergebrannt, der Zeiger der Wanduhr wies auf Zwölf: vier Stunden hatte er dagelegen vor dem Bette der Todten. Alles war still im Hause, nur der Wind, der den ganzen Novembertag durch das Thal gebraust hatte, war noch nicht verstummt, —

Walter aber hörte sein Heulen erst jetzt. Wo war er denn? Es klang ihm wie daheim an der Küste, aber er war ja nicht dort, er war in Sinaja, in Rumänien, mitten in den Karpathen!

Vor sechs Monaten hatte die Baugesellschaft ihn hergeschickt, um als Chefingenieur den eben begonnenen Bau der Gebirgsbahn zu leiten. Auf drei Jahre hatte er sich verpflichtet — wer geht nicht auf drei Jahre in's Ausland, wenn er hoffen darf, als wohlhabender Mann heimzukehren? Aber wie hatte es sich gerächt! — War es die Strafe für irgend einen schlechten Trieb in ihm? War er abenteuerlich, geldgierig oder leichtsinnig gewesen, daß er dem Rufe Folge geleistet? Sicherlich nicht; nach bestem Ermessen hatte er gehandelt, mit ihr hatte er es in schlafloser Nacht überlegt, und mit ihrer Uebereinstimmung war es geschehen! — Nun war das Schicksal in seiner furchtbarsten Gestalt über ihn hereingebrochen, achtlos hatte es hier vernichtet!

Er setzte sich auf den Rand des Bettes und starrte vor sich hin. Was sollte nun werden? Seine Blicke wurden unablässig zu ihr hingezogen, und doch war es ihm furchtbar, sie anzusehen: Etwas Fremdes war zwischen sie und ihn getreten, etwas unheimlich Entsetzliches — der Tod!

Wie verlockend hatte ihn in der vorigen Nacht der Gedanke gedünkt: Er könne der Todten ja folgen, er mit beiden Kindern! Jetzt aber hatte er den Muth nicht mehr, mit jedem Augenblicke verbreiterte sich die Kluft, die zwischen ihm und seiner Frau lag; er sah die langen,

mühsäligen Jahre vor sich, die sich zwischen sie Beide schieben mußten, bis endlich auch er erlöst war. — Jetzt mit ihr in den Tod gehen, das durfte er nicht; sie hatte ihm die Kinder dagelassen, und für die mußte er weiter leben.

Langsam verging die erste Nacht. Als das Tageslicht durch die Vorhänge drang, raffte Walter sich auf; er goß Wasser in's Waschbecken, um sich das Gesicht zu kühlen, und ging hinaus. Es war so vieles zu thun: die Todesanzeige mußte erstattet, das Begräbniß angeordnet und für die Kinder Sorge getragen werden.

In seinem Bureau, welches thalwärts gelegen war, fand er eine Anzahl von Briefen vor; in einem derselben theilte ein Bekannter, der Baumeister Schmitt in Bukarest, ihm mit, daß das Ministerium abgetreten sei, nachdem es in Anlaß des Eisenbahnbaues ein Mißtrauensvotum erhalten; das könne für Walter eventuell verhängnißvoll werden.

Er las den Brief ein zweites Mal; dann lächelte er fast — verhängnißvoll für ihn! Was konnte für ihn noch verhängnißvoll werden? Aber er besann sich: die Kinder waren ja da, für die mußte er arbeiten! Er besaß kein Vermögen, und wenn man ihm jetzt Schwierigkeiten in den Weg legte und den Contract brach, und wenn er, anstatt des erhofften Gewinnes, Schimpf und Schande erntete und seinen ehrlichen Namen verlor — was sollte dann aus den Kindern werden?

Er stand auf; sein Entschluß war gefaßt: Morgen, nachdem er seine Frau zur ewigen Ruhe gebracht, wollte er nach Bukarest, um selbst seine Sache zu vertreten.

Er kehrte nach Hause zurück und suchte die Kinder: Lisa lag vor ihrem Bette auf den Knien und weinte, Robert stand dabei und bat sie, mit ihm zu spielen.

Walter hob sein Töchterchen auf, trocknete ihr das verweinte Antlitz ab und sagte, sie müßte sein vernünftiges Kind sein, müßte gut Acht geben auf den kleinen Bruder und immer daran denken, daß sie Mama's Älteste gewesen!

„Ich möchte Mama so gern noch einmal sehen,“ schluchzte Lisa und verbarg ihren Kopf an seiner Schulter.

„Das sollst Du auch, Ihr dürft jetzt Beide zu ihr!“

Er führte sie die kleine steile Treppe hinunter und öffnete leise die Thür zur Todten. Die Kinder hielten den Athem an, als sie eintraten. Das Zimmer war eiskalt, denn das Fenster war geöffnet. Robert schmiegte sich fest an seinen Vater, Lisa aber ging bis an's Bette.

„Kann sie uns garnicht sehen?“ fragte Robert flüsternd. Sein Vater schüttelte den Kopf. Der Wind blies kalt durch das offene Fenster; Walter wandte sich zu seinem Töchterchen, das sich wie hilflos suchend nach ihm umsah. „Du darfst Dich nicht wundern, mein Kind,“ sagte er sanft, „sie ist jetzt ganz kalt, weil ihr liebes Herz nicht mehr hier ist.“

Lisa's heiße Thränen fielen auf die regungslose Wange ihrer Mutter, Robert aber blieb an der Thüre stehen und zitterte am ganzen Leibe.

„Wo ist denn Mama's Herz?“ fragte er endlich, als sie wieder in's Nebenzimmer gegangen.

„O Robert, weißt Du das nicht? Beim lieben Gott, im Himmel!“ entgegnete seine Schwester.

„Und wenn Ihr gut und artig seid, so freut sich Mama vom Himmel aus über Euch,“ sagte Walter mit schwerer Stimme, aus der nichts von der Hoffnung klang, die er ihnen einflößen wollte.

„Aber jetzt ist sie doch nicht im Himmel?“ fragte Robert beunruhigt; „heute ist sie noch hier?“

Walter wußte nichts zu antworten; er sank auf das Sopha und hörte bald nicht mehr, was die Kinder mit einander sprachen, sondern schlief vor Ermattung ein. Lisa merkte es zuerst und flüsterte Robert zu, den Vater nicht zu stören, dann holte sie eine Decke und breitete sie über des Vaters Kniee, wie sie ihre Mutter so oft hatte thun sehen.

Am Tage nach der Beerdigung fuhr Walter in die Stadt. Er nahm die Kinder mit, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein Töchterchen wieder vor ihrem Bette liegen und weinen könnte. Unterwegs aber bereute er es fast, denn die Kinder sahen beide krank und müde aus von der langen Fahrt. In Bukarest war daher seine erste Sorge, sie im Hotel in's Bett zu bringen, und erst als sie eingeschlafen, begab er sich an seine Geschäfte.

Im Ministerium fand er weder Minister noch Ministerialdirector vor, da es erst zehn Uhr Morgens war; so fuhr er zu Schmitt auf's Bureau.

„Das ist vernünftig, daß Sie gleich selbst gekommen sind — die Sachen stehen schlecht!“

„Mir kann man nichts anhaben, ich habe ja meinen Contract!“ entgegnete er kühl.

Schmitt lächelte: „Sie sind noch nicht lange genug hier! Der neue Minister soll die Absicht haben, den Bahnbau nicht in ausländischen Händen zu lassen, er wird schon einen Vorwand finden, um Ihren Contract zu umgehen. Aber nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen . . .“

„Das thue ich auch nicht, denn ich habe mich auf jede Weise sicher gestellt, ehe ich auf das Engagement einging.“

„Man wird Ihnen eine Commission über die andere auf den Hals schicken, Ihnen Gott weiß was beweisen, Ihnen schließlich den Proceß machen, und Sie gehen leer aus!“

Walter zuckte die Achseln: „Was wirft man mir denn vor?“

„Es heißt, daß Sie hinter Plojeshti die Bahn einen unnöthigen Umweg hätten machen lassen, da Sie kilometerweis gezahlt werden; ferner, daß die Schwellen alt und schlecht wären; ein Hülfssingenieur, den Sie wegen Untauglichkeit entlassen haben, soll Sie denunciirt haben.“

„Wahrscheinlich,“ erwiderte Walter in verächtlichem Tone.

„Nun müssen Sie beweisen, daß dieser Mensch unbrauchbar und ein Lügner ist.“

„Das werde ich aber nicht, ich werde gar nichts thun,“ entgegnete Walter und stand auf.

Ihm war ganz übel geworden. Schmitt wunderte

sich über sein brüskes Wesen und fragte, ob auch seine Frau in der Stadt wäre? Walter sah ihn erschreckt an, nahm seinen Hut und sagte kurz Adieu. Er ging in's Hotel zurück, mit dem Entschlusse, am Nachmittage wieder nach Sinaja zurückzufahren. Gegen Denunciationen dachte er sich nicht zu vertheidigen; Schmitt hatte es vielleicht gut gemeint, aber sie hatten eine verschiedene Art, die Welt anzusehen; er gedachte seine Arbeit weiter zu führen und abzuwarten, was man gegen ihn thun würde.

Die Kinder schliefen noch; er weckte sie, ließ ihnen zu essen geben und fuhr dann nach dem Bahnhof zurück.

Als Schmitt nach Hause kam, ging ihm seine junge Frau mit verweinten Augen entgegen: „Ist es nicht schrecklich? Die armen Kinder!“

„Was denn?“

„Walter's Frau ist todt.“ Sie hatte die Nachricht eben bekommen.

Als Schmitt's etwas später in's Hotel gingen, um sich nach Walter zu erkundigen, war er bereits wieder abgereist.

Walter fand sein Haus in guter Ordnung; das Hausmädchen, Maritze, das den Kindern sehr zugethan war, hatte mit angeborenem Tact die aufdringlichen Spuren der Krankheit zu verwischen gesucht; die Betten waren umgestellt, auch der Eßtisch hatte einen anderen Platz, so daß man den fehlenden Stuhl nicht mehr so deutlich sah.

Schon drei Tage darauf kam die von Schmitt angekündigte Commission, um den Bahnbau zu prüfen;

sie bestand aus zwei Deputirten und jenem entlassenen Ingenieur. Walter jedoch ließ anspannen und fuhr nach Bredeal und von dort nach Kronstadt, er wollte den Leuten nicht begegnen.

Die ganze Sache verlief übrigens diesmal im Sande, denn ein abermaliger Ministerwechsel brachte andere Fragen an die Tagesordnung, und Walter konnte unbehelligt seine Arbeit fortsetzen.





2. Kapitel.

„So geht es nicht weiter,“ sagte sich Walter, als er im Frühling von einer Inspection zurückkehrte: Robert kam ihm mit einem ver schwollenen Auge entgegen; das Kind war aus dem glücklicherweise nicht hohen Fenster geklettert und dabei auf einen Stein gefallen, und Lisa erzählte ihrem Vater, die Köchin habe den ganzen Tag geweint, weil ihr Geliebter mit Förster's Anika ausgegangen wäre; Marike aber habe der Köchin gerathen, das Mädchen von der alten Hexe drüben besprechen zu lassen, daß ihr alle Zähne ausfielen!

„Dummes Zeug, Lisa, wie kannst Du . . .“ fuhr Walter auf, dann schwieg er. Das Kind war zu klein, er konnte ihr nicht einmal verbieten, mit den Leuten zu reden, mit denen sie den ganzen Tag zubrachte.

Aber mehr noch, die Kinder hatten sich gestritten, und Marike berichtete, der junge Herr habe seiner Schwester mit dem Messer gedroht!

Walter schwieg; er nahm das Abendessen mit den Kindern ein, weil sie damit bis zu seiner Ankunft ge-

wartet, und schickte dann Beide zu Bett. Den Kindern war sein Schweigen unheimlich, eine Strafe wäre ihnen lieber gewesen. Sie ahnten nicht, daß ihr Vater in seinem Herzen weit zerknirschter war als sie, daß er nur an seine Schuld dachte, gegen welche die ihre allerdings verschwand. Er hatte schon kurz nach dem Tode seiner Frau gefühlt, daß er mit den Kindern nicht allein bleiben könnte, war aber seiner besseren Einsicht nicht gefolgt, sondern hatte sich eingeredet, daß er ja treue Mägde habe, daß er in der Folge mehr mit seinen Kindern sein und sie selbst unterrichten könne. Der Bahnbau würde ihn noch zwei Jahre im Gebirge fesseln, später wollte er fortgehen — nicht nach Hause zurück — das könnte er nicht ohne sie — aber irgendwohin, wo es für die Kinder gut wäre.

Nun waren sechs Monate vergangen seit dem Tage, der einen Riß durch sein Leben gemacht, und er mußte sich gestehen, daß er ein schlechter Vater gewesen war: Lisa war zu einem herrischen Eigensinn erwacht, den sie früher nie gezeigt; sie, die Neunjährige, gab selbst ihm nur noch scheinbar nach, und ihr kleines Gesicht trug einen neuen Zug von Altflugheit. Robert war ganz verwildert; die Geschwister, die sich sonst niemals gestritten hatten, lagen jetzt in stetem Hader. Sogar die Dienstmoten, die unter einer Frau leitendem Auge so ordentlich gewesen, fingen an lässig zu werden.

Wie hatte sich in so kurzer Zeit alles geändert!

Geschehen mußte etwas, das sah Walter ein — aber was? Es blieb ihm nichts übrig, als wieder in die Stadt zu fahren und sich dort durch irgend

ein Bureau eine Haushälterin oder Erzieherin suchen zu lassen!

Am folgenden Tage schickte er die Kinder spazieren. Die Sonne schien warm in's enge Thal, ihn aber fröstelte, und er dachte an seiner Frau Begräbniß; zum ersten Male überkam ihn der Wunsch, nach ihrem Grabe zu gehen. Er hatte nie vorher daran gedacht, es aufzusuchen. Für ihn war sie dort nicht mehr als überall; aber nun, da der Wunsch in ihm erwacht war, wunderte er sich, daß er nicht früher Sorge dafür getragen, das Grab schmücken und bepflanzen zu lassen. Er nahm sich vor, das sogleich nachzuholen, und ließ anspannen.

Unterwegs traf er die Kinder, er fuhr an ihnen vorüber, obgleich er ihren gespannten Blick wohl verstand; nach einer Viertelstunde aber bereute er seine Selbstsucht und ließ umkehren. Als er die Kinder erreicht hatte, hieß er sie einsteigen und fuhr dem Kirchhofe zu. Die Kinder hatten den Befehl, welchen er dem Kutscher gegeben, verstanden und saßen wie verängstigt still im Wagen. Walter fühlte, daß er jetzt mit ihnen sprechen, ihnen von der Mutter erzählen und ihnen die Angst nehmen mußte, damit diese Stunde sich ihnen zu einer derjenigen gestaltete, die unauslöschlich in dem Menschenherzen eingegraben bleiben. Aber er konnte nicht. Es war, als ob er tonlos geworden, als ob die Stimme sich nicht aus der Kehle lösen könnte.

So fuhren sie schweigend an der Prachowa entlang, das Thal hinauf. Lisa hatte Roberts Hand ergriffen, damit er nicht aus dem Wagen fiel. Beide Kinder waren in so banger Spannung, daß sie sich kaum

108265



zu rühren wagten; nur als bei einer Biegung des Weges die kleine Kapelle des Kirchhofs sichtbar wurde, stieß Robert seine Schwester mit dem Ellenbogen an. Auch Walter hatte die Kapelle in's Auge gefaßt, und ihm war zu Sinn, als möchte er wieder umkehren. Aber ehe er den Entschluß gefaßt, hielt der Wagen am Thor. Er stieg ab, hob die Kinder heraus und hieß sie voran gehen.

Der Boden war aufgeweicht vom geschmolzenen Schnee, der ganze kleine Kirchhof sah so verändert aus, daß Walter sich nicht zurecht fand. Er wußte nicht, ob er damals den Abhang hinab nach rechts oder nach links gegangen war, und plötzlich schämte er sich vor den Kindern, daß er nicht einmal den Platz fand, wo ihre Mutter begraben lag.

So ließ er sie stillstehen und kehrte um, klopfte an das kleine Fenster der Todtengräberhütte und fragte das Mädchen, welches ihm öffnete, nach dem Grabe seiner Frau. Sie ging mit den bloßen Füßen in dem aufgeweichten Boden voran nach dem kleinen halbeingesunkenen Grabhügel, da, wo der Kirchhof sich zum Flusse hinab senkt. Wortlos stand der Vater mit seinen Kindern eine Weile davor, dann verließ er den Kirchhof.

Als er wieder im Wagen saß, fühlte er einen furchtbaren Unwillen gegen sich selbst, daß er sich unfähig sah, seine Pflichten zu erfüllen; die Traumwelt der Erinnerung, in der er bisher seine Ruhe gefunden hatte, schien ihm zu entschwinden; wohl sahen die großen Augen seiner Frau ihn immer noch an, aber nicht mehr

mit dem feuchten Blick sehnsüchtiger Liebe, sondern ein Vorwurf, der im in's Herz schnitt, stand klar in ihnen geschrieben! Er war doch früher ein Mann von Muth und Entschluß gewesen — konnte er sich nicht mehr wiederfinden? Sie wollte er fragen, sie, sein Orakel, aber plötzlich fand er sie nicht; wenn er die Augen schloß, sah er das halb eingesunkene Grab, und ihn schauderte.

Zu Hause traf er die nöthigen Vorbereitungen für die Zeit seiner Abwesenheit in Bukarest. Er schärfte ängstlicher als sonst Allen Vorsicht ein, denn ihm war plötzlich, als würde nun, da er den Entschluß gefaßt hatte, seinen Haushalt anders einzurichten, ein Unglück geschehen, wie um ihm zu zeigen, daß er zu spät zur Einsicht gelangt sei. Dann schlenderte er zur Posthalterei, wo die Eilpost Pferde wechselte.

Er mußte als Sechster in den Wagen; aber jede Unbequemlichkeit war ihm gleichgültig. Ein schneller Blick sagte ihm, daß unter den Mitfahrenden, vier Herren und einer Dame, kein Bekannter war; er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Die Männer waren, wie es schien, alle aus Kronstadt und fuhren zu einer Festlichkeit nach Bukarest; die Dame saß scheu in ihrer Ecke; manchmal schien es Walter, als weinte sie, denn sie fuhr verstohlen mit dem Taschentuch unter den schwarzen Schleier.

Er spähte nicht nach ihrem Gesicht, fand jedoch in ihrer Haltung und Gestalt eine leichte Aehnlichkeit mit seiner Frau; er versenkte sich förmlich in den Wahn, daß Maria ihm gegenüber säße, und verträumte so mehrere Stunden, denn die Gestalt blieb regungslos, als

wäre sie erstarrt, und störte seine Illusion nicht. Schließlich verwirrte aber ihre Regungslosigkeit seine überspannte Phantasie so sehr, daß sich die schlanke Frauengestalt ganz und gar in das Bild seiner verstorbenen Frau umwandelte, und ihm war, als müßte er sie bei Namen rufen.

Das schlechte Steinpflaster Plojeshti's rüttelte ihn endlich auf, und zugleich erhob sein Gegenüber das Haupt. In dieser Bewegung lag etwas fremdes, das ihn ernüchterte; er wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und athmete tief auf, wie um sich die Brust frei zu machen.

Eine Straßenlaterne warf plötzlich ihren Schein durch das Fenster des Postwagens; da zuerst begegneten ihm die Augen der ausblickenden Dame. Es waren große schwarze Augen in einem magern Gesicht, dessen Züge etwas ungemein Verbindliches hatten.

„Wir sind bald am Bahnhof,“ sagte er. Er sprach sonst unterwegs nie mit Fremden; aber diese Frau hatte etwas so hilfloses, daß ihn dünkte, nun, da er sie gesehen, wäre es seine Pflicht als Mann, ihr beizustehen. Sie jedoch antwortete nichts.

Beim Aussteigen sah Walter, daß die Dame schlank, aber nicht eigentlich groß war; sie ergriff eine elegante Reisetasche, ihr einziges Handgepäck, und ging in den Wartesaal.

Bald traf der Zug ein; Walter stieg in ein leeres Coupée und fiel in tiefen Schlaf, welcher währte, bis der Zug in den Bahnhof von Bukarest einlief. Ihm hatte so lebhaft davon geträumt, daß seine Frau wieder bei

ihm sei, daß er beim Erwachen ein physisches Wohlgefühl empfand, welches selbst die Realität nicht ganz vernichten konnte.

Sein erster Gang war zu Baumeister Schmitt, zu dessen Frau er Vertrauen hatte, weil Maria einmal von ihr gesagt, sie wäre wohlwollend und gescheut, trotz ihrer Jugend.

Herr und Frau Schmitt saßen an ihrem eleganten Kaffeetisch, als Walter ihnen gemeldet wurde. Die frühe Stunde nahm sie nicht Wunder bei dem Sonderling, und sie baten ihn, einzutreten. Er grüßte auf die ihm eigene steife Art und sagte ohne weitere Einleitung, daß er eine Erzieherin suche; dieselbe solle nicht jung sein und nicht alt, solle keine Präntensionen haben und kinderlieb sein; er würde ihr doppelt soviel Gehalt geben, als sonst bräuchlich, wenn sie sich ganz den Kindern widmen und weder Besuche machen noch empfangen wolle. — Ob Frau Schmitt ihm nicht behülflich sein könnte?

Diese sah ihren Mann fragend an: „O, Ernst, wäre nicht Andrea wie geschaffen dafür?“

„Sie ist viel zu verwöhnt!“ entgegnete dieser.

„Das ist Dein stetes Vorurtheil gegen sie!“ erwiderte Frau Schmitt etwas enttäuscht.

„Wer ist Andrea?“ fragte Walter.

„Eine ältere Freundin meiner Frau,“ antwortete Schmitt. „Sie hat viel Unglück erlebt: ihr Mann war ein Thunichtgut, er quälte sie mit seiner Eifersucht, brachte sein und ihr Vermögen durch und erschöpfte sich schließlich — Frau und Kind blieben mittellos zurück.“

„Nein, eine so gebeugte Frau möchte ich nicht bei den Kindern haben, eher noch ein junges Mädchen!“

„Ich weiß auch nicht einmal, ob Andrea darauf einginge,“ entgegnete Frau Schmitt. „Mit ihren Talenten sich im Gebirge zu vergraben, könnte man ihr kaum zumuthen!“

„Ich brauche keine Talente; ein möglichst einfacher Mensch wäre für unsere Verhältnisse das Beste.“

„Der Gebildetste ist stets der Einfachste,“ warf Frau Schmitt ein.

„Außerdem möchte ich nicht ein fremdes Kind mit in's Haus nehmen.“

„Sie hat ihren Sohn vorige Woche in eine Wiener Pension gebracht, er ist schon vierzehn Jahre alt und soll auf's Gymnasium, — das wäre keine Schwierigkeit.“

„Frauen sind doch unglaublich zähe! Anna thut, als ob sie die Idee aufgegeben hätte, aber ich versichere Sie, Frau Andrea wird Ihnen doch vorgestellt!“ sagte Schmitt lachend, während Walter vor sich hin starrte.

„Wenn Sie mir Ihre Freundin wirklich empfehlen, engagire ich sie ungesehen,“ sagte er plötzlich; ihm war Maria's Wort über Frau Schmitt eingefallen. Wollte er seinem Urtheil mehr trauen als ihrem? War es nicht eigentlich ein merkwürdiger Glücksfall, daß die Erste, an die er sich wandte, ihm eine geeignete Persönlichkeit vorschlug? Außerdem gefiel ihm der Name Andrea, er klang weiblich und energisch.

„Ist Ihre Freundin eine Rumänin?“

„Ja, aber ihre Mutter war griechischer Herkunft, ebenso ihr Mann, ein Banquier in Galatz. Sie ist eine reizende Frau und hat solch trauriges Schicksal nicht verdient.“

„Wann kann ich sie sehen, und wo?“

„Wollen Sie nicht heute bei uns frühstücken? Da könnte ich Ihnen Bescheid bringen.“

„Ich spreche um elf wieder vor,“ sagte er ausweichend, „dann werden wir sehen.“

Er stand auf und empfahl sich.

„Ein Kauz,“ sagte Schmitt, der ihn hinausbegleitet hatte und seiner Frau in ihr Schlafzimmer folgte.

„Aber für Andrea wäre es herrlich. — Wer weiß, sie könnte ihn schließlich heirathen!“

Schmitt lachte: „Du unverbesserliche Frau, immer Heirathen stiften! — Wenn ich nun Wittwer wäre, möchtest Du, daß ich Dich so schnell vergäße?“

„Dir will ich helfen!“ sagte sie, mit dem Finger drohend. „Aber ich gedenke Dich zu überleben!“

„Besseres könnte ich mir nicht wünschen!“ entgegenete er und sah seine Frau, die ihr blondes Haar kämmt, bewundernd an.

„Du hast heute wohl gar nichts zu thun?“ fragte sie neckend.

„Wichtigeres, als Dich zu bewundern, sicher nicht!“

„Aber Ernst, wir sind ja alte Eheleute!“

„Was macht's, wenn ich mich als Bräutigam fühle!“ rief er aus und küßte sie.

„Ich aber habe Besseres zu thun, als die Zeit mit Dir zu vertändeln!“

Lachend ergriff sie ihn am Arm und führte ihn bis zur Thüre, die sie hinter ihm zuschloß. —

Als Walter um elf Uhr wieder in Frau Schmitt's Wohnzimmer trat, saß dort neben derselben sein Gegenüber aus dem Postwagen.

„Denken Sie, welch glücklicher Zufall! Frau Sopholides ist gerade heute früh wieder angekommen!“ rief ihm Frau Schmitt entgegen.

„Wir sind von Sinaja aus zusammengereist, nicht wahr?“ fragte Walter.

Andrea erröthete und erhob sich; sie verneigte sich nur, ohne seine Frage zu beantworten.

„Das ist ihre dumme Angewohnheit, immer roth zu werden, wenn man sie anredet,“ meinte Frau Schmitt. „Aber im Grunde ist sie garnicht so schüchtern: Was sie will, das will sie!“

Sie ging aus dem Zimmer und ließ Walter mit der zukünftigen Erzieherin seiner Kinder allein.

„Frau Schmitt hat mir mitgetheilt, daß Sie eine Stelle als Erzieherin suchen — wären Sie geneigt, in mein Haus einzutreten? Eine Frau habe ich nicht mehr. Sie müßten sich also auch des Haushalts annehmen, doch das verstehen Sie wohl?“

„Das Haushalten, ja,“ antwortete sie mit einschmeichelnder Art. „Ein Lehrerinnen-Examen aber habe ich nicht gemacht, und ich muß gestehen, daß ich mich seit meiner eigenen Schulzeit wenig mit Studien beschäftigt habe und eigentlich nur sprachlichen Unterricht geben könnte, weil ich darin in der Uebung geblieben

bin. Aber falls ich Ihnen genehm wäre, würde ich mir Mühe geben, das Nöthige aus Büchern zu lernen.“

„Sie haben einen Sohn?“ fragte er kurz.

„Ja, und die Bedingung möchte ich stellen, daß mein Sohn die Ferien bei mir zubringen dürfte.“

„Könnten Sie gleich heute Nachmittag mit mir kommen?“ fragte er, ohne auf ihre Worte einzugehen.

„Ja, wenn Sie mit meiner Bedingung einverstanden sind; — wo sollte das Kind sonst hin?“

„Nach einer Stunde bringe ich Ihnen den Contract zum Unterschreiben.“

Um vier Uhr ging der Zug ab; Walter wartete seit halb vier mit großer Ungeduld am Bahnhof auf Frau Sopholidēs. Da er nach Unterzeichnung des Contractes auf ihre schüchterne Frage, ob sie all' ihr Gepäck mitnehmen solle, sie habe sehr viel —, bejahend geantwortet hatte, so machte er sich schon mit dem Gedanken vertraut, daß sie heute noch nicht fortkommen würden; da aber fuhr sie vor. In einer zweiten Droschke folgten drei große Koffer.

„Ich komme doch nicht zu spät, Sie warten hoffentlich noch nicht lange?“ fragte sie mit ihrer lebenswürdigen Stimme und dem wehmüthigen Lächeln, das immer um ihren mageren Mund lag. Er hatte ihr aus einer Art Gedankenlosigkeit nicht aussteigen helfen, sondern sie vor der offenen Thür des Bahnhofs erwartet. Jetzt erwiderte er ganz ruhig: „Wir werden wohl nicht mehr mitkommen,“ und ging an den Billetschalter.

„O, und durch meine Schuld!“ rief sie aus, ihm

nachgehend. „Wie unangenehm wäre mir das! Verzeihen Sie nur!“

Er antwortete nichts. Sie kamen noch mit, da der Zug Verspätung hatte.

Frau Andrea trug wieder die schwarze Reisetasche in der Hand, deren er sich von der Nachtfahrt her erinnerte und aus welcher sie jetzt ein Fläschchen Eau de Cologne nahm, um ihre Schläfen zu benetzen. Dabei sah Walter in das Innere ihres Necessaires: alle Gegenstände waren aus Silber und trugen Andrea's Namenszug. Ihn rührte diese Reliquie aus ihrer Vergangenheit, und er fragte sie, ob sie nicht müde sei und versuchen wolle, zu schlafen? Sie entgegnete, unterwegs könne sie nie schlafen, die Fahrt sei auch nicht anstrengend.

Die Reise bis Blojeshti, wo sie in den Postwagen stiegen, verlief schweigend; sie waren diesmal die einzigen Passagiere. Die lange Nachtfahrt mußte für Andrea doch angreifend sein: Walter sah, wie sie leise weinte. Doch da er sich eigentlich seine Stellung ihr gegenüber nicht klar machen konnte, sagte er nichts; er fragte sich, ob er nicht übereilt gehandelt habe? Ja, warum hatte er sich überhaupt so schnell entschlossen? — Darüber schlief er ein.

Als er aufwachte, war es heller Morgen, und sie nur noch eine halbe Stunde von Sinaja entfernt. Andrea sah aus dem Fenster.

„Hier wird die Gegend bereits schön,“ meinte er.

„Wunderschön!“ erwiderte sie. „Wie eigen es sein muß, im Gebirge zu wohnen!“

„Wenn Sie immer in der Ebene lebten, werden die Berge Sie vielleicht bedrücken.“

Nach einer Weile fragte sie, ob die Kinder sie erwarteten?

„Nein,“ antwortete er. Dann setzte er hinzu: „Sind Sie kinderlieb?“

„Ich?“ entgegnete sie, und die Thränen traten ihr in die Augen. „So oft ich ein Kind sehe, denke ich an Radu! — Radu war auch nie wild und ungezogen,“ fügte sie hinzu, in der Hoffnung, daß Walter ihr dieselbe Versicherung von seinen Kindern geben würde. Er schwieg aber, doch war ihm bei ihren Worten eingefallen, daß er sich wohl deshalb so schnell entschlossen hatte, sie in sein Haus zu nehmen, weil sie eine so gute Mutter zu sein schien.

„Dort ist das Haus,“ sagte er dumpf bei einer Biegung, die der hoch am Berge sich hinschlängelnde Weg machte, und zeigte in's Thal. Ihm war der Anblick ein schrecklicher, er konnte das Haus nicht von hier aus erblicken, ohne der Tage zu denken, wo seine Frau ihm von dort unten zugewinkt, er konnte in das Thal nicht hinabfahren, ohne sein Sein zu verfluchen.

„Wie klein ist das Haus!“ rief sie aus.

Er antwortete nichts, ihm war die Brust wie zugeschnürt, die ganze Last seines Lebens fiel ihm bergeschwer auf's Herz. Wozu wollte er weiter leben, wozu die Kinder erziehen, die vielleicht zu ähnlichem Schmerz heranwachsen?

Die Post fuhr jetzt schnell bergab, und ehe er noch Zeit gehabt, seiner verzweifeltten Stimmung Herr zu

werden, hielt sie an dem Wiesenpfad, der von der großen Straße zu seinem Hause führte.

Oben auf der Veranda entstand eine kleine Bewegung, und wie ein Stein rollt, so geschwind stürzte Robert den Wiesenhang hinab auf den Vater zu.

„Ich habe Dich gleich erkannt!“ rief er und warf sich in seine Arme.

Ein wenig bedächtiger eilte Lisa herbei. „O Papa, wie gut, daß Du da bist, gestern hat der Röchenschornstein gebrannt, und Marike war so erschrocken darüber, daß sie sich zu Bett legen mußte!“

„Wir werden sie gleich kuriren,“ sagte Andrea deutsch. Bisher hatte Walter nur französisch mit ihr gesprochen, sodaß er fast erstaunt war über die Accentlosigkeit, mit der sie die ihr fremde Sprache redete.

„Dies sind die Kinder,“ sagte er und fuhr dann, sich zu ihnen wendend, fort: „Frau Andrea will so gut sein, bei uns zu bleiben.“

Andrea strich dem Knaben über das lockige blonde Haar und küßte Lisa's Stirn. Die Kinder waren verstummt und so erstaunt, daß sie sich nicht einmal ansahen. Walter ging voran in's Haus.

Die Veranda, auf welcher die Kinder gespielt hatten, lag voller Papierschnitzel; da es erst neun Uhr Morgens war und man den Herrn noch nicht zurückerwartet hatte, so war kein Zimmer gereinigt; die Köchin war drunten im Dorf beim Kaufmann, und Marike lag im Bett. Andrea sah sich verwundert um.

„Robert, lauf' hinüber und sag' dem Loader, daß er die Koffer in's Haus schafft! — — Oben sind drei

Zimmer: es wäre mir lieb, wenn Sie eines davon für sich und Lisa als Schlafzimmer, das zweite als Ihre Wohnstube wählten und das dritte, das kleine Giebelzimmer, für Robert bestimmten."

Andrea stieg die etwas steile Holzterrasse hinauf und fand drei hübsche Zimmer, aber mit kärglicher Einrichtung und den Spuren langer Unbewohntheit. Ihr war zu Muth, als müßte sie weinen vor Enttäuschung und Müdigkeit. Sie setzte sich auf das Bett, das mit einem Teppich zugedeckt war, legte Schleier und Hut und den schweren Reisemantel ab und wusch sich, nachdem sie sich vergeblich nach einem Krüge Wasser umgesehen hatte, das Gesicht mit Eau de Cologne. Als sie dann noch ihr schönes schwarzes Haar geordnet hatte, das sie tief und glatt in's Gesicht hinein gekämmt trug, weil es so gut zu ihren Trauerkleidern paßte, ging sie mit dem festen Vorsatz hinab, ihre Enttäuschung zu verbergen und sich Allen angenehm zu machen.

Marize war unterdeß aufgestanden, hatte den Kaffeetisch bereitet und sah die fremde Dame mit feindlichen Augen an.

Andrea aber, der es ein Bedürfniß war, bei ihren Dienstboten in Gunst zu stehen, fragte sie, wie es ihr ginge, und versprach ihr von ihren eigenen Tropfen; die würden ihr gut thun.

Dann rief Andrea die Kinder herein. „Habt Ihr noch garnichts genossen?“

Robert schüttelte den Kopf, Lisa aber meinte, man brauchte doch nicht immer Morgens schon zu essen — sie wäre überhaupt nicht für regelmäßige Mahlzeiten.

Da lachte Andrea, daß man ihre kleinen weißen Zähne alle sah, und erwiderte: „Das sagte Radu auch immer, wenn er seine Milch nicht trinken wollte.“

„Wer ist Radu?“

Sie erzählte nun von ihrem Sohne Radu, während sie den Kindern einschenkte. Lisa sah, daß sie sich selbst nicht bediente. „Warum nehmen Sie nichts?“ fragte sie.

„Ich warte auf Papa.“

„O, Papa kommt nie zu unserm Frühstück.“

„Geh mal, ihn zu bitten, Robert!“

Robert ging, und Walter kam.

Andrea, die diesen kleinen Sieg nicht zu beachten schien, fragte die Kinder, wer die Papierschnitzel auf die Veranda geworfen habe? — Wer sie hingethan, müsse sie auch wieder auffammeln!

Wer wolle ihr nun einen Krug Wasser auf ihr Zimmer tragen? Aber nur einen kleinen, einen großen erlaube sie nicht!

Als aber die beiden Kinder eifrigst jedes mit einem kleinen Krug in ihr Zimmer traten, hatte Marike den Waschtisch schon besorgt; Robert goß aus Aerger darüber das Wasser zum Fenster hinaus.

Walter hatte beim Frühstück kein Wort gesprochen und nur in seine Zeitung geschaut.

Es war Andrea eine Beruhigung, als er fort ging, denn nun konnte sie sich ein bißchen Erholung gönnen. Sie hätte gern ein warmes Bad genommen und wagte doch nicht darum zu bitten. Vielleicht war gar keine Badewanne im Hause, und wer sollte das Wasser die

Treppe hinaustragen? Wie konnten Menschen so leben wie diese!

Sie war so müde, daß sie sich nicht von ihrem Platz auf der Bettkante rühren mochte, und sie weinte bitterlich, zuerst nur, weil Niemand da war, der ihr die Koffer auspackte, und weil sie kein Bad hatte, und weil Keiner daran gedacht, in dem unwirthlichen Zimmer Feuer zu machen, und schließlich schluchzte sie darüber, daß ihr Mann, der so gut gegen sie gewesen und eigentlich keinen Fehler gehabt, sie so im Stich lassen konnte! Sie hätte es doch wirklich nicht verdient, Jeder hätte stets gesagt, sie sei ein Engel!

Der Gedanke, daß Alle die Art bewundert hätten, wie sie ihr Schicksal ertragen, war ein kleiner Balsam für ihren Schmerz, und sie konnte sich zusammennehmen, als plötzlich an ihrer Thür geklopft wurde. Die Kinder waren es, die ihr mittheilen wollten, daß sie alle Papierschnitzel auf der Veranda aufgesucht hätten; was sie nun thun sollten?

„Wollt Ihr mir helfen?“ fragte Andrea mit sanfter Stimme, als hätte sie nicht eben erst ihr Schicksal verflucht. Lisa sah, daß Andrea geweint hatte, und ihre ganze Opposition gegen die Fremde schmolz, sie trat auf sie zu, als wollte sie Andrea's Hand erfassen, aber ihre mädchenhafte Scheu hielt sie doch davon zurück.

„Zuerst wollen wir auspacken, dann muß ich mich umziehen, ich bin noch voll Reifestaub, und dann wird es wohl Mittagszeit sein.“

Auch Marike kam, um zu helfen, und Andrea fand

in ihren Koffern eine Schleife für sie, für Robert ein kleines Briefmarken-Album und für Lisa ein Porzellan-Kätzchen.

Es war wunderbar, was alles in den Koffern steckte; Mariße war erstaunt über die Fülle eleganter Wäsche und die Anzahl der Kleider, die alle schwarz waren; die Kinder bewunderten die Gegenstände für den Toilettentisch, die gestickten Decken und die Kästchen aus Ebenholz und Perlmutter.

„Du mußt Frau Andrea's Zimmer sehen, Papa,“ rief Lisa ihrem Vater entgegen, „es ist wunderschön!“

„Und ein großes Bild von Radu hängt an der Wand,“ setzte Robert hinzu.

„Die Kinder müssen täglich spazieren gehen,“ sagte Walter, als er wieder aufbrach, um in's Bureau zu gehen. Andrea folgte ihm auf die Veranda und bat ihn erröthend um etwas Geld und um Instruktionen in Bezug auf die Führung des Hausstandes und auf den Unterricht für die Kinder. Er sah sie an, und zum erstenmal fiel ihm auf, daß sie eigentlich hübsch sei. Die arme Frau! Sie war gewiß von der Natur nicht dazu bestimmt, so viel Schweres zu tragen und in solche Abhängigkeit zu gerathen!

„Darüber wollen wir heute Abend reden,“ sagte er kurz und wandte sich ab.

Andrea fühlte sich durch seine abweisende Art etwas gekränkt. Was mißfiel ihm an ihr? Daß sie um Geld bat? Sollte er geizig sein? Aber er hatte ihr ja ein Gehalt von 3000 Frank zugesichert, sehr viel mehr, als sie beansprucht hätte, das sah doch nicht nach Geiz aus!

Und um Geld hatte sie ihm doch bitten müssen, womit sollte sie sonst den Haushalt führen?

Es verwirrte sie ganz, und um Ruhe zu haben, schickte sie die Kinder mit Marike aus, weil dieser die Luft gut thun würde, wie sie liebenswürdig meinte. Die Kinder wären lieber mit Frau Andrea gegangen, um ihr die Lieblingsplätze zu zeigen, sie blieb aber fest, indem sie vorschützte, sie müsse an Radu schreiben. Statt dessen jedoch legte sie sich auf's Bett und schlief ein.

Sie war aber zu erregt, um lange Ruhe zu finden. Es schien ihr unglaublich, daß sie es war, die hier in dem kleinen Hause im Gebirge die Rolle einer Erzieherin spielen sollte. Sie hatte sich in den Gedanken eingelebt, in Bukarest Musik- und Sprachstunden zu geben, manchmal wohl auch in einem Konzerte mitzuwirken, wo Jeder auf sie aufmerksam geworden wäre und gerühmt hätte, wie tapfer und ergeben sie ihr Schicksal trüge, die schwer-müthige, schöne junge Wittwe! — Dabei fiel ihr ein, daß sie ihr Klavierspiel nicht vernachlässigen dürste; sie suchte sich einige ihrer Lieblingsnoten heraus und ging hinunter in's Wohnzimmer, wo sie das Klavier vermuthete. Es war aber keines da, und auf ihre Frage sagte die Köchin, es wäre auch nie eines dagewesen. Andrea trug ihre Noten zurück und saß nun träumend am Fenster, bis die Kinder wiederkamen. Das war ihre Lieblingsbeschäftigung, ganz stille zu sitzen und sich irgend etwas Angenehmes auszumalen.

Es lag nicht in ihrer Natur, rückwärts zu blicken oder etwas Geschehenes zu bedauern. Alles hatte so kommen müssen, wie es gekommen war; daneben war

sie von Einem stets überzeugt: daß sie richtig gehandelt hatte. Das Vorwärtsblicken bot nun gerade auch nicht viel Erheiterndes, aber es entbehrte doch nicht ganz des Reizes. Der Hausherr war noch jung, und gerade seine Zurückhaltung wirkte anziehend. Er war groß und schlank, seine Augen sahen aus, als könne er sehr heftig werden. Es müßte pikant sein, wenn er einmal die Zügel der Selbstbeherrschung verlöre, Andrea hätte das einmal sehen mögen! Bisher hatte sein Wesen sie eingeschüchtert, nun aber, wo sie es sich überlegte, war er doch auch nur ein Mann! — Am meisten rührte es ihn, wenn sie von Radu sprach, das hatte sie schon gemerkt; wollte sie also bei ihm etwas gelten, dann mußte sie vor allem eine gute Mutter sein und seinen Kindern gefallen!

Gerade jetzt kehrten diese zurück.

„Kannst Du Märchen erzählen?“ fragte Robert, als sie zusammen im Wohnzimmer saßen.

Andrea hatte Märchen nie leiden mögen und sie daher auch nie behalten können; sie las überhaupt nicht gern, es machte sie immer schläfrig.

„Nein, aber ich will Euch eine Geschichte vorlesen,“ antwortete sie, „wenn Ihr ein hübsches Buch habt.“

Nachdem Andrea eine kurze Erzählung vorgelesen hatte, fragte sie Lisa, ob sie sich noch ihrer Mutter erinnere? Lisa nickte zuerst nur, dann erzählte sie, wie sie einmal mit der Mutter durch den hohen Schnee gegangen sei, um Papa zu überraschen — Papa aber hätte sich nicht gefreut, und sie Beide hätten sehr gefroren. Vorigen Sommer aber hätten sie oft mit ein-

ander im Walde gelegen — und so durcheinander, nach Kinderart.

„Hast Du nicht ein Bild von ihr?“ fragte Andrea.

„Nein, aber Papa hat eins in seinem Schubfach!“

Andrea jedoch gestattete ihnen nicht, es zu suchen.

Es war schon fast dunkel, als Walter nach Hause kam; die Kinder hatten sein Nahen nicht bemerkt und saßen rechts und links von Andrea auf dem Sopha. Das war ein hübsches Bild, und wenn es ihm auch im ersten Augenblick scharf in die Seele schnitt, so freute es ihn, als er darüber nachdachte, doch sehr. Auf dem Tisch vor ihnen, unter der kleinen Lampe, lagen die Bilderbücher der Kinder; er hatte schon lange keinen solchen Anblick gehabt, und auf den kindlichen Gesichtern lag eine Ruhe, die er so oft vermißt.





3. Kapitel.

Vapa, Du weißt nicht, was sie für kleine weiße Füße hat! Als wir neulich durch die Rea waten mußten, zog sie sich auch Schuh' und Strümpfe aus, da sah ich sie," sagte Lisa, die neben ihrem Vater auf der Chaussee entlang schritt.

Der Sommer war durch das Thal gezogen; es war herbstlich kühl, und sie gingen schnell, um nicht zu frieren. Das Thal war im bunten Blätterschmuck des Octobers besonders schön, und trotz der Nachtfroste war noch kein Baum seiner Blätter beraubt.

"Das war recht unvernünftig bei solcher Temperatur," entgegnete er, aber das Bild der weißen Füße blieb ihm vor Augen.

Lisa ließ sich durch den kühlen Einwurf nicht abschrecken, weiter zu erzählen von allem, was sie während einer längeren Abwesenheit ihres Vaters erlebt hatten.

Das Geplauder seines Töchterchens war für Walter wie ein säuselnder Wind und erweckte in ihm lauter angenehme Empfindungen; halb hörte er auf den Sinn der Rede, halb freute er sich an dem frischen Klange der

Stimme. Lisa war glücklich, das hörte er aus diesem Tone heraus: sie war wieder Kind geworden, ohne es selbst zu ahnen.

Als Vater und Tochter in's Haus traten, saß Robert noch vor dem neuen Pianino, das im Eßzimmer seinen Platz gefunden, und spielte Tonleitern; Frau Andrea neben ihm, eine bunte Stickerei im Schoß, zählte halb träumend „eins — zwei — drei!“ Jetzt aber sprang Robert auf und klappte schnell das Klavier zu. „Nun ist's genug, nicht wahr?“ Andrea nickte, und fort war er.

Sie hatte ihre Arbeit noch nicht aus dem Schoß genommen — alle ihre Bewegungen waren langsam —, als Walter in das Zimmer trat.

„Ich war auch in Wien,“ sagte er. „Ach!“ entgegnete sie erröthend.

„Und ich habe Ihren Sohn gesehen — ein hübscher Junge!“

„Nicht wahr?“ rief sie freudig aus. Aber warum sagte er ihr das jetzt erst? Warum nicht gleich bei der Ankunft?

„Zu Weihnachten hole ich Ihnen Radu her,“ fuhr er fort.

„Das ist zu viel!“ sagte sie gerührt, „Sie sind zu gütig!“

„Ich muß so wie so im December wieder nach Wien,“ setzte Walter hinzu, als er aufstand, um in sein Zimmer zu gehen.

Sie sah ihm erstaunt nach. Er, den sie den kältesten Egoisten genannt, weil er sich gar nicht um sie kümmerte,

er hatte nicht nur daran gedacht, ihren Sohn aufzusuchen, er wollte ihn ihr auch holen!

„Dabei hat er doch eine merkwürdig kurz angebundene Art,“ dachte sie, „aber sonst ist er eigentlich ein schöner Mann, — wenn er nur nicht so unnahbar wäre!“ —

„Da kommt Herr Molin wieder!“ rief Robert am nächsten Tage. „Wie langweilig! Nun muß ich den Stuhl abrücken.“ Er klebte eben Abziehbilder, die sein Vater ihm mitgebracht, auf die Glasthür zur Veranda. Walter, welcher Robert geholfen hatte, sah zum Fenster hinaus. Molin war einer seiner Ingenieure.

„Wieder? Er war ja noch nie hier,“ meinte er.

„Doch, er kam jeden Tag, um zu fragen, ob wir Nachricht von Dir hätten und wann wir Dich erwarteten. Frau Andrea versteckte sich schon, wenn er kam, und ich auch,“ sagte Lisa, „aber er entdeckte uns doch und schloß sich uns auf unsern Spaziergängen an.“

Walter wunderte sich, was Herr Molin bei ihm wollte; sie sprachen sich sonst meist nur auf der Strecke oder im Baubüreau.

Da aber gerade zum Abendessen gerufen ward, konnte er nicht umhin, Molin aufzufordern, daran Theil zu nehmen. Walter war schweigsam, und der Haupttheil der Unterhaltung fiel Andrea zu, welche die liebenswürdige Gabe hatte, mehr die Anderen sprechen zu machen als selbst zu sprechen. Es nahm Walter Wunder, ob Molin's Erzählungen von einer durchgefallenen Novität am Bukarester Theater und von den letzten Nihilisten-Attentaten in Rußland sie wirklich interessirten. — Dieser Mensch redete ja nur nach, was in seiner Zeitung

stand, eine eigene Ansicht hatte er über nichts! Wie konnte Andrea so auf ihn horchen, als wäre jeder Satz ein Orakel?

Die Mahlzeit dauerte Walter zu lange, und er schickte darum die Kinder direct vom Essen ins Bett.

Molin sprach jetzt über Musik und sagte, sich an Andrea wendend, er hätte oft heimlich ihrem Spiel gelauscht, ob er es nicht jetzt einmal offen und erlaubtemaßen thun dürfte? Sie lächelte sehr lieblich, antwortete aber ausweichend.

„Warum spielen Sie nicht?“ fragte Walter.

„Wenn Sie es wünschen . . .“ erwiderte sie gekränkt. „Aber es stört die Kinder beim Einschlafen, darum spiele ich Abends nie!“

Das war nicht die reine Wahrheit, denn während seiner Abwesenheit hatte sie es oft gethan.

„Die Kinder müssen sich daran gewöhnen,“ meinte er leicht hin.

Sie setzte sich an's Klavier, und mit derselben Freundlichkeit, als thäte sie etwas höchst Erwünschtes, wandte sie den kleinen Kopf, den die schwarzen Haare so eng umrahmten, und fragte, ob die Herren für irgend einen Komponisten eine besondere Vorliebe hätten? Molin, der ein großer Raucher war, legte seine Cigarette fort und bat um eine Chopin'sche Polonaise; Walter drückte keinen Wunsch aus, obgleich er wohl wußte, daß ihr Blick noch fragend auf ihm ruhte.

Sie spielte mit großer Fertigkeit, und es machte ihr Freude, vorzuspielen. Molin schloß die Augen und

sagte nur einmal zu Walter, Musik wäre doch der höchste Genuß.

Dieser zuckte die Achseln und sah nach der Uhr, als Andrea aufgehört hatte. Es war erst neun Uhr, aber Molin hatte den Wink verstanden und zog sich zurück.

Andrea schloß gerade das Klavier, als Walter, der den Gast hinaus begleitet hatte, wieder in's Zimmer trat. Sie hatte ihm vorhalten wollen, daß er entschieden kein Musikfreund sei, und daß es ihr leid thäte, ihn so gelangweilt zu haben; allein als er vor ihr stand, sagte sie nichts.

„Erinnern Sie sich noch unseres Contractes?“ begann er.

Sie sah ihm erschrocken in die Augen und bemerkte nicht, daß in ihnen etwas Schalkhaftes zitterte.

„Im Contracte steht nämlich,“ fuhr er fort und sah zur Zimmerdecke auf, „daß Sie keinen Besuch empfangen dürfen — dieser eben galt Ihnen!“

Jetzt lächelte sie und sagte: „So verbieten Sie ihn für die Zukunft!“

„Aber ich will doch Ihrem Glücke nicht im Wege stehen: Molin ist ein anständiger Mensch und bis über die Ohren in Sie verliebt.“

„Wie können Sie nur so etwas sagen!“ rief sie aus.

„Nein, ich verstehe mich darauf; er tritt nächstens in Frack und weißer Cravatte an und bittet um Ihre Hand.“

Andrea lachte halblaut. „Woher sollten Sie sich darauf verstehen?“ fragte sie und fixirte ihn.

Er beachtete ihre Frage nicht, sondern fuhr fort:

„Und warum sollten Sie ihn nicht nehmen? Es wäre doch ein besseres Leben, als hier Gouvernante sein!“

„Ich versichere Sie, Herr Molin denkt an alles andere, nur nicht an mich, und wenn auch, ich will mich nicht wieder verheirathen!“

„Warum nicht? Das ist ein thörichter Vorfaß,“ entgegnete er und sah sie plötzlich scharf an.

„Warum nicht?“ wiederholte sie weich. „Sie fragen noch? Um Radu's willen nicht! Wer würde mich jetzt überhaupt noch heirathen?“

„Darüber habe ich kein Urtheil. Uebrigens sind Männer meistens gut gegen ihre Stieffinder, was ich keiner Frau zutraue.“

Sie schwieg, deshalb fuhr er fort:

„Was aus einer Neigungsehe werden kann, haben Sie ja gesehen — denn ich denke, die Ihre war eine?“

„Ja, was man so nennt; ich kam eben aus der Pension, Alle fanden es ein großes Glück, daß er sich um mich bewarb, ich fand es darum natürlich auch. Und er war immer sehr gut gegen mich — wie ein Vater.“

„War er so viel älter?“

Die Frage schien sie verlegen zu machen.

„Er war schon über fünfzig, als er mich heirathete, darum war er auch so eifersüchtig.“

„Ah!“ sagte Walter langgedehnt. „Es war also wohl mehr Berechnung als Liebe bei Ihnen?“

„Wirklich nicht; er hat mir immer so sehr gut gefallen — freilich, was Liebe ist, weiß ein so junges Mädchen nicht, das lernt man erst später!“

Beide schwiegen einen Augenblick; es war ein gefährliches Thema.

„Er war hübsch und sah vornehm aus,“ fuhr sie dann fort. „Ein bißchen blasirt, und ich glaube“ — dabei guckte sie ihn ganz erschrocken an — „ich glaube, er färbte sich Bart und Haare schwarz, aber genau habe ich es nicht gewußt, die Anderen sagten es nur.“

Walter sah sie mit gemischten Gefühlen an; wie konnte eine Frau so kindisch sein, auf unwesentliche Neußerlichkeiten Werth zu legen! Daß sie es absichtlich that, daß sie genau wußte, wie gut es ihr stand, wenn sie solch kindlich unverständiges Gesicht machte, kam ihm nicht in den Sinn. Er dachte an seine verstorbene Frau. — Ja, die war aber auch aus anderer Race gewesen, hatte eine andere Erziehung gehabt und in anderer Umgebung gelebt!

Andrea fühlte, daß seine Gedanken sich von ihr abgewandt hatten. „Sie müssen mich nicht verachten,“ sagte sie demüthig, „ich weiß, daß ich nicht so bin, wie Sie sich Frauen denken, aber ich lerne ja noch durch Sie.“

Sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam, das zu sagen. In seinen blauen Augen erglänzte plötzlich etwas, fast wie eine Thräne, er wandte sich aber schnell ab und sagte:

„Wollen Sie die Lampen löschen lassen? Es wird spät, und ich muß morgen früh zur Arbeit. Gute Nacht!“

Er reichte ihr nicht einmal die Hand, wie er sonst seit einiger Zeit zu thun pflegte. Sie legte den Kopf auf das geschlossene Klavier und fing an zu weinen, wußte aber wirklich nicht warum. War es gekränkte Eigenliebe oder mehr?

Walter ging unterdeß in seinem Zimmer auf und ab mit festzusammengezogenen Brauen. Auch er mußte nicht, was ihn so erregte, daß er gar nicht zur Ruhe kommen konnte. Er holte seiner Frau Bild aus dem Schubfach und versenkte sich in die bekannten Züge ihres lieben Gesichts, das nun schon fast ein Jahr unter der Erde ruhte. Dann legte er das Bild unter sein Kopfkissen und schlief ein.

Von dem Abend an vermied er aber, mit Andrea allein zu sein, und nahm jede Gelegenheit wahr, die ihn in die Stadt führte.

So kam der Winter in's Land.

Acht Tage vor Weihnachten reiste Walter ab, um Radu zu holen.

Im November hatte der Schnee schon hoch gelegen, war aber bald geschmolzen, und den ganzen December hindurch blieb das Wetter weich und lau; der hohe waldbedeckte Berg, der Walter's Wohnung gegenüber auf dem linken Ufer der Prachowa steil in die Höhe ragte, sah fahl und schwarz aus; nur wenige Tannen standen zwischen den struppigen Buchen. Der Ausblick da hinaus war förmlich traurig geworden. Nur Lisa suchte sich aus den harten Formen der blattlosen Aeste und Zweige Gestalten zu bilden, als sie Perlen aufreihend gegen Abend am Fenster stand. Sie war zehn Jahre alt geworden und dachte oft, sie wäre doch gar nicht mehr jung; oft auch machte sie sich Vorwürfe, daß sie so selten an ihre Mutter dachte, daß sie lachen könnte und sich eigentlich vor dem Kirchhose fürchtete — Andrea hatte ihr so graufige Geschichten darüber erzählt.

„Wenn Du siehst, wie die Sonne hinter dem Würfku Dor entschwindet, Robert, wird Dir dann auch immer so bange?“

„Warum, Lisa?“

„Ich weiß es selbst nicht, ich muß dann an die Ewigkeit denken, die macht mir Angst. Denke nur, wenn man todt ist, kommt man nie, nie wieder, und die Sonne geht doch gerade so unter.“

„Natürlich thut sie das! Aber wir sind im Himmel und sehen alles.“

Dabei wirbelte er einen Trommelschlag auf dem Klavier mit solcher Energie, daß Lisa sich die Ohren zuhielt, er aber lachte und freute sich.

Andrea saß träumend in ihrem Zimmer; sie freute sich wohl über das Kommen ihres Sohnes, aber da ihre Liebe zu Radu und ihre Sehnsucht nach ihm mehr eine Einbildung, ein vager Begriff, als ein wirkliches Gefühl waren, so liebte sie ihn mehr, wenn sie nur an ihn dachte, als wenn sie ihn vor sich sah; denn dann mußte sie nichts mit ihm anzufangen. Und so war es schon seit einigen Jahren gewesen, eigentlich seitdem er keine Kleidchen mehr trug. Dabei hatten Alle stets gesagt, daß sie eine rührend gute Mutter sei, und sie war selbst davon überzeugt, daß sie alles für Radu zu thun im Stande sei; es mußte also an ihm liegen, wenn sie nicht mit ihm fertig werden konnte.

Dabei dachte sie natürlich auch an seinen Reisegefährten, den merkwürdig verschlossenen Mann. Sie hatte doch gar keinen Eindruck auf ihn gemacht, so viel Mühe sie sich auch gegeben, — vielleicht hatte er ihre

Absicht durchschaut? Seitdem er sie einmal im Herbst mit Molin geneckt, hatte er nie wieder mit ihr unter vier Augen gesprochen, aber Molin alle Augenblicke eingeladen. An den Abenden, die der Fremde bei ihnen zubrachte, wurde sie dann oft aufgefordert, zu musciren; in letzter Zeit schlug Walter aber auch einen Whist zu Dreien vor. Andrea's schwache Seite waren die Karten; sie spielte leidenschaftlich gern, sie schien dann eine ganz Andere zu werden; sie verstand sogar aus den Karten zu weisfagen und wußte viele Kartenkunststücke.

Wie Andrea jetzt so stille dasaß, fiel es ihr ein, daß sie sich eigentlich sehr langweilte. Es war doch auch bitter, acht Monate lang ohne jede Abwechslung in dem abgelegenen Thale zu leben! Wie konnte Walter es in solcher Beschränkung aushalten? Sie malte sich aus, wie schön es sein würde, wieder ein großes, elegantes Haus zu haben und viele Dienstboten; es war so unangenehm, bei Tische von dem Mädchen bedient zu werden; sie hatte im Hause ihres Mannes immer einen Diener in Livree gehabt.

Freilich war dieser Aufenthalt im Gebirge nur ein Provisorium, in weniger als zwei Jahren würde die Eisenbahn beendet sein und Walter in die Stadt ziehen. Vielleicht würde man ihn zum Director der Bahn ernennen; das wünschte sie eigentlich.

Ungefähr dieselben Gedanken machte sich Walter, als er in Wien über den Ring schlenderte. Es war naschkaltes Wetter und die Straße öde, trotz des bevorstehenden Weihnachtsfestes. Ihm waren die Großstädte zuwider; er sah die hohen Miethshäuser mit Grausen

an und nahm sich vor, seine Kinder nie in solche städtische Enge einzuzwängen. Und doch, einmal mußte er Robert fortgeben, auch dann, wenn er in Bukarest den Director-Posten inne hätte: der Junge durfte nicht in Rumänien aufwachsen; das Mädchen schon eher, im eigenen Hause.

Noch war es zu früh, um zu Radu zu gehen, zu kalt, um auf der Straße zu bleiben, so trat er in ein Café und griff nach einer Zeitung. Seit dem Tode seiner Frau hatte er sich daran gewöhnt, viele Zeitungen zu lesen; sie tödteten ihm die Stunden der Müdigkeit. Heute jedoch langweilten sie ihn alle, ja, sie ekelten ihn an, besonders die humoristischen. Was fehlte ihm nur? Vielleicht war es der schwere graue Himmel. „Das Beste wird sein, sich zu Bett zu legen und ordentlich auszuschlafen,“ sagte er sich und fuhr in's Hôtel zurück. Beim Portier bestellte er sich ein Billet für die Oper des heutigen Abends und ging auf sein Zimmer. Aber die Müdigkeit war fort. „Gut, dann mache ich erst die Besorgungen, welche Andrea mir aufgeschrieben hat!“ Er nannte sie in seinen Gedanken immer Andrea, weil der Name so zu ihr paßte.

Seine ganze Briefftasche duftete nach dem Zettelchen, das Andrea ihm mitgegeben; er konnte parfümirtes Briefpapier eigentlich nicht leiden, machte aber eine Ausnahme für sie, denn zu ihr paßte es, und zu der wunderschönen Handschrift, die sie hatte. Eine so gleichmäßige Schrift sah er noch nie; sie schrieb wenig und ziemlich langsam, doch immer gleichmäßig schön, ob es eine Küchenrechnung war oder ein Brief.

Als er mit den Besorgungen fertig war, klingelte er an der Hausthüre von Radu's Pension. Eine der beiden Damen des Hauses kam ihm auf dem Flur entgegen. „Ach, Herr Walter, wie traurig, vorgestern Abend ist Radu krank geworden, er hat die Masern!“

Walter wünschte sich innerlich Glück dazu, daß er Andrea verboten hatte, ihrem Sohne im Voraus seine Absicht, denselben abzuholen, mitzutheilen. Nun war dem Knaben die Enttäuschung erspart; aber er dachte an die der Mutter. — Wie unglücklich würde sie sein, und wie sollte er es ihr erleichtern?

Er ging bald wieder, um Andrea zu benachrichtigen, daß ihr Sohn nicht käme.

Sollte er hierbleiben? Er hielt es nicht aus, sie unglücklich zu wissen; er hielt es überhaupt nirgends aus ohne sie. — Was fehlte ihm nur? Er war doch nicht verliebt?

Wie ihm der Gedanke zum ersten Mal durch den Kopf fuhr, erschrak er. Er konnte doch nicht von Neuem lieben? Und Maria? Sie war doch sein Alles gewesen! Was er für Andrea empfand, war nichts von der heiligen, ruhigen Liebe, die ihn mit Maria verbunden — Andrea mußte fort aus seinem Hause! Diese Reise hatte es ihm klar gemacht: wenn sie in seiner Nähe bliebe, würde er zum Narren werden! Diese weiche, einschmeichelnde Stimme, diese weichen, einschmeichelnden Bewegungen! Ueberall sah und hörte er nur sie! Sie war der Typus der Orientalin, der Typus unwiderstehlich anziehender Weiblichkeit. — Er aber war kein Mann, der seinem Sinnenrausch erliegen konnte; ein

schönes Leben hatte er gelebt, ein einziges — für ihn gab es kein zweites mehr, nur noch die Pflicht gegen seine Kinder! — Nein, heirathen wollte er nicht wieder, er durfte seinem Leben kein neues Interesse einfügen!

Allein war das Interesse nicht schon da? War er nicht um ihretwillen nach Wien gereist, war es nicht ihr Sohn, den er hatte holen wollen? — Und unter welchem Vorwande sollte er Andrea aus seinem Hause entfernen? Was sollte dann wieder aus seinen Kindern, aus seinem kleinen Hausstande werden?

Wollte er ein wahrhaft guter Vater sein, so mußte er sich selbst bezwingen lernen! Was er empfand, mußte er verbergen — sie durfte es nicht ahnen, wie sie es bisher nicht geahnt. Sie war sich ihrer Macht nicht bewußt, und hatte er sich bis jetzt so gut verstellt, warum sollte es ihm nicht auch in der Folge gelingen? —

Walter blieb volle vierzehn Tage in Wien. Opernhaus und Burgtheater machten ihm keine Freude, es langweilte ihn alles, und jedes Mal, wenn wieder ein Tag vergangen war — und wie langsam verging er! — war er stolz darauf, daß er noch nicht nach Hause gefahren war. Seine einzige Freude war Radu, an dem er überraschend viele Züge von Aehnlichkeit mit Andrea entdeckte.

Radu war ein frühreifer und sehr kluger Junge; er sprach sehr gern, discutirte über und gegen alles, mit Vorliebe gegen das Christenthum, das ihm in Gestalt seiner unwissenden Popen von Kindheit an lächerlich erschienen war. So beschrieb er einmal den Damen, bei denen er wohnte, die Beichte der orientalischen Kirche.

Walter rührte sich nicht hinter seinem Zeitungsblatte, und der Junge mochte wohl glauben, daß er nicht zuhörte — oder es kümmerte ihn nicht. „Es war zum Todtlachen! Mama war zu leidend und Papa ging nicht in die Kirche, so war ich der Einzige. Der Pope kam immer in's Haus zur Beichte, aus Angst, daß wir es einmal vergäßen, und er um sein Geld käme. Ich mußte niederknien und dann ging der Unsinn los; unterdeß zählte ich ein über das andere Mal bis hundert; aber er wollte doch was thun für's Geld und hörte nicht auf, mir Bußgebete vorzulesen, während ich unter seinem goldgestickten Gewande, das mir über den Kopf gelegt war, schwitzte! War das überstanden, ging's am andern Morgen früh in die Kirche. „Schluck's schnell nieder, mein Schatz,“ flüsterte der Pope mir zu, wenn ich mich vor dem geweihten Brote einen Augenblick besann, es sah nämlich nicht sehr appetitlich aus.“

Seine Zuhörerinnen sicherten; die eine sagte aber: „Du solltest Dich schämen, Radu, so über heilige Dinge zu reden.“

„Das ist alles Vorurtheil,“ entgegnete er achselzuckend.

Walter hatte sich nicht geregt, obgleich ihm einmal die Lust gekommen war, den Jungen zu ergreifen und zu schütteln. Aber was hätte es genutzt? Er konnte wohl verhindern, daß Radu in seiner Gegenwart so sprach, aber seine Auffassung konnte er durch eine vorübergehende Heftigkeit nicht ändern. Dazu bedurfte es eines langen, tiefgehenden Einflusses auf ihn, und wie den ausüben? War das überhaupt seine Aufgabe?

So stand Walter auf und sagte Radu, daß er noch an demselben Abende zurückreisen würde. Er hatte sich plötzlich dazu entschlossen; wie er nun in der Eisenbahn saß, begriff er nicht, daß er seine Heimreise so lange hatte aufschieben können, daß er nicht daran gedacht, den Weihnachtstag mit seinen Kindern zu verleben!

Man hatte ihn zu Hause sehr vermißt; auch nachdem Andrea die Nachricht erhalten, daß ihr Sohn nicht käme, hatte sie Walter mit jeder Post zurück erwartet und sich an jedem Morgen gefreut, daß das Wetter nicht umgeschlagen und noch kein Schnee zu befürchten sei. Er hatte ihr einmal über Radu's Befinden geschrieben, damit sie sich keine unnöthigen Sorgen mache; seitdem aber hatte sie gewartet und gewartet. Es war sehr öde im Hause ohne ihn, diesmal mehr als je; nichts machte ihr mehr Freude, nicht einmal Molin. Die Kinder waren mißmuthig; Robert war schon zweimal ernstlich ungezogen gewesen, so daß Andrea darüber geweint hatte, und auch Lisa hatte sie einmal durch Entziehung der süßen Nachspeise strafen müssen, weil sie ihr nicht hatte gehorchen wollen. Spazierengehen mochte sie gar nicht mehr; die Wolken zogen so tief um die Berge, und der feuchte Nebel war fast unangenehmer als sonst die starke trockene Kälte. So schickte sie die Kinder täglich mit dem Mädchen aus; heute waren sie gegangen, um einen kleinen Tannenbaum zu holen, denn Robert hatte so lange darum gequält, daß man ihnen jetzt, da sie nicht Weihnachten gefeiert, wenigstens zu Neujahr einen Christbaum aufspuhte. Andrea war es jedoch schon leid ge-

worden, daß sie es den Kindern erlaubt hatte, es machte so unnöthige Mühe.

Sie saß allein am großen Eßtisch und klebte aus Goldpapier eine Kette, als sie plötzlich Hundegebell und Geräusch in der Küche hörte. Sie erschrak, denn in der Frühe hatte sie sich für's neue Jahr die Karte gelegt und gefunden, daß ihr ein großer Schreck bevorstünde; nun dachte sie an nichts Geringeres als einen Ueberfall — der Knecht war ja mit den Kindern und Marike im Walde, nur die Köchin und sie waren im Hause, und schon begann es zu dämmern! Wo blieben nur die Kinder so lange?

Sie stand auf; in demselben Augenblick hörte sie Tritte im Nebenzimmer und taumelte förmlich zurück, als Walter vor ihr stand. Es war nicht die Stunde, um welche die Post anlangte; er hatte an der Grenze einen Wagen genommen, um etwas früher da zu sein — der Kinder wegen. Als er ihre heftige Bewegung sah, trat ihm das Blut heiß in den Kopf; er streckte den Arm nach ihr aus, er dachte, sie würde fallen, und als er sie berührt hatte, zog er sie leidenschaftlich an sich und küßte sie. „Andrea!“ flüsterte er, „liebe Andrea!“

Er wußte nicht, wie er alle seine Vorsätze hatte vergessen können, er wußte nicht, was er sagte und that. Sie hob schweigend ihre beiden Arme und legte sie auf seine Schultern.

Ein Geräusch vor der Thür riß sie schnell aus seinem Arme. Es waren die Kinder, welche einen großen nassen Baum hereinzogen, der das ganze Zimmer beschmutzte.

Andrea stand betäubt im Hintergrunde der dämmerigen Stube; die Stimmen von Vater und Kindern drangen nur gedämpft zu ihr, denn ihr sauste das Blut in den Ohren. Wie wunderbar war der Augenblick in seinem Arm gewesen! Würde sie einen zweiten erleben?

Sie wunderte sich, ob er es den Kindern gleich sagen würde; er ließ aber die Kiste aus Wien hineintragen, öffnete sie selbst und gab Jedem unter Scherz und Lachen seine Geschenke. Andrea saß träumend da und hörte kaum, was er ihr von Radu erzählte. Anders Walter. Er war laut glücklich, ihm war zu Muth, als habe er ein Gewebe von Lug und Trug zerrissen, das er selbst gesponnen, — nein, als hätte ein gütiges Geschick es für ihn gethan!

Als endlich die Kinder zu Bette geschickt waren, setzte er sich neben sie auf's Sopha, zog sie in seine Arme und küßte sie mit wilder Leidenschaft. Sie gab sich seiner Liebe willig hin, in dem merkwürdigen Gefühl, als begänne ihr Leben erst jetzt, als habe sie bisher auf diesen Rausch gewartet, als sei dies erst die Erfüllung ihres Seins! — —

Als Walter am nächsten Morgen aufwachte, war ihm so ängstlich zu Muth, als hätte er etwas nie wieder gut zu Machendes gethan. Er hatte gegen seine Ueberlegung gehandelt, sich von einer Leidenschaft hinreißen lassen, die er nie in sich geahnt. Er zürnte der Frau, die sie in ihm erweckt. Hatte er es sich in Wien nicht fest vorgenommen, sich nicht wieder zu verheirathen? Wie war es nur über ihn gekommen? Konnte er noch zurück?

Er zog sich an und ging in seinem Zimmer auf und ab, immer die Möglichkeiten überdenkend, die ihm noch geblieben wären. Er dachte an seine Kinder, was für sie das Beste wäre. Wie hatte er sich gestern Abend so ganz vergessen können? Andrea war Ausländerin und, wie er jetzt plötzlich deutlich sah, eine Frau, die seinen Ansprüchen in keiner Weise genügte; sie war durch und durch Rumänin, sentimentale Phrasen ersetzten ihr das Pflichtbewußtsein, sie hatte keinen Ernst, kein Gefühl für Wahrheit, sie war ein schönes Käzchen, ein Spielzeug für einen Orientalen, aber keine Gefährtin für einen deutschen Mann!

Dumm war sie nicht, gewiß nicht, sie verstand vieles, war vielleicht schlauer als er, aber sie hielt im Grunde ihres Herzens Wissen nur für ein Mittel zum Zweck — das höchste im Leben war ihr der Genuß.

Woher wußte er es nun plötzlich so genau, was er sich in den letzten Wochen verhehlt hatte? Konnte die Erkenntniß ihm nutzen? Ist der Mensch dazu bestimmt, nie im Können das zu erreichen, was sein Wollen ist? Nein, diesem Fluche wollte er nicht verfallen, er fühlte in sich die Kraft, nach seinem Erkennen zu handeln; er hatte gestern einen schweren Fehler begangen, für den er eine Buße auf sich nehmen wollte, aber diese Buße durfte nicht in der Vergiftung seines und seiner Kinder künftigen Lebens bestehen! Mit dem Bewußtsein seiner Schuld mußte er im Stande sein, das Richtige zu treffen — Andrea mußte fort aus seinem Hause!

Jetzt fiel ihm ein, daß er im Sommer schon Andeutungen gehört hatte über die schöne Wittwe, die sein

Haus führe. Natürlich, in einem so verläumderischen Lande war Andrea's Ruf durch den Aufenthalt bei ihm längst untergraben, aber so lange er sich keiner Schuld bewußt gewesen war, hatte er sich nicht darum gekümmert. Jetzt freilich sagte ihm sein Gewissen, wenn er bis gestern noch keine Verschuldung gehabt, heute könne er sich ihr gegenüber nicht mehr frei fühlen!

Was nützte es, ihr jetzt seine Schuld einzugestehen? Vor der Härte, sie gleich fortzuschicken, wich er zurück. Würde es nicht allgemein heißen, er wäre ihrer überdrüssig geworden? Allmählich wollte er das Verhältniß lösen. — War sein Versehen vielleicht noch mit Geld gut zu machen?

Er hatte den Kopf auf beide Arme gestützt und grübelte über die unselige Lage nach, in die er sich gebracht; so bemerkte er nicht, daß Andrea leise eingetreten war, bis er ihre Arme an seinem Halse fühlte. Er zitterte bei der Berührung, einen Augenblick war ihm, als müsse er sie zurückstoßen, aber sie war eine Frau, und er fühlte sich ihr gegenüber waffenlos.

„Ich habe kein Auge zugethan,“ sagte sie in deutscher Sprache, weil sie wußte, daß er die am liebsten hörte. „Ich habe nur an Dich gedacht.“

Er stand auf, um sich von ihr frei zu machen, so daß sie ihn befremdet ansah.

Mit ihr war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, als wäre ihr frisches Blut in die Adern gegossen: ihre Augen glänzten wie die eines Kindes, ihre Bewegungen waren elastisch und hatten die leise Schwerfälligkeit verloren. Er sah das alles und sah, daß

sie schön war, — fühlte sie, daß er nicht mehr derselbe war?

Sie tauchte ihren Blick mit dem festen Willen, ihn zur Erinnerung seines Rausches von gestern Abend zurückzubringen, in seine Augen; sie sah, daß ein leises Zucken über sein Gesicht flog, trat dicht an ihn heran, zog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn. Er ließ es geschehen.

In demselben Augenblick sprang die Thür auf; Robert rief seinen Vater zum Frühstück. Er blieb verwundert stehen; durch die geöffnete Thüre blickte Lisa, die mit Hülfe des Knechts den Tannenbaum aufrichtete, die Gruppe an.

Walter besann sich keinen Augenblick, sondern ließ seine beiden Kinder herantreten und Andrea die Hand küssen, sie würde ihre zweite Mutter werden!

Er selbst zog dann Andrea's Arm durch den seinen und führte sie an den Frühstückstisch.

Die Kinder schwiegen, und die ersten Minuten waren von größter Peinlichkeit.

„Ich hoffe, Ihr werdet der neuen Mama artige Kinder sein,“ sagte Walter, um das Schweigen zu brechen. Lisa begann zu weinen.

„O, sie sind ja immer so lieb und gut gewesen,“ entgegnete Andrea, stand auf und umarmte Lisa. „Nicht wahr, Robert, heute ist der Tannenbaum die Hauptsache?“

Robert nickte, schaute aber ganz bedenklich auf Lisa, die noch immer weinte.

„Wenn Du das Heulen nicht lassen kannst, Lisa,“ meinte Walter hart, „so geh’ lieber auf Dein Zimmer.“

Als er es ausgesprochen, begriff er selbst nicht, wie er so gereizt hatte sein können. Das Kind stand auf, ging die Treppe hinauf und kniete vor ihrem Bette nieder. Dachte sie daran, wie sie vor fast fünfviertel Jahren ebenso dagelegen hatte, und wie ihr Vater zu ihr gekommen war und sie aufgehoben hatte? Nein, sie weinte gedankenlos, sie war so erschüttert. Ihr Vater aber erinnerte sich jenes Tages, er ging hinauf und fand sie dort knieend, den Kopf in die Kissen gedrückt. Als sie plötzlich seine Stimme hörte, erschrak sie und richtete sich schnell auf.

„Was hat mein liebes Kind?“ fragte er weich. Sie schlang den Arm um seinen Hals. „Ich weiß nicht, Papa, ich muß nur immer an Mama denken, und dann muß ich weinen.“

„Du sollst auch an Mama denken, aber weinen darfst Du nicht, Du weißt, das hatte sie nie gern. Und nun komm hinunter, es ist ja Neujahrstag!“

Er hatte ihr eigentlich von Andrea reden wollen, aber nun konnte er nicht. Sowie er nur an Andrea dachte, fühlte er eine ungerechte Bitterkeit. Sie war nicht daran schuld, daß er nun fest gebunden war, aber er machte sie doch dafür verantwortlich. Sie hatte nicht geahnt, daß er entschlossen gewesen war, sich von ihr zu trennen, sie konnte also auch nicht wissen, mit welcher Selbstüberwindung er gehandelt hatte, als er sie seinen Kindern als zukünftige Mutter vorstellte!

Andrea hatte sich überlegt, daß es am besten wäre,

wenn die Trauung so schnell wie möglich stattfände, damit dieser Übergangszustand nicht zu lange währte.

Zu demselben Entschluß kam ihr künftiger Gatte, als er am Abend sein Zimmer durchmaß. Alle Freude war von ihm gewichen, er war mit sich selbst entzweit, er hatte etwas gethan, was er nicht gewollt und woran er nun sein Lebtage zu tragen hatte.

Mit einer Art Sehnsucht dachte er an die vierzehn Tage in Wien zurück, während welcher er wenigstens verliebt gewesen war. Jetzt hatte er nicht einmal diese Entschuldigung mehr: Es war eine Selbsttäuschung, der Rausch eines einzigen Abends gewesen. Ihr Lächeln schien ihm jetzt falsch, ihre angenehme Stimme süßlich, ihre ganze Natur auf das Gewöhnliche angelegt, ohne idealen Schwung, ohne Seelengröße. Und er hatte immer einen so hohen Begriff von Frauen gehabt, seine eigene Frau war eine so vergeistigte Natur gewesen, so klug und einfach wahr, und nun sollte er hinfort Andrea seine Frau nennen?

Aber es mußte sein; wenn ihm das Schicksal nicht half, er selbst konnte sich nicht mehr helfen. Das war kein Trost, aber das Muß brachte wenigstens Ruhe.





4. Kapitel.

Sieder war es Sommer geworden, und die drückende Hitze machte sich selbst im Gebirge fühlbar.

Gerade schickte die Sonne sich an, hinter dem Ranne des Budschedsch hinabzusteigen; das Walter'sche Haus lag schon in tiefem Schatten. Lisa saß auf der Steintreppe und ordnete einen Haufen Blumen, den sie und Robert auf der Wiese gepflückt hatten. Sie war erhitzt und hatte schöne rothe Wangen, die besonders gut zu ihrem gelblichweißen Kleide paßten. Robert lag auf dem Rasen und neckte sich mit dem Hunde, was Andrea nie leiden mochte. Sie war aber mit ihrem Manne in die Stadt gefahren, um Radu, der aus Wien eintreffen sollte, abzuholen. Heute Abend wurden sie zurück erwartet.

„Ich wünschte, sie kämen endlich!“ meinte Robert.

„Ich nicht, denn ich bin erst in einer halben Stunde mit der Guirlande fertig,“ entgegnete sie.

„Wozu willst Du das Ding haben?“

„Ich will es um den Eßtisch legen, das sieht so gut aus.“

„Unfinn,“ sagte er und stöberte mit dem Stock in den Blumen herum, nahm dann eine Handvoll und streute sie auf die Treppe.

„Aber Robert, hast Du denn gar kein Herz für Blumen?“

„Nein, gar keins,“ erwiderte er und warf sich wieder auf's Gras, so daß er sich überschlug.

Gleich darauf hörten sie Wagengerassel auf der Chaussee; Robert sprang auf und rannte hinab. Da waren sie. Lisa wußte im ersten Augenblick nicht, ob sie auch hinlaufen sollte oder erst ihre Guirlande, so weit sie fertig war, auf den gedeckten Tisch legen; schließlich entschied sie sich für letzteres. So traf sie auf Andrea und Radu in der Hausthür. Sie küßte ihre Mutter und gab Radu die Hand — sie war ganz erschrocken darüber, daß er so groß war und fast wie ein Herr ausfah!

„Wie geht's, Lisa?“ fragte ihr Vater freundlich.

„Danke, Papa, sehr gut, aber meine Guirlande ist nicht fertig geworden,“ antwortete sie lachend.

„Nun, das ist ja kein Unglück.“

Walter sah wenig verändert aus seit seiner Wieder-
verheirathung, er war aber sehr verändert. Eine un-
bezwingbare Reizbarkeit verbitterte ihm und seinem Hause
das Leben.

Andrea war etwas stärker geworden, sah verjüngt
und blühend aus und war so zufrieden, daß sie blind
gegen ihres Mannes Launen schien. Zumal heute, wo
ihr Sohn angekommen und sie sich ein reizendes Sommer-

costüm in Bukarest hatte bestellen dürfen: Bastseide mit dunkelrother Garnitur!

„Muß es sein?“ hatte ihr Mann gefragt, als sie ihm ihre Absicht, sich ein Sommerkleid zu kaufen, mittheilte. „Ich möchte nämlich keine unnöthigen Ausgaben machen.“

„Aber Georg! Ich habe mir noch nichts gekauft, seitdem wir verheirathet sind!“

„Nun, wenn Du es brauchst, dann suche Dir nur etwas recht hübsches aus!“ Er war einigermaßen beschämt darüber gewesen, daß er anfangs einen Einwand gemacht hatte. Es war gewiß nur ein Vorurtheil von ihm, daß sie verschwenderisch wäre.

Er hatte ihr zweihundert Frank gegeben, das Kleid sollte vierhundert kosten, aber man gab ihr Credit, und Andrea beunruhigte sich nicht darüber, Schulden zu haben; sie hatte ihrem Manne gesagt, es wäre etwas ganz Billiges. In ihrem Herzen erklärte sie es für eine deutsche Engherzigkeit, die sie ihm abgewöhnen wolle, daß er so ungern Geld für Kleider ausgab. Wozu war sie denn hübsch?

Jetzt, wo sie zwischen ihrem schweigsamen Manne und ihrem Sohne bei Tisch saß, war sie ganz froh, wenn die Unterhaltung auch oft stockte. Lisa hatte Focellen bestellt und war sehr stolz, als Andrea sagte, das wäre eine gute Idee gewesen, und sogar ihr Vater sich darüber freute. Robert stieß Radu unter dem Tische an; dieser zuckte die Achseln und sagte: „Was willst Du? Das ist unanständig!“ worauf Robert einen verweisenden Blick seines Vaters erhielt.

„Georg, gib mich den Brotkorb,“ sagte Andrea zu ihrem Manne.

„Mir' heißt es,“ entgegnete er. Wenn sie auch fließend deutsch sprach, so machte sie doch oft Fehler, und ihm war das peinlich, er sprach deshalb meist französisch mit ihr. Radu lachte:

„Mama lernt die deutsche Sprache nicht mehr ordentlich, sie ist zu vergeßlich!“

Walter wurde von dieser Aeußerung unangenehm berührt, sagte aber nichts; wenn sie ihrem Sohne keinen Respect einflößte, er konnte es nicht ändern. Andrea jedoch lachte nur und streichelte ihren Sohn: „Desto besser hast Du sie gelernt!“

„Das fehlte noch, wenn ich nicht deutsch könnte; wir Rumänen haben kolossal viel Sprachtalent; ich spreche vier Sprachen, denn ich habe mein Neugriechisch nicht vergessen. Willst Du es lernen, Lisa, ich lehre es dich gern!“

Lisa erröthete und sagte: „Sehr gern!“

Walter aber entgegnete, sie hätte Wichtigeres zu lernen, ihr Französisch sei noch sehr mangelhaft, und Englisch hätte sie nicht einmal begonnen.

„Du willst mir das wohl zum Vorwurf machen?“ fragte Andrea selbstgefällig lächelnd. „Ich war wohl eine recht mangelhafte Gouvernante?“

„Nein, ich dachte nicht an Dich,“ erwiderte er abweisend, und Radu's Blicke wanderten verwundert von ihm zu seiner Mutter und zurück.

Nach Tisch ließ Walter sich die Lampe in sein Zimmer tragen und setzte sich an die Arbeit; Andrea

ging auf den Balcon. Sie berechnete, wie viel wohl ein grünes Peluchekleid kostete, und ob sie es aus dem Wirthschaftsgeld erübrigen könnte. Einen Hut, den sie bei Blanche in der Auslage gesehen, mußte sie durchaus haben, aber auch das Peluchekleid würde schön sein. Was war wichtiger?

Robert war zu Bett geschickt, und Lisa stand mit Radu vor dem Hause.

„Es ist zu merkwürdig, was für eine Stellung die Sterne hier haben, ich kann mich gar nicht zurechtfinden! — Kennst Du die Sterne?“ fragte er. Sie schüttelte den Kopf.

„Sieh nur die Milchstraße! Sie ist viel klarer als über Wien. Ich habe einen Lehrer, der mir das ganze Firmament erklärt hat. Es ist sehr amüſant; soll ich es Dir auch erklären? Die Menschen haben Sinn in alles gelegt; denk' aber auch nur die armen Hirten droben im Gebirge, die liegen Nächte lang und sehen immer nur die Sterne über sich! — Komm mit!“

Und er fing an, ihr alle Sternbilder zu nennen, und freute sich, als sie schnell behielt. Sie gab sich aber auch große Mühe, denn sie war sehr stolz darauf, daß sich der große Radu mit ihr beschäftigte.

„Was macht Ihr denn da, Kinder?“ fragte Andrea, welche sie immer nach oben schauen und rund um's Haus gehen sah.

„Nichts, Mama,“ sagte Radu und setzte leise für Lisa hinzu, „sonst kommt sie auch und langweilt uns.“

Lisa erschrak sehr über ihren großen Bruder, aber zu entgegnen wagte sie nichts. Dieser zog sie

außer Schweite der Mutter, und Beide setzten sich in's Gras.

„Es ist doch sehr merkwürdig, daß wir nun Geschwister sind,“ begann er endlich.

„Bedauerst Du es?“ fragte sie.

„Du bist eine kleine Kokette,“ antwortete er und schlang seinen Arm um sie. Sie wurde ganz verlegen über seine Zärtlichkeit. „Ich habe mich so auf Dich gefreut,“ sagte sie; „so oft haben wir Dich vergeblich erwartet, daß ich gar nicht mehr glauben konnte, daß Du überhaupt kämest.“

„Vielleicht wäre es besser, wenn ich nicht gekommen wäre.“

„Warum?“

„Es wird mich sehr zerstreuen, und ich möchte gern bald die Schule absolviren, dann gehe ich nach Paris, studire drei Jahre, mache brillante Examina und komme dann in die Heimath zurück.“

„Was willst Du denn werden?“

„Advocat! Dem Advocaten steht alles offen; nachher Abgeordneter und Minister. Gleich wenn ich komme, werde ich eine Zeitung gründen.“

„Wozu?“

„Um mich gefürchtet zu machen!“

„Du möchtest wohl auch König werden, wie Robert, der mich gestern fragte, ob es nicht möglich wäre, daß er irgendwo König würde. — O, ihr dummen Jungens!“ Sie lachte laut auf, und ihre Scheu war verschwunden.

„Ihr habt wohl von Napoleon gelesen, daß Robert solche Ideen hat?“

„Ja, Papa hat aus seiner Schulzeit ein Buch mit Bildern über die Befreiungskriege, darin haben wir gelesen; aber sag' es Niemand, es ist kein Buch für Kinder!“

Radu lachte, er war fast sechzehn Jahre alt und hielt sich für erwachsen.

„Was stand denn darin?“ fragte er sehr belustigt.

In demselben Augenblick hörte Lisa ihres Vaters rufende Stimme. „Ja, Papa!“ erwiderte sie und sprang hin.

Walter machte Andrea Vorwürfe, daß sie das Kind im nassen Grase gelassen habe. Woran sie denn dächte? — Lisa wurde schnell zu Bett geschickt, und Radu ging zu seiner Mutter.

„Endlich!“ sagte sie mit ihrer einschmeichelnden Stimme. „Den ganzen Abend habe ich darauf gehofft, daß mein Sohn sich zu mir setzen würde!“ Sie legte ihren Arm um seine Schulter.

„Laß das, Mama,“ erwiderte er, sich losmachend; „ich bin ja kein Säugling mehr, Du weißt, mir sind Deine Zärtlichkeiten zuwider.“

„Du bist ein undankbarer Junge!“

„Wieso undankbar? Was hast Du für mich gethan, außer über mich zu weinen?“

„Schäme Dich, Radu!“

Er fuhr fort, indem er den Einwurf überhörte: „Ich habe kein Glück mit meinen Eltern gehabt, mein Vater verspielte das mir von Rechtswegen zukommende Vermögen, und meine Mutter heirathet wieder und noch dazu einen so knauserigen Deutschen!“

„Was ist meine Heirath anderes für Dich als ein Glück? Sie hat Dir ein Vaterhaus wiedergegeben! — Das habe ich wirklich nicht verdient, denn nur Deinetwegen habe ich es gethan, und Deinetwegen ertrage ich alles!“

Andrea fing an zu weinen und glaubte wirklich, was sie sagte. Ja, in diesem Augenblicke erschien sie sich selbst als eine große Seele und ihr Leben ein beständiges Opfer für ihren Sohn.

„Das ist thöricht von Dir, Mama,“ entgegnete er kühl; „doch was nützt es, darüber zu sprechen?“ Er zuckte die Achseln. „Ich werde meinen Weg schon allein machen!“

„Ich weiß nicht, Radu, was aus Dir noch werden soll! Ich hatte gehofft, Du würdest Dir unter den Fremden Deine Unverschämtheit abgewöhnen, nun ist sie nur noch schlimmer geworden. Weißt Du, daß Du ein unausgeglichener Junge bist?“

Damit stand sie auf und ging in ihr Schlafzimmer. Walter hatte durch das offene Fenster die ganze Unterhaltung mit angehört. Wenn er auch, vernünftiger als Andrea, die Redeweise des halberwachsenen Jungen für einfache Ungezogenheit hielt, so waren ihm doch Andrea's Worte, sie hätte sich ihres Sohnes wegen wiederverheirathet, wie ein Stachel im Herzen sitzen geblieben. Also ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit, die ihn — wie oft schon! — beschämt hatte, war eine gespielte, eine Waffe, die sie gegen ihn gebrauchte? — —

Der folgende Tag war ein Sonntag. Robert benutzte ihn, um länger als sonst im Bett liegen zu bleiben

und seinen Robinson zu lesen. Lisa und Radu aber waren schon ganz früh aufgestanden und in den Wald gegangen, der hinter dem Hause aufstieg. Sie pflückten Blumen, bewunderten alle Moose, und Lisa fühlte sich höchst geschmeichelt, als Radu den Wald für „famos“ erklärte. Sie hatte hier solch Heimathsgesühl, daß ihr war, als sei sie für den Eindruck verantwortlich, den die Bäume auf Radu machten. „Dort,“ sagte Lisa, auf eine kleine Lichtung weisend, „dort haben wir so oft mit Mama gefrühstückt, im ersten Sommer, den wir hier verlebten.“

Radu sah sie mit seinen schwarzen, sammetartigen Augen mitleidsvoll an. „Es ist Dir wohl sehr schwer geworden, als Du eine Stiefmutter bekamest?“

Lisa wurde dunkelroth. „Deine Mutter ist sehr freundlich gegen mich,“ entgegnete sie ausweichend.

„Bitte, Lisa, sei aufrichtig gegen mich, gegen wen willst Du es sonst sein?“

„Zuerst war es mir sehr schwer, wieder Mama zu sagen, aber wirklich, Radu, sie ist sehr gut,“ antwortete sie leise.

„Wenn sie Dich je quält, willst Du es mir sagen? Versprichst Du mir das?“

Er streckte ihr die Hand hin, sie wollte einschlagen, als ihr etwas einzufallen schien, denn sie zog sie zurück und sagte: „Nein, Radu, das würde sich nicht schicken, das darf ich nie thun.“

Er sah sie an, dann umschlang er sie, und es traten Thränen in seine Augen — er hatte die Leichtigkeit des

Weinens von seiner Mutter geerbt — „Du bist viel besser als ich, Lisa,“ stieß er gerührt hervor.

Da ertönten die Klosterglocken durch den stillen Wald. „Komm,“ sagte Radu, „wir wollen Beide in die Kirche gehen.“

„Ich war noch nie da, Du weißt, ich bin protestantisch, ich kann nicht einmal das Kreuz schlagen,“ wandte sie schüchtern ein.

„Das macht nichts, ich war lange nicht in einer orthodoxen Kirche, und es lockt mich plötzlich, obgleich ich all den Unsinn durchschaue. Aber zu Dir und dem ersten Sonntagmorgen zu Haus paßt die Kirche; es ist ein hübsches Bild, schade, daß Du nicht das weiße Kleid von gestern abend an hast.“

Er nahm sie bei der Hand, und sie liefen durch den Wald, bis sie zum Klosterhügel kamen.

„Ich fürchte, der Gottesdienst hat schon angefangen,“ sagte sie.

„Das macht nichts, komm nur!“

Sie hatte seine Hand losgelassen, folgte ihm aber. Er flüsterte ihr zu: „Thu' genau wie ich!“ So trat auch sie, klopfenden Herzens, an das Heiligenbild, küßte es, indem sie sich bekreuzigte, und stellte sich dann neben ihn vor die Mönche in die Mitte der Kirche. Der Weihrauch betäubte sie, ihr wurde ganz übel, aber sie wagte nicht fortzugehen. Die Leute schauten sie alle an, sogar der näselnd singende Priester, der dicht vor ihr stand — sie sah aber auch wunderbar liebreizend aus!

Endlich wandte Radu sich und ging wieder hinaus, sie ihm nach. „Das Schönste an der Kirche sind doch

die Glocken aus der Ferne," sagte er. „Hat es Dir gefallen?"

„Ich habe nichts verstanden.“

„Zum Verstehen ist das auch nicht, Du kleine Protestantin! Jetzt müssen wir schnell zum Frühstück, damit Mama uns keine Redenarten macht.“

Sie kamen aber doch zu spät, und Lisa's Vater war sehr erzürnt, daß sie fort gewesen waren. „Siehst Du, so schützt der liebe Gott Dich, wenn Du in sein Haus gehst," flüsterte Radu ihr zu. Sie fing an zu weinen, denn sie hatte ihren Vater selten so ärgerlich gesehen. „Du bist ein Mädchen, und für Dich schießt es sich nicht, daß Du ohne Erlaubniß herumläufst! Radu ist groß und kann thun und lassen, was er will," sagte Walter.

„Ich bin daran schuld," entgegnete Radu, „ich habe sie überredet, in die Kirche zu gehen.“

„Sie ist alt genug, um selbst zu wissen, was sich schießt. Und Dich, Radu, bitte ich zu schweigen, bis ich Dich gefragt habe.“

„Ich kann doch nicht dulden, daß ein Anderer für mich Strafe erleidet," fiel Radu wieder ein.

„Aber Radu, so schweig' doch," sagte Andrea.

„Mit Dir habe ich nicht gesprochen," erwiderte er.

„Du ungezogener Junge!" brauste jetzt Walter auf.

„Wie wagst Du so zu Deiner Mutter zu reden? Augenblicklich geh' aus dem Zimmer und laß mich nie mehr etwas Aehnliches von Dir hören!"

„Georg, bitte!" sagte Andrea. Radu aber war schon aufgestanden und hinausgegangen.

„Ein schöner Sonntagmorgen,“ meinte Walter verstimmt, beendete schnell sein Frühstück und ging in sein Zimmer. Er war auf sich selbst böse, er kannte sich nicht mehr, er verbitterte Allen das Leben und wußte doch nicht, wie er es ändern sollte. Andrea's bloße Gegenwart reizte ihn jetzt so, daß er bei der geringsten Gelegenheit heftig wurde. Er sehnte sich fort, fort aus diesem Hause, aus diesem Lande, ja fort aus der eigenen Haut! Dabei hatte er eine leidenschaftliche Zuneigung zu seinen Kindern, wie nie zuvor. Sein eigenes Leben hatte er aufgegeben, das ihre aber wollte er möglichst glücklich gestalten — dazu war vor allem Geld nothwendig, um sie sicher zu stellen gegen die Fährlichkeiten des äußeren Lebens. Und hier konnte er schneller viel erwerben als daheim; seiner Kinder wegen mußte er also in der Fremde ausharren, wenn man es ihm auch noch so schwer machte. Und schwer machte man es ihm!

Während er in seinem Zimmer arbeitete, saß Andrea am Klavier und spielte. Sie hatte nicht bemerkt, daß Molin sich gerade dem Hause näherte; er glaubte aber, ihm gälte dieser musikalische Gruß. Er schaute vom Balkon in das Zimmer und fragte, ob es erlaubt sei? Sie stand auf und schlug ihm vor, lieber vor dem Hause spazieren zu gehen; sie war froh, daß ein Mensch kam, der sie anlachte und bewunderte. „Der kann lieben, der würde mich nicht in den Flitterwochen zu knapp mit Geld halten und mir der Kinder wegen Scenen machen,“ dachte sie bitter.

Nadu hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und sann darüber nach, wie er möglichst schnell von hier

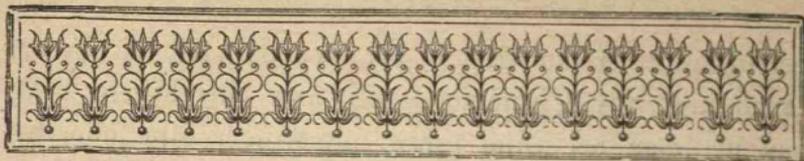
wieder fort könne, denn solche Behandlung, und noch dazu vor Lisa, wollte er sich nicht gefallen lassen — er, ein junger Herr, den die Lehrer in der Schule schon mit Sie anredeten! Er hatte sich sehr männlich und würdig benommen, als er Lisa's Schuld auf sich nehmen wollte, allein Walter, anstatt das anzuerkennen, hatte ihn auf das schimpflichste angefahren!

Unterdeß rückte die Mittagsstunde heran, und er hatte großen Hunger. Niemand kam, um ihn zu rufen. Er hörte, daß aufgetragen wurde. Mit einem Male fiel ihm aus der Geschichtsstunde ein, daß große Männer sich oft, um ihre Zwecke zu erreichen, der Verstellung bedienten, daß auch er also den offenen Widerstand aufgeben und sich fortan verstellen müsse. Dieser Gedanke begeisterte ihn so, daß er seinen Hunger vergaß und im Zimmer auf und ab ging. Wie oft hatte er sich gesagt, daß er, um in der Welt vorwärts zu kommen, vor allen Dingen viel lernen müsse, und dazu brauchte er Geld! Wer konnte ihm das verschaffen? Nur Walter; — also galt es, sich vor allem mit ihm und seiner Mutter gut zu stellen. Wie hatte er bisher nur so unvernünftig sein können? Wenn Walter nicht wollte, daß er mit Lisa ausginge, so würde er es nicht mehr thun: die Hauptsache war doch, daß er sein Ziel erreichte, und sein Ziel war, vorwärts zu kommen!

Er entwarf sich einen festen Plan, wie er Walter's Zuneigung gewinnen könnte, zog sein Notizbuch heraus und notirte sich in seiner griechischen Muttersprache: „Nie mein Ziel vergessen!“ Dann riegelte er die Thür auf und ging mit dem stolzen Bewußtsein, Alle zu be-

herrschen, da er sich selbst in der Gewalt habe, die Treppe hinab und in's Eßzimmer. Es war eine bittere Pille, daß sie schon bei Tisch saßen, die Kinder also anwesend waren, aber sein Entschluß hatte noch die Kraft des ersten Anfanges, und so ging er auf Walter zu und sagte: „Bitte, verzeihen Sie mir meine Ungezogenheit und gestatten Sie mir, mich neben Sie zu setzen!“ Ehe sein Stiefvater etwas erwidern konnte, hatte Radu seiner Mutter die Hand geküßt und sie um Entschuldigung gebeten. Sie war sehr gerührt, und auch Walter sah den Knaben mit anderen Augen an.





5. Kapitel.

Es fiel Radu so leicht, liebenswürdig zu sein, und seine Rolle brachte ihm so viele Annehmlichkeiten, daß er nicht begriff, weshalb er früher so thöricht gewesen sei, sich das Leben zu erschweren. Jetzt trug er beim Spaziergang seiner Mutter immer den Shawl, erkundigte sich, ob ihr nicht zu heiß oder zu kalt sei, war von größter Pünktlichkeit bei den Mahlzeiten, sorgte auch dafür, daß Lisa und Robert sich nie verspäteten, gab Lisa Stunde und spielte mit Robert, der es mit größter Entschiedenheit verschmäht hatte, sich von ihm unterrichten zu lassen.

Radu hatte mit Walter gesprochen, ob es nicht an der Zeit wäre, daß die Kinder mehr lernten. Seitdem Andrea verheirathet war, hatte der Unterricht entschieden gelitten; Lisa mußte sehr wenig für ihr Alter, und auch für Robert rückte die Zeit heran, wo er ernsthaft lernen mußte. Wie ein Alp lag das Walter auf der Brust. Er hätte seine Kinder am liebsten noch nicht von sich gegeben, und doch, was sollte er thun?

„Warum giebst Du mir Robert nicht mit, Papa?“ fragte Radu. „Ich würde sehr gut für ihn sorgen.“

Walter lächelte. „Nein, Robert soll in eine norddeutsche Schule gehen, er ist ja kein Rumäne.“

„Ich möchte auch lieber nach Deutschland,“ versetzte Radu schnell. Er hatte es lange sagen wollen und nur keine Gelegenheit gehabt. „Ich halte die Schulen dort für besser.“

„Das ließe sich am Ende machen,“ entgegnete Walter freundlich; „nur würde ein Wechsel des Gymnasiums Dich zurückbringen; in Oesterreich verlangt man weniger.“

„Ich möchte Dir keine unnöthigen Kosten machen,“ sagte Radu erröthend. „Vielleicht könnte mein Onkel in Bukarest etwas für mich thun?“

„Nein, mein Junge,“ erwiderte Walter warm, „das thue ich mit Freuden.“ Radu wollte ihm die Hand küssen, Walter wehrte ihm aber: „In meiner Familie ist das nicht Sitte; und nun laß mich allein, ich habe zu thun!“

„Kann ich Dir nicht helfen?“

Radu hatte ihm schon einige Male rumänische Zuschriften in's Deutsche übersetzt, da Walter die Sprache nicht völlig beherrschte; diesmal war aber nichts für ihn da.

Lisa saß hinter dem Hause unter den Bäumen und nähte an einem Kleide für ihre Puppe, als Radu aus der Thüre trat. Sie winkte ihn heran. „Weißt Du, was ich eben dachte, Radu? Daß es furchtbar öde sein

wird, wenn Du wieder fort gehst! Ich weiß garnicht, wie ich es ohne Dich aushalten soll.“

„Das scheint Einem anfangs bei jeder Trennung,“ erwiderte er kühl.

„Wird es Dir denn garnicht leid thun?“ fragte sie, und durch ihre zarte Haut sah man das Blut ihr roth in's Gesicht steigen.

„Ich denke nie über etwas nach, was sein muß. Da ich durchaus fort muß, frage ich mich garnicht, ob ich möchte oder nicht.“

Sie blickte ihn bewundernd an. Er fühlte, wie klein sie sich ihm gegenüber fand, und ward dadurch gerührt. Aber die Puppe, die neben ihr lag, störte ihn; er begriff nicht, wie man so kindisch sein konnte. Er hatte nie gespielt und kam jetzt, wo er sich diesen Umstand zurückrief, zu der Einsicht, daß er ein ganz hervorragender Mensch sein müsse, der von Kindheit an anders geartet gewesen als der Durchschnitt.

„Wirft Du nie an uns zurückdenken, wenn Du in der Schule bist?“ begann Lisa wiederum.

„Vielleicht! Woher soll ich das jetzt wissen?“

Lisa interessierte ihn jetzt viel weniger als in den ersten Tagen: Alles, was er täglich sah, verlor an Reiz, und Menschen, die ihn absolut verehrten, hatten bald keinen Zauber mehr für ihn. Lisa aber liebte ihn über alles; sie wollte immer bei Tische neben ihm sitzen, sie brachte ihm alle Erdbeeren, die sie fand, und in seinem Zimmer standen jeden Tag frische Blumen. — Wie hätte ihn das nicht abkühlen sollen?

Robert dagegen behandelte ihn mit seiner ganzen

Knabenhaften Verachtung; er behauptete, Radu wäre ein Weichling, weil er nicht gern im Regen ausging und sich nie in der kalten Prachowa badete. Wenn Robert ihn stieß und schlug, lächelte Radu, Lisa jedoch wurde böse und sagte, Robert habe Manieren wie ein Straßensjunge. „Besser als geckenhafte, wie Radu!“ entgegnete Robert.

„O Rob,“ rief dann Lisa aus, deren kleines Herz durch den Mangel an Zuneigung zwischen den beiden Knaben ganz zerrissen wurde, „ich weiß garnicht, was aus Dir geworden ist!“

„Und ich nicht, was aus Dir,“ erwiderte Robert, der Radu im Grunde nur aus Eifersucht nicht leiden mochte und dem die Klage, daß Lisa den Stiefbruder lieber habe als den wirklichen, zu tief im Herzen saß, um geäußert zu werden. Auch plagte er Lisa jetzt aus Trotz, so viel er konnte: Moose, die sie mit Radu gesammelt, warf er aus dem Fenster, ihre Puppe begrub er ihr einmal, und als dann Lisa heftig weinte, kletterte er auf einen Baum, um es nicht zu hören; Radu wollte ihn nachher zwingen, Lisa um Verzeihung zu bitten, aber umsonst, Robert stieß Radu mit dem Fuße und bekam dafür von seinem Vater, der unglücklicherweise gerade in's Zimmer trat, eine harte Strafe. Das war nun wieder für Lisa zu viel, sie suchte ihn auf, er lag mit verweinten Augen in seiner kleinen Dachkammer und stellte sich schlafend, als er ihren Schritt hörte. „Rob,“ sagte sie, „komm herunter und sei mir nicht böse.“

„Laß mich in Ruh'!“ murmelte er.

„Bitte, Rob, es thut mir so leid!“ Sie wollte ihn umarmen, er aber entwand sich ihr.

„So laß mich doch endlich in Ruhe! Um mich kümmerst Du Dich garnicht mehr — aber das will ich auch nicht einmal, bilde Dir das nur nicht ein! Ich wollte, ich wäre todt!“

„O Rob,“ begann Lisa weinend. Nun weinten alle Beide. „Ich habe Dir eine Birne mitgebracht,“ sagte Lisa.

„Ich will keine,“ erwiderte Rob noch verzweifelt, „Du kannst sie Radu geben.“

„Komm mit nach unten, Papa wird sonst böse.“

„Er ist ja immer böse auf mich.“ Dabei fing er aber an, sich aufzurichten, und sah durch das kleine Fenster hinaus.

„Da ist der Habicht!“ rief er plötzlich. „Er stößt gewiß auf unsern Hof hinunter — wenn ich nur ein Gewehr hätte! Sieh, sieh — nein, es hat ihn etwas gestört, er kommt nicht.“

Lisa beobachtete mit ihm den Raubvogel. „Wo hast Du die Birne?“ fragte Robert. Sie zog sie aus der Tasche, und der Friede war hergestellt.

Aber nie auf lange, denn die geringste Aufmerksamkeit, die Lisa Radu erwies, trieb Robert zu Ungezogenheiten, und da der Vater fast immer davon erfuhr, stand der Kleine bei ihm stets in Ungnade. Andrea war zu gleichgültig, um von ihrem Manne irgend einen Aerger fernzuhalten, auch ahnte sie nicht, wie nervös überreizt er war.

Ende Juli hatte ein Wolkenbruch zum dritten Mal

die ganze Eisenbahnstrecke zwischen Komarnik und Sinaja zerstört, und in allen Zeitungen forderte man in drohendem Tone, daß die Gesellschaft die Unkosten trüge, obgleich die Regierung diese Bahnstrecke schon übernommen hatte. Man erging sich in den größten Beleidigungen gegen den betrügerischen Chefingenieur, man deutete an, daß er seine Heimath wegen großer Unterschlagungen habe verlassen müssen; kurz, die ganze zügellose Presse verlangte, daß man ihn zur Rechenschaft zöge.

Keine dieser Drohungen und Beschimpfungen blieben Walter unbekannt, da ihm von anonymer Hand die Zeitungsblätter zugesandt wurden. Wohl hatte er anfangs geglaubt, was die Leute meinten, ginge ihn nichts an, wenn er nur, ohne nach links und rechts zu schauen, seine Schuldigkeit thäte; als er aber den jüngsten dieser Zeitungsartikel gelesen, stieg ihm das Blut siedend in den Kopf, er sprang auf und lief in seinem Zimmer auf und ab: er mußte etwas thun, er mußte den Schreiber umbringen, erwürgen, todtschießen, und zwar gleich!

Er griff nach seinem Hut — da streifte sein Blick das Bild seiner Frau; das gab seinen Gedanken eine andere Richtung, ihm fielen seine Kinder ein. Was sollte aus ihnen werden, wenn er sein Leben auf's Spiel setzte?

Nun saß er an seinem Schreibtisch und schrieb eine heftige Erwiderung auf jene Artikel; Radu sollte sie gleich in's Rumänische übersetzen. Als er sie aber zum Schluß durchlas, empfand er einen solchen Ekel, daß er sie zerriß. Die erste Erregung hatte er sich fortgeschrieben, aber nun war er wie ein kraftloser Mann, er fühlte

einen bitteren Geschmack im Munde und eine Art Verachtung seiner selbst; er kam sich wie ein Feigling vor, der nichts Besseres zu thun weiß, als dem Schicksal zu fluchen!

Wieder griff er nach dem Zeitungsblatt; aber nun packte ihn die Lächerlichkeit der Sache: ein Advocat eiferte dagegen, daß man die Bahn in das Flußbett gelegt hatte. — Ja, der mußte allerdings darüber urtheilen können! Von jeher hatte er sich ja mit sachunkundigen Leuten auseinandersetzen müssen, nur weil sie Einfluß in der Kammer oder in diesem oder jenem Distrikte hatten! Im Laufe der beiden Jahre hatte er sich schon gewöhnt, Niemanden mehr ernst zu nehmen, Jedem scheinbar Recht zu geben, aber dann doch nach eigenem Ermessen zu handeln. Nach eigenem Ermessen — ja, damit griff er an die wunde Stelle! Hatte er es sich gleich von Anbeginn an klar gemacht, was für ein Land es war, in dem er den Eisenbahnbau unternahm, und was für Schwierigkeiten ihm allein das excessive Klima mit seinen gewaltigen Temperaturschwankungen machen würde, in einem Hochthale, wo jedes Rinnsal, das im Sommer versiegt, durch ein einziges Ungewitter im Nu zum rasenden, alles mit sich fortreisenden Strome wird? War es da das Richtige gewesen, daß er den Bahnkörper in's Flußbett verlegte, als in das einzig berechenbare, nicht abgleitende Terrain?

Er stand wieder auf, und fast ging ihm der Athem aus, während er schnell sich all' die Momente auf's Neue herzahlte, die ihn dazu bestimmt hatten. — Der Erfolg war jetzt scheinbar nicht auf seiner Seite, aber,

wie scharf er auch überlegte — nein, es war doch das einzig Richtige gewesen! Der Grundgedanke war nicht falsch, nur in der Ausführung waren Versehen vorgekommen. Und deren brauchte er sich bei der Neuheit und Großartigkeit seines Unternehmens nicht zu schämen.

Das Nachdenken hatte ihn ruhiger gemacht. Jetzt war ihm wieder besser zu Muthe; er griff nach seinem Hut und ging hinaus, um sich durch Bewegung von seiner inneren Unruhe zu befreien.

Beim Gehen überlegte er, ob er den Minister aufsuchen und ihm die Sache klar legen sollte. Aber war das nicht eine Concession, die er den Verläumdern machte?

Er ging die Chaussee entlang, ganz erfüllt von seinen Gedanken. Ja, wie viele superkluge Männer hatten ihm gerathen, die Bahn auf den Chausseekörper selbst zu verlegen, da letzterer nur höchst selten durch Erdbeben bedroht würde. Aber nach seinen Untersuchungen an Ort und Stelle war nur das Flußbett, nicht der Chausseekörper im Stande, die Last einer Eisenbahn zu tragen.

Die Prachowa brauste da unten, ihm zur Seite; ihr vom aufgewühlten Grunde getrübbtes Wasser hatte sich noch nicht beruhigt, obgleich der Regen schon lange aufgehört. Walter setzte sich auf einen gefällten Baum und schaute in den Fluß; er ließ aber seine Gedanken nicht zügellos mit fortschießen, sondern dachte an seine Zukunft, an seine Kinder.

Plötzlich schlugen Stimmen an sein Ohr, er blickte auf und sah von seinem absichtslos gewählten Verstecke

aus Andrea und Molin drüben, jenseits des Flusses, im Walde gehen. Anfangs wunderte er sich nicht über dies merkwürdige Zusammentreffen, nachdem er aber vergebens darauf gewartet, daß auch die Kinder zum Vorscheine kämen, schien ihm dieser Spaziergang sehr eigenthümlich. Ihm war plötzlich, als fühlte er etwas in der Kehle, was er hinunter schlucken mußte und nicht recht konnte, und so stark wurde dies Gefühl, daß er nicht im Stande war, gleich aufzustehen, um seiner Frau zu folgen; erst eine Viertelstunde nach ihr langte er vor seinem Häuschen an.

Andrea saß mit Lisa in der Wohnstube, er sah sie Beide schon durch's Fenster; er selbst blieb jedoch unbemerkt, und ohne sich klar zu machen, warum, ging er durch die Hinterthür in's Haus und direkt auf sein Zimmer. Er wußte nicht, wie er ihr sagen sollte, daß er sie gesehen, und doch wollte er es thun.

Als man ihn zum Abendessen rief, war er noch nicht mit sich einig; die Kinder sprachen eifrig über eine Ballonfahrt, von der sie in der Illustrierten Zeitung gelesen hatten.

„Wohin bist Du heute gegangen?“ fragte Walter seine Frau mit gespielter Gleichgültigkeit, während sie ihm die Suppe auffüllte; er schämte sich der Frage, stellte sie aber doch.

„Ich habe das Haus garnicht verlassen,“ erwiderte sie, „ich hoffte immer, daß Du endlich mit der Schreiberei fertig sein und mich zu einem Spaziergang abholen würdest.“

Er entgegnete nichts, weil die Kinder dabei waren.

Da er oft seine Mahlzeit schweigend einnahm, fiel es Niemandem auf; als er sich aber erhob, ehe sie beendet war, fühlte Andrea eine Art Beklemmung.

Walter ging in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte lange nicht an Andrea und sein Verhältniß zu ihr gedacht, aber mit einem Male überkam ihn ein klares Gefühl großer Verschuldung gegen sie. Von Anfang an hatte er sie betrogen, und jetzt wunderte er sich, wenn sie ihn belog? Dabei packte ihn eine ganz neue Angst, die vor der Schande. Nein, das konnte doch nicht sein! So oft er auch von der ehelichen Untreue der Rumänen hatte erzählen hören, an sich und sein Haus hatte er dabei nie gedacht! Das Blut stieg ihm in den Kopf, und ein ganz anderer Zorn als vorhin, eine Art Wahnsinn, ergriff ihn, so daß alle seine Gesichtsmuskeln zuckten. Was sollte er thun, wenn so etwas drohte? Er fühlte sich machtlos, denn die Schande war durch nichts abzuwaschen!

Vorhin war er müde gewesen und fassungslos, jetzt aber so erregt und concentrirt, daß sein Auge sich zu verdoppeln schien. Nichts Uebereiltes durfte er thun, nichts Hestiges — aber er durfte Andrea nicht aus den Augen und aus seiner Gewalt lassen. Fühlte er sich ihr nicht überlegen und fürchtete sich doch vor ihr? Sie schien ihm plötzlich so glatt, als könne er sie nirgends fassen und halten.

Er ging in's Eßzimmer zurück, fand aber Niemand dort; die Kinder spielten Ball und Andrea saß auf dem Balcon: sie hatte doch ein einsames Leben, nichts von dem, woran sie hing, und er hatte ihr keinen Ersatz in seiner Liebe geboten!

„Andrea,“ sagte er leise. Sie schrak zusammen. „Willst Du in mein Zimmer kommen? Ich möchte mit Dir sprechen.“

Sie stand auf und ging ihm voran in seine Stube, wo sie sich gerade unter das Bild seiner ersten Frau setzte.

„Ich habe Dich heute Nachmittag mit Molin spazieren gehen sehen,“ sagte er, „warum leugnetest Du es?“

Sie war vielleicht einen Schein blässer geworden, aber sie sah ihn groß an. „Darf ich nicht mit ihm ausgehen? Soll ich immer, wie eine Bonne, nur die Kinder hüten?“

Ihm stieg der Aerger schon in die Stimme, als er erwiderte: „Darum handelt es sich nicht, sondern um Dein Leugnen!“

„Ich dachte, es interessirte Dich nicht, oder ich dachte garnichts,“ antwortete sie unverschämt; als sie aber seine zornigen Augen sah, lachte sie mit einem Mal auf: „Ach, Du bist eifersüchtig, Georg? Warum sagtest Du mir das nicht gleich?“ Damit stand sie auf und legte ihren Arm um ihn. Ihm war eine Bergeslast von der Seele gefallen, als sie plötzlich lachte und auf ihn zuging, allein zu gleicher Zeit fühlte er die Unmöglichkeit, ihr von dem zu sprechen, was er sich vorgenommen hatte, von seiner Schuld ihr gegenüber und von seinem Entschluß, daß es hinfort anders werden sollte. Es war jedes Mal, als ob sie die tieferen Register seiner Seele zudeckte, als ob ihre Gegenwart ihn zu einem anderen Menschen machte. „Ich wußte garnicht, daß Ihr kalten Nordländer auch eifersüchtig sein könntet,“ fuhr sie fort, „das ist mir eine höchst angenehme Entdeckung!“

Er schwieg; anfangs hatte er protestiren wollen, aber da nun die beklemmende Angst von ihm genommen, ward die Müdigkeit wieder mächtig in ihm.

„Ich hatte heute viel Aerger,“ begann er in verändertem Tone.

„Ja, Molin erzählte mir von den niederträchtigen Artikeln,“ fiel sie ein, „Du wirst Dir das doch nicht gefallen lassen?“ Der Eifer, mit dem sie darauf einging, fiel ihm vorübergehend auf; er sagte sich aber gleich, wie natürlich es für eine Frau wäre, in äußeren Schwierigkeiten das innere Maß zu verlieren.

„Was meinst Du, das ich thun sollte?“ fragte er.

„Da fragst Du mich?“ entgegnete sie mit gespielter Heftigkeit. „Ein Mann muß doch selbst wissen, wie er seine Ehre zu vertheidigen hat! Bist Du kein Mann?“

Er antwortete nichts.

Sie fuhr fort: „Du mußt ihnen sagen, daß alles erlogen ist, Du mußt mit den Beweisen kommen — die wirst Du doch haben? — daß Dir in Deutschland Niemand etwas vorzuwerfen hatte!“ Sie nahm eine der Zeitungen vom Tisch auf und begann einen Satz laut zu lesen. „Das darfst Du nicht auf Dir sitzen lassen, daß Du ein hergelaufener Deutscher seist, den man aus der Heimath verjagte, der sich aber für Rumänien noch gut genug dünkt und hier reich werden will!“

Walter schwieg noch immer, aber die Forderung seiner Frau, sich Beweise für seine Ehrenhaftigkeit zu verschaffen, beschäftigte ihn. Konnte sogar sie an ihm zweifeln? „Und doch,“ sagte er sich bitter, „warum

wundert es mich? Sie hat noch nie mit makellosen Menschen zu thun gehabt, sie schätzt solche nicht höher als Ehrlose. Sie weiß garnicht, was sie mir damit gethan; und was sie fürchtet, ist auch nur, daß meine Geldmittel durch diese Angriffe beschränkt werden könnten. Aber ich? Ich bin so tief gefallen, daß ich mich vor mir selbst schäme!“

„Ich glaube, es ist Schlafenszeit,“ sagte er laut. „Jedenfalls bin ich todtmüde und wünsche Dir eine gute Nacht.“ Er verließ das Zimmer, während Andrea sich noch an seinen Schreibtisch setzte und ein paar Worte schrieb. Am nächsten Morgen hätte Walter auf seinem Löschpapier den Abdruck ihrer regelmäßigen Schriftzüge sehen können, aber er hatte keinen Argwohn mehr, sie hatte ihm noch am späten Abend eine stürmische Liebes-scene gemacht.

Einige Tage vor Radu's Abreise überraschte Walter seine Frau mit der Ankündigung, daß er auch Robert nach Deutschland zu bringen gedächte; sie möchte daher alles Nöthige vorbereiten.

Sein Plan war, Robert und Radu bei einem Dresdener Gymnasiallehrer in Pension zu geben. Für seine Frau und Tochter dachte er eine Wohnung in Bukarest zu suchen; er selbst hatte noch im Gebirge zu thun, so lange die Jahreszeit es erlaubte; für Andrea jedoch war es in Bukarest amüsanter ohne ihn, als in Sinaja mit ihm. Ihn schmerzte nur die Trennung von seinem Töchterchen. Lisa hatte sich, besonders seit seiner zweiten Heirath, merkwürdig an ihn angeschmiegt; gerade als ob ein Instinct es dem feinfühlenden Kinde gesagt hätte,

daß sein Vater unglücklich war. Während Morgens Andrea noch Toilette machte, war Lisa schon drunten, um dem wortfargen Vater seinen Thee einzuschicken; auf Walter's Schreibtisch so gut wie in Radu's Zimmer standen jeden Tag frische Blumen; und wenn er auch nie ein Wort darüber verlor, sondern höchstens einmal mit der Hand über ihr braunes Haar strich, so wußte sie doch, daß ihre kindlichen Aufmerksamkeiten ihm ein Bedürfniß geworden waren.

Auch seine Tochter von sich zu geben, gewann er nicht über sich: ihr konnte man ja durch Lehrer im Hause Unterricht ertheilen lassen.

Als Lisa erfuhr, daß sie sich von ihrem Bruder trennen sollte, war sie fassungslos, ja, sie nahm sich vor, ihrem Vater seine Grausamkeit vorzuwerfen oder ihn fußfällig anzuflehen, ihren kleinen Bruder doch nicht unter Fremde zu geben! Als sie aber unter ihres Vaters festen blauen Augen stand, sagte sie kein Wort. Er sah, daß sie viel geweint hatte, allein er that, als merkte er es nicht, und vor ihm wagte Lisa nicht einmal, Robert mit den Zärtlichkeiten zu überhäufen, die ihr auf dem Herzen lagen.

„Ich bin froh, von hier fortzukommen,“ meinte Robert, „seitdem Papa mir alles verleidet und Lisa nicht mehr mit mir spielt!“

Lisa that, als hörte sie nichts, und sagte nur plötzlich: „Komm, Robert, ich will Dir etwas in's Ohr sagen!“ Widerwillig ging Robert auf sie zu.

„Wollen wir Beide nicht noch einmal zu unserer Mama gehen?“ flüsterte sie.

„Unsere Mama,“ das war für Robert ein unberührbares Heiligthum geblieben, und wenn er daran erinnert ward in Augenblicken des Grolls und der Ungezogenheit, dann wandte er sich ab. Auch jetzt murmelte er etwas, aber er war roth geworden und blickte seine Schwester scheu an. „Wann?“ fragte er.

„Gleich, komm!“

Lisa war noch nicht ganz elf Jahre alt; aber sie war von klein auf viel mit ihrer Mutter allein gewesen und konnte jetzt manchmal so verständig sein, daß es den Anschein hatte, als ob Theile ihres Gemüths schon ausgereift seien, wie unreife Trauben vor der Zeit einige süße Beeren haben. Es war, als ob ihr Herz so intensiv der Sonne heißer Liebe ausgesetzt gewesen sei, daß es der zarten Gestalt und dem Fassungsvermögen weit voraus geeilt war. Wie sie jetzt mit ihrem Bruder an der Hand auf der Landstraße, die zum Kirchhof führte, in der Sommerhitze dahinschritt, lag in ihrem Auge, das auf Robert ruhte, etwas so Mütterliches, daß er, der seine weichen Regungen immer spröde versteckte, meinte, das Anfassen mache unnütz heiß; es wäre überhaupt eine dumme Idee von ihr, dahin zu gehen.

„Robert, wie kannst Du so herzlos sein!“ jammerte sie.

„Glaubst Du denn, daß Mama dort ist?“ fragte er.

„Aber ihr Staub ist dort, wenn ihre Seele auch im Himmel ist, und den Staub haben wir doch auch lieb!“

„Ja, wenn wir nur zu ihr könnten!“ meinte er. „Mir ist es immer so leid, daß man so viel Erde darüber geschüttet hat!“

„Nicht wahr, Robert, Du wirst nie vergessen, daß Mama's Auge Dich immer sieht? Darin haben wir es besser als andere Kinder, denen die Mutter nicht in die Ferne folgen kann.“

Robert antwortete nichts, aber er nahm jetzt ihre Hand, die er vorhin hatte fallen lassen, wieder auf.

„Und Du wirst meine Briefe Niemandem zeigen?“ fragte er nach einer Weile.

„Wenn Du mir nur schreibst! Bei Dir geht das Schreiben noch so langsam: aber, bitte, schreib' nur, sollte es auch noch so schlecht sein; ich zeige es gewiß nicht! Und sag' mir, wenn Du etwas Schlimmes gemacht hast, und denke nicht, daß ich Dir nicht helfen könnte. Ach, Robert, ich habe solche Angst um Dich!“

Er zuckte die Achseln, ließ ihre Hand wieder los und sammelte ein paar Steine, um sie nach kurzer Betrachtung wieder fallen zu lassen. „Ich dachte, es wäre Quarz. Uebrigens warum soll ich nicht gerade so viel lernen können wie Andere, Lisa? Du weißt, daß ich Dir in Geographie und Rechnen immer über war, und Du bist mehr als ein Jahr älter!“

„D, in Geographie wußtest Du nur ein einziges Mal mehr, und im Rechnen bist Du stärker, weil ich eine ganze Woche fehlen mußte, wegen der geschwellenen Backe, gerade als Papa uns das große Einmaleins lehrte,“ vertheidigte sie sich eifrig. „Und in Geschichte, weißt Du, da hast Du neulich die Geschichte von Romulus und Remus mit der von Moses verwechselt, und im Französischen hab' ich immer weniger Fehler!“

Lisa war jetzt ganz und gar aus kleinen sauren Beeren zusammengesetzt.

Ehe sie aber in den Kirchhof einbogen, fiel ihr wieder ein, was sie ihrem Bruder lieber hier als anderswo hatte sagen wollen: daß er doch versuchen möge, Radu lieb zu haben; sie fühlte jedoch, daß es unmöglich war, dem kleinen trotzigen Jungen überhaupt von Radu, den er für seinen Erzfeind hielt, zu sprechen. So gingen sie den langen Weg schweigend zurück, Robert mit schlechtem Gewissen, denn er empfand genau, daß er Lisa gekränkt.

Aber dies schlechte Gewissen war ihm schon ein gewohntes Ding geworden, es trieb ihn zu immer größerem Trotz an, und seit Wochen schon lebte er unter diesem unbehaglichen Druck, von dem nur eine einsichtsvolle Mutter ihn hätte befreien können. Andrea's System aber war, sich so lange wie möglich nicht um seine Unarten zu kümmern und ihn, wenn sie ihm Unterricht gab, durch Zuspruch, durch einen Apfel oder einen Bonbon bei guter Laune zu erhalten.

Walter dagegen, der wohl fühlte, daß er seine Kinder falsch behandelte, daß alle Verhältnisse seines Hauses schief waren, glaubte, nervös wie er geworden, manchmal durch große Strenge etwas gut zu machen. Er besaß nicht jenes weiche Mitleid mit dem kleinen Trozkopf, durch welches Lisa, wie durch mütterliche Mitgift, stets auf den richtigen Ton dem Bruder gegenüber geführt ward. Des Vaters Herz hing mit ungerachter Vorliebe an Lisa, deren Grazie ihn so oft an die Mutter erinnerte; aber auch gegen sie hielt er es für

Pflicht, kühl und streng zu sein. Doch hatte sie keine Angst vor ihm, da sie seine Liebe stets durchföhlte, während Robert sich vor seinem Vater versteckte und einmal nach einer harten Strafe schluchzend herausgestoßen hatte: „Weißt Du, Lisa, ich hasse ihn!“

So war Lisa schließlich froh, daß der Kleine fort kam.





6. Kapitel.

Whe die Kammern Ende November zusammentraten, wußte schon jeder durch die Zeitungen, welche der Eisenbahnaffaire täglich specielle Rubriken widmeten, daß in der Kammer eine Interpellation geplant und daß eine besondere Commission zur Prüfung des Mißbrauchs, den die Ausländer mit rumänischem Capital getrieben, gefordert werde. Manche Blätter hatten die Versetzung des Chefingenieurs in Anklagestand verlangt, und als nun das Unglück wollte, daß auf der Strecke zwischen Plojeshti und Kampina ein Bediensteter überfahren wurde, war die öffentliche Meinung höchst aufgebracht gegen die ganze Baugesellschaft. Wer sich nicht um die Details gekümmert, meinte doch, es müßte irgend etwas Ungehöriges im Spiel sein, da es keinen Rauch ohne Feuer geben könne.

Walter blieb in Sinaja, obgleich Andrea und seine Tochter eine Stadtwohnung bezogen; er hielt sich streng an seinen Contract, allein er wußte auch, daß er, ohnehin heftig und empfindlich, jetzt, wo alles in ihm kochte,

beim leisesten Anlaß seine Demission geben würde. Das aber wollte er nicht, denn damit verlor er die 100 000 Frank, die ihm contractlich nach Beendigung der Bahn zugesichert waren; von seinem Gehalte hatte er nicht mehr als die Hälfte zurücklegen können, und sollte er all' die Entbehrungen und Schwierigkeiten der vergangenen Jahre ertragen haben, um kurz vor dem Ziele die Früchte derselben einzubüßen?

Diese Gedanken quälten ihn von Morgen bis Abend, während der Wind um das kleine Haus brauste und ihn ganz irre machte: Nahm er ein Buch zur Hand, so merkte er nach drei Zeilen, daß er nur mechanisch mit den Augen gelesen; ging er spazieren, so widerlegte er in Gedanken all' seine Verläumder; saß er in seinem Schaukelstuhl, so berechnete er das Vermögen seiner Kinder.

Ueber dieser Seelenpein magerte er krankhaft ab; er aß nicht und trank nicht, sondern lief nur Stunden lang mit dem Hunde auf ungebahnten Wegen durch den bunten Herbstwald. Zeitungen wollte er überhaupt nicht mehr sehen, aber keinen Tag konnte er der Versuchung widerstehen. Er fühlte genau, daß sowohl das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, als auch die englische Baugesellschaft selbst, von der er engagirt war, ihn los werden wollten, um den Sturm der verheßten öffentlichen Meinung durch diese Concession zu beschwichtigen; überhaupt beabsichtigte die Gesellschaft, wie er unter der Hand erfuhr, sich, wenn irgend möglich, zurückzuziehen, da sie für einen gewinnverheißenden Bahnbau in Kleinasien ihre Capitalien frei haben wollte — ihr war es also recht, wenn der Staat den Ausbau der Gebirgs-

bahn für eigene Rechnung unternahm. Und dazu war das Ministerium der öffentlichen Arbeiten entschlossen und zwar noch vor dem Zusammentritt der Kammer, damit die Opposition nicht aus dieser Affaire Capital schlagen könnte. Außerdem glaubten die Rumänen, nicht nur besser, sondern auch billiger bauen zu können, und es mußte die Regierung nur populär machen, wenn sie bewies, daß man die Hülfe der Fremden entbehren könne; die ganze Presse fragte fortwährend: Haben wir nicht selbst tüchtige Ingenieure?

Freilich, die Hauptsache war schon geleistet, die Idee gegeben, der schwerste Theil der Ausführung überwunden: aber der Schein blieb gewahrt, und das genügte den rumänischen Chauvinisten.

Als Anfang November starker Frost eintrat, mußte Walter sich doch entschließen, nach der Stadt zu fahren, zumal da Andrea ihm geschrieben, daß Lisa an den Masern erkrankt sei: sie habe an dem Unterricht im Weiß'schen Institut Theil genommen und sich von da die Krankheit mitgebracht. Walter wußte, daß die Masern meist ganz ungefährlich verlaufen, in seinem augenblicklichen Gemüthszustand aber beunruhigte ihn alles; ihn verlangte nach seinem Kinde.

Lisa war sehr glücklich, seitdem sie in der Stadt lebte; der Verkehr mit Altersgenossinnen, die vielen Unterrichtsstunden machten ihr große Freude. Außerdem hatte Robert ihr schon in seinem ersten Briefe geschrieben, daß Radu in Dresden ganz anders wäre als zu Hause, gar nicht mehr der Geck von früher, daß er ihm überall hülfe; und zwei Monate später pries Robert

den älteren Bruder ganz begeistert: „Weißt Du, ich glaube, Radu ist der beste Junge unter der Sonne, das meinen aber auch Herr und Frau Professor und vor allem das Fräulein, das sieht ihn immer ganz süß an; er läßt sie aber abblitzen! Sage dies Niemand weiter, Radu könnte sich sonst ärgern.“

Lisa theilte es unter dem Siegel der Verschwiegenheit Andrea mit; diese lachte sehr darüber und meinte: „Ja, ja, der Junge wird noch viele Herzen brechen!“ Darüber mußte Lisa viel nachdenken, ohne es eigentlich verstehen zu können.

Sowie Walter in die Stadt gekommen, begannen die Verhandlungen. Ein Vertreter der Gesellschaft, eben aus England angekommen, theilte Walter mit, daß der rumänische Staat die Bahn selbst fertig stellen wolle und die Actien zu günstigen Bedingungen übernommen habe, sein Contract also sei gelöst; er erwiderte kühl und kurz, seine Ansprüche bestünden zu Recht, denn auch das Ministerium habe seinen Contract approbirt.

Andrea kümmerte sich nicht viel um die Schwierigkeiten ihres Mannes, sie fühlte sich in letzter Zeit sehr glücklich. Seitdem sie wieder in guten Vermögensverhältnissen war, hatten alle ihre und ihres ersten Mannes Verwandte, selbst die entfernteren, sie aufgesucht; man hatte sie immer gern gehabt, sich aber, so lange sie mittellos gewesen, von ihr fern gehalten, um nur ja nichts für sie thun zu müssen. Andrea fand das ganz natürlich und war nicht weiter dadurch beleidigt.

Sie war in kleinen Gesellschaften sehr gesucht, wegen der Gefälligkeit, mit der sie Stunden lang auf

dem Clavier vorspielte; im eigenen Hause hatte sie regelmäßigen Besuch von einigen Freundinnen, mit denen sie Karten spielte; diese Spielabende dauerten bis ein, zwei Uhr Nachts. Wenn Andrea gewonnen hatte, schlief sie dann froh ein; hatte sie aber mehr als zehn Frank verloren, so ärgerte sie sich. In ihres Mannes Abwesenheit Herrenbesuch anzunehmen, hatte Walter ihr verboten; das klagte sie Lisa: sie habe wirklich Unglück, denn ihr erster Mann sei so sehr eifersüchtig gewesen, und nun finge Papa das auch an!

Sie hatte sich gefügt, zumal da es nicht lange währen sollte und sie noch mit ihrer Einrichtung und ihren Kleidern beschäftigt war; sehr ungelegen aber kam ihr Lisa's Erkrankung, denn gerade jetzt war ihr die Aufforderung geworden, an einem Wohlthätigkeits-Concert im Atheneum mitzuwirken; dazu mußte sie durchaus ein weißes Kleid haben, mußte sich dasselbe aber nicht zu beschaffen: die letzten Abende hatte sie regelmäßig im Kartenspiel verloren! Ihre Kleider-Rechnung bei Madame Briole war auch noch nicht bezahlt; die Einrichtung ihres Salons, der ihre Hauptforge gegolten, hatte ein paar Hundert Frank mehr verschlungen, als ihr Mann ausgesetzt; zudem mußte durchaus ein Diener engagirt werden, denn ohne solchen hatte das Haus keinen anständigen Anstrich. Walter aber hatte das am ersten Abend rundweg verweigert, und wenn sie auch hoffte, ihn noch zu überreden, so war es doch jammervoll, daß sie sich alles erst erbetteln mußte, daß sie an einen so geizigen Mann gerathen war!

Walter hatte sich nur über Eins gewundert, wie

seine Frau ihm vor der Heirath so ganz anders hatte erscheinen können; war es möglich, daß sie sich so verstellte hatte? Als er jetzt zum Ministerium ging, dachte er wieder darüber nach und kam zu dem Schlusse, daß es nicht Verstellung gewesen, sondern daß Andrea ein unselbständiger Charakter sei, eins derjenigen Wesen, die sich immer nach den äußeren Umständen formen; zudem überwog in ihr das rein Instinctive, und fast unbewußt hatte sich damals ihre Natur der seinen angeschmiegt. Das Unrecht war allein auf seiner Seite: daß er, der denkende, überlegte Mann, sich jenes eine Mal vergessen hatte, durfte er sich nie verzeihen! Andrea schien ihm wie Thon, den er nach Belieben kneten und bilden könnte, aber er hatte nicht mehr den Muth, nicht mehr das Interesse dazu. Eines erbat er vom Himmel, Eines, das seiner Macht entzogen war: nur keine Kinder von ihr! Andrea selbst hatte ihm oft gesagt, sie möchte lieber sterben, als noch ein Kind bekommen; das wäre das Schlimmste, das ihr geschehen könne.

Der Minister empfing nicht, wie stets, wenn etwas Unangenehmes zur Sprache kommen mußte; Walter wurde dafür zum Ministerialdirector, einem wohlredenden jungen Manne, geführt. Dieser begann mit der Insinuation, daß die Annullirung des Contracts doch vornehmlich im eigensten Interesse des Chefingenieurs läge, denn die zwei Jahre, auf welche derselbe lautete, seien lange überschritten, der Bahnbau aber nicht vollendet. Der Herr Chefingenieur würde gewiß für seine Kraft und Zeit anderwärts bessere Verwendung finden.

Walter hörte ihm eine Weile ruhig zu, dann sagte er: „Es ist eine Geldfrage; laut Contract hatte ich für zwei Jahre Anspruch auf ein monatliches Gehalt von 3000 Frank, und nach Beendigung des Baues auf eine Gratification von 100 000 Frank. Soll ich jetzt darunter leiden, daß durch force majeure die Vollendung hinausgeschoben worden ist?“

„Wollen Sie etwa lieber, daß der Staat darunter leidet? Und vergessen Sie nicht, daß Sie unterdeß Ihr hohes Gehalt weiter bezogen haben!“

„Sie vergessen, daß ich die besten Jahre meines Lebens dabei verlor!“

Die Unterhaltung wurde lebhaft; zuletzt schlug der Director einen Vergleich vor: gegen eine Abfindung von 70 000 Frank sollte er zurücktreten und alles nach dem augenblicklichen Stande dem Regierungsingenieur übergeben; nur die Prüfung der Lieferungscontracte, die Walter abgeschlossen, behalte die Regierung sich vor.

Walter erhob sich; auf diesen Vorschlag könne er nicht eingehen, sondern würde sich die Anerkennung seines Contracts gerichtlich erzwingen. Damit verbeugte er sich und ging. Der Ministerialdirector nahm dieses Nein nicht ernst, denn von seinen Landsleuten her war er gewohnt, daß ein Nein über Nacht zum Ja werden kann.

Walter ging, um sich bei seinem Generalconsul Rath zu holen. Dieser unterhielt sich gerade mit seiner Frau, als ihm Walters Karte überreicht wurde. Er las sie und sagte: „Richtig, da ist er, dieser Ingenieur, um den schon seit ein paar Monaten so viel Lärm in den Zeitungen gemacht wird; ich war schon lange

darauf gefaßt, daß er kommen würde; ich kenne meine Deutschen: Erst bringen sie sich in die Patsche, und dann rennen sie mir das Haus ein, damit ich sie herausziehe! Als ob wir dazu hier wären, um uns in ihre lumpigen Privatangelegenheiten zu mischen! Ich will ihm aber meine Meinung sagen!”

Seine Frau entgegnete lächelnd: „Mach's mild, Leopold, der arme Mensch hat ja seine Frau hier verloren.“

„Und gleich eine wieder geheirathet und noch dazu eine Rumänin!“ Damit ging er in die Canzlei, wo Walter wartete.

Er hielt ihm vor, wie viel besser er thäte, auf den Vergleich einzugehen, als zu processiren: als Ausländer habe er keine Aussicht, vor Gericht mit seiner Sache durchzudringen, und selbst wenn das Consulat sich seiner annähme — was es im Nothfall ja thun würde —, das Endresultat würde immer nur ungünstiger ausfallen können als der Vergleich. Auch möge er die jahrelange Dauer und die riesigen Kosten eines solchen Processes wohl in Betracht ziehen. Nähme er den Vergleich an, so könne er noch von Glück sagen, denn er sei weit besser daran, als die meisten seiner Landsleute, die nach Rumänien kämen. Die deutsche Regierung sei in solchen Dingen sehr zurückhaltend, und mit Recht, denn warum ließen sich Deutsche mit diesen Rumänen ein? Warum fragte man nicht vorher beim Consulate an, ehe man sich voreilig in ein solches halbcivilisirtes Land begäbe?

Das Blut war Walter langsam bis in die bleiche Stirn gestiegen, doch blieb sein Gesicht ganz regungslos,

so sehr auch sein Selbstgefühl litt. Der Generalconsul fürchtete deshalb, noch keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; er fuhr fort: „Sehen Sie, wer im Auslande schnell Geld machen will, setzt sich solchen Lagen aus wie Sie; wer daheim bleibt . . .“

„Ich glaube, Sie beurtheilen meine Lage falsch, Herr Generalconsul, jedenfalls aber mich!“ fiel Walter ihm eifrig kalt in die Rede. „Und ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.“

„Ein Feind mehr!“ dachte er, als er in einen vorüberfahrenden Wagen stieg, um auf die Chaussee hinaus zu fahren; in diesem Augenblicke war ihm alles gleichgültig; wie gern wäre er weiter und immer weiter gefahren, nur fort und alles im Stich gelassen! War er denn durch eigene Schuld in solche Lage gekommen? Nein. Er hatte als ehrlicher Mann gearbeitet, er hatte nichts zu befürchten. Gehässige Zeitungsartikel allein beweisen nichts, und eine öffentliche Untersuchung konnte ihm nur günstig sein und alle seine Verdienste an's Licht ziehen. . . Aber wo waren die einsichtsvollen Männer, vor deren Forum seine Sache ihre Würdigung hätte finden können? War es Eigensinn von ihm, daß er sich nicht abfinden lassen wollte, als habe er sich irgend etwas vorzuwerfen? Warum fühlte er sich so verzweifelt? Nur weil er mit sich selbst nicht in's Reine kommen konnte? Er hielt es für feige, nachzugeben, und doch wußte er, daß er dazu gezwungen werden konnte. — Er durfte sein eigenes persönliches Gefühl nicht mehr berücksichtigen; ihn hatte dieses Land eingefangen, in das er als lebensfroher, stolzer Mann ge-

kommen, es hatte ihm seinen eigenen Stempel aufgedrückt! Nur seine Kinder, die mußte er sicher stellen in der Welt; an Anderes durfte er nicht mehr denken.

Als er nach Hause kam, fand er Baumeister Schmitt bei sich, der auf ihn wartete.

„Es ist sonst nicht meine Art, mich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen“ Walter hätte beinahe gelächelt, denn gerade Schmitt mischte sich stets mit Vorliebe in alles, aus einer Art gutmüthiger Neugierde und dem Drang, immer auf dem Laufenden des Stadtklatsches zu sein. — „Aber diesmal muß ich Ihnen doch die Augen öffnen, zumal da ich hoffe, Ihnen dadurch nützlich zu sein. Die Regierung hat den Molin schon engagirt, der ein Belgier ist, also so gut wie ein Franzose und daher kaum ein Ausländer; der aber scheint eine besondere Pique auf Sie zu haben. Wenn Sie sich nicht auf gütlichem Wege mit den Leuten abfinden, wird es zum Proceß kommen. Das war schon im Frühling beschlossene Sache, und man hat den Wolkenbruch im Juli nur als guten Vorwand benutzt. — Habe ich Ihnen das nicht lange vorausgesagt?“

Walter wollte sich in sein gewohntes hochmüthiges Schweigen hüllen, aber der lange, qualvolle Vormittag hatte ihn mürrisch gemacht. „Mir wäre es ja auch das Liebste, die ganze Geschichte los zu werden,“ stieß er heraus. „Nur weiß ich nicht, was ich dann beginnen soll. Ich habe eine Frau und drei Kinder zu ernähren; bis ich in Deutschland wieder Fuß fasse, zumal wenn mir die Verläumdungen nachfolgen — nein, da bleibe

ich lieber hier. Außerdem, wie schwer würde meine Frau sich in deutsche Verhältnisse schicken“

„Ich hörte, man habe Ihnen die Stelle eines dritten Directors der Stroussberg'schen Linie in Aussicht gestellt,“ entgegnete Schmitt. „Hamann geht fort, und bis jetzt hat sich kein Anderer gefunden, der her will. Wußten Sie das nicht?“

„Nein,“ sagte Walter, „wenn dem so ist, reise ich noch heut' Abend nach Berlin und suche die Stelle zu bekommen. Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet! — Wie geht es bei Ihnen?“

„O, die Kleine gedeiht, und meine Frau ist nicht mehr aus dem Hause zu bekommen, seitdem ihre Sehnsucht erfüllt ist; wir leben nur noch in der Kinderstube.“

„So nehmen Sie sich in Acht: bei mir sind die Masern!“

Schmitt sprang auf: „Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“

„Ich dachte, Sie wüßten es.“

„Nein, das vergiebt meine Frau mir nie! Kommen Sie ja nicht zu uns; nur auf mein Bureau. Es geht mir übrigens brillant, ich habe fast mehr Bauten, als ich ausführen kann. Das Haus von Madeanu hat Allen gefallen, nun will Jeder so eins haben.“

„Das freut mich,“ sagte Walter herzlich. „Das Gute, das Sie mir gethan, wird Ihnen auf die Art von anderer Seite vergolten.“

„Was für Gutes? Daß ich Ihnen zu einer Frau verholfen? Ich war, ehrlich gestanden, sehr dagegen,

aber meine Frau hatte es von Anfang an darauf abgesehen," sagte Schmitt lachend beim Fortgehen.

Es war gut, daß er sich nicht umfah, denn Walter's Gesicht war ganz fahl geworden; Scherze über seine intimsten Beziehungen konnte er nicht vertragen und er gerieth außer sich über die Eröffnung, daß es eine Falle gewesen, in die er gegangen war! —

Die Freunde und Gönner Walters in Berlin, welche ihn einst nach Rumänien empfohlen hatten, zeigten sich wieder bereit, ihn der Verwaltung der Strousberg'schen Bahnen als dritten technischen Director in Vorschlag zu bringen; Walter stellte sich persönlich vor und sah binnen Kurzem die Frage in günstigem Sinne für sich entschieden. Eine Art Bestätigung der fürstlich rumänischen Regierung war aber nur gegen Annahme des ihm früher vorgeschlagenen Vergleichs zu erreichen.

Als er um die Weihnachtszeit aus Berlin zurückkehrte, waren seine geschäftlichen Verhältnisse geordnet und er vorläufig auf drei Jahre bei der Strousberg'schen Bahn angestellt, deren Ankauf der rumänische Staat nach den ersten Verhandlungen wieder aufgegeben hatte.

Während der ganzen Zeit seines Berliner Aufenthalts hatte Walter nicht an seine Frau geschrieben, sondern sich nur telegraphisch nach Lisa's Befinden erkundigt und sich bis zu ihrer Wiederherstellung tägliche Nachrichten ausgebenen. Andrea war nicht sehr empfindlich, aber nachdem sie ihren Mann zwei Wochen lang täglich erwartet hatte, empfand sie eine Art Bitterkeit, zumal da ihr die Geldmittel ausgingen und sie für die kleinen täglichen Bedürfnisse auf Credit leben mußte.

Sie klagte das Lisa unaufhörlich, so daß das Kind ganz verängstigt wurde und immer Visionen vom Schuldgefängniß hatte, welches sie aus irgend einem Romane kannte.

Im zweiten Monate seiner Abwesenheit klagte Andrea auch allen ihren Bekannten über ihren Mann und weinte dabei so herzerreißend, daß ihre Freundinnen überzeugt waren, ihr geschähe ein furchtbares Unrecht, und Walter wäre nur deshalb nach Deutschland gefahren, um eine seiner Geliebten zu besuchen.

Andrea hatte sich die Karten gelegt und diesen Verdacht bestätigt gefunden; zum Trost aber verhießen die Karten ihr für die Zukunft viel Freude und Amusement. Sogar ihr Lieblingswunsch, ein Flügel im Salon, sollte in Erfüllung gehen! Schon oft hatte sie jenen Wunsch geäußert — wenn es ihr doch damit gehen möchte, wie kürzlich mit der weißen Concert-Toilette, welche der Cellist, der sie begleiten sollte, ihr acht Tage vor dem Concerte zugesandt hatte: Wie erstaunt war sie zuerst gewesen; hatte sie doch garnicht geahnt, daß der Cellist sich so für sie interessirte! Zu Lisa hatte sie gesagt, sie habe sich die Toilette von einer Dame gekauft, die plötzlich Trauer bekommen, und wolle sie allmählich abzahlen, sie habe sie für den halben Preis. Natürlich dürfe man nicht darüber reden.

Der Aufenthalt in der Heimath hatte Walter wohlgethan und die gesicherte Stellung gab ihm sein Selbstgefühl wieder, sonst aber war seine Stimmung wenig verändert. Er hatte zwar die besten Vorsätze gefaßt, liebenswürdiger zu sein und Andrea nicht darunter leiden

zu lassen, daß sie seinem Frauenideal so wenig entsprach; er sagte ihr, daß er sich in Deutschland fast fremd gefühlt habe, aber er setzte nicht hinzu, daß er sich neben ihr noch fremder fühle.

Andrea bewunderte an ihrem Manne, daß er sich gleich wieder eine so gute Stellung verschafft hatte; manches, das jetzt nicht mehr ungeschehen zu machen war, that ihr leid. Wenn sie gewußt hätte, daß er während der ganzen Zeit nur für ihre gemeinsame Zukunft gearbeitet, wäre sie gewiß nicht so ungeduldig gewesen. Aber nun war es schwer, von dem Wege abzulenken.





7. Kapitel.

Nach Verlauf der ersten drei Jahre ward Walter auf weitere drei angestellt. Er lebte sehr zurückgezogen; morgens ging er zum Bahnhofe auf sein Bureau, um dort den ganzen Tag zuzubringen; nur die Abende verlebte er im Hause, auch dann meistens noch mit Arbeiten beschäftigt. Wochenlang war er von Bukarest abwesend, um die Linien zu inspiciren; er interessirte sich für nichts als für seine Arbeit und dachte nur an Eines: genug Geld zurückzulegen, um fortgehen zu können. Andrea hielt ihn für geizig und wunderte sich nur darüber, daß er Radu, der jetzt in Paris Jura studirte, einen so reichlichen Wechsel bewilligte.

Für sich selbst gab Walter nie etwas aus; er rauchte nicht mehr, kleidete sich möglichst einfach, nahm nie eine Droschke und ging nie in's Theater oder in Gesellschaft: Er betrachtete sich wie eine Maschine, die nur dazu bestimmt ist, Geld zu machen — andere Pflichten glaubte er nicht zu haben. So hatte er auch seinem Sohne nicht das Geld geschickt, um einmal nach

Bukarest zu kommen. * Andrea und Lisa brachten den heißen Sommer in Siebenbürgen zu, während Robert in den Ferien Fußreisen durch Deutschland machte.

Lisa begriff nicht, warum ihr Vater sich so seltsam verändert hatte, daß sie ihn um nichts mehr zu bitten wagte. Freudlos verlief ihre Jugend. Sie arbeitete und lernte viel, freilich nach französischer Manier meist mit geistlosem Abschreiben beschäftigt; in ihren Freistunden spielte sie allein im Hof oder in dem kleinen Garten herum, denn Freundinnen hatte sie nicht. Manchmal nur fuhr die Mama mit ihr aus, und selten erlaubte sie ihr, wenn Besuch war, in den Salon zu kommen.

Es waren beinahe fünf Jahre her, daß sie ihren Bruder nicht gesehen. Jetzt, zu Ostern, sollte sie eingegnet werden. Seit dem Januar ging sie zur Confirmationsstunde zum Prediger, und seitdem schien ihr das Leben noch viel ernster.

Andrea allein war zufrieden. Sie hatte sich eine Art Leben nach ihrem Sinne eingerichtet. Als sie gesehen, daß ihr Mann nicht dazu zu bewegen war, mit ihr in der großen Welt zu verkehren, hatte sie sich eng an die Frau des ersten Direktors, eine ältere, kinderlose Dame, angeschlossen. Frau Morton besaß eigene Equipage — ein für Andrea sehr nützlicher Umstand — und hatte den Ehrgeiz, in der Gesellschaft etwas zu gelten, und dabei konnte ihr Andrea, die sprachkundige und musikalische Rumänin, sehr behülflich sein: Da Andrea alle Verhältnisse des Landes kannte und bei ihrer angeborenen Findigkeit sehr bald heraus-

fühlte, wie und wo man sich beliebt machen müsse, ward mit ihrer Hilfe Frau Morton's Salon bald einer, den alle Welt gern besuchte. Man moquirte sich wohl über die Morton's, aber Andrea gelang es doch, in der Gesellschaft Fuß zu fassen. Weil sie immer nur der Spiegel ihrer Umgebung war, fand man sie klug und liebenswürdig, und sie hatte sich in dem Leben, das sie jetzt führte, so verjüngt und verschönt, daß selbst Walter sich wunderte. Er ließ sie gewähren, seitdem er sah, daß er ihr nicht steuern konnte, und erschien sogar manchmal, wenn sie Besuch hatte. Warf er ihr zuweilen ihre Eleganz vor, dann lachte sie ihn aus: er verstehe nichts davon, und sie wisse sich ganz werthlose Dinge so hübsch zurecht zu machen. Er verstand wirklich nichts davon; aber einmal, als er eine quittirte Rechnung ihrer Schneiderin, die auf fünftausend Frank lautete, bei ihr fand — denn sie war sehr unordentlich und ließ alles herumliegen —, hatte er wieder jenes schreckliche, beklemmende Gefühl gehabt, wie damals, als er sie in Sinaia mit Molin hatte spazieren gehen sehen. Sie jedoch beantwortete seine Frage mit fröhlichem Gelächter: Er habe nicht genau zugeesehen, das sei ja eine Rechnung Frau Morton's gewesen — alte häßliche Frauen, wie die, brauchten theure Toiletten, Andrea aber nicht, selbst wenn sie das Geld dazu hätte, was leider nicht der Fall sei!

Hätte Walter über Andrea oder sich selbst nachgedacht, so hätte er erschrecken müssen, aber sein Kopf war angefüllt von allerlei Plänen und Spekulationen

auf raschen Geldgewinn — nicht für sich, nur für seine Kinder.

„Was mag ihr Mann dazu sagen?“ fragte man bisweilen in den Gesellschaften, wo Andrea's Abenteuer mit großen Uebertreibungen erzählt zu werden pflegten. Meistens war man der Ansicht, er ließe alles geschehen, weil auch er seinen Vortheil daraus zöge. —

Es war zwei Tage vor Lisa's Einsegnung, die am Sonntage nach Ostern stattfinden sollte. Lisa war ganz erfüllt von der Wichtigkeit der Handlung, sie brachte den ganzen Tag in ihrer kleinen Stube zu und wiederholte immerfort das Glaubensbekenntniß, das sie in der Kirche herzusagen hatte. Wenn sie nur nicht stecken blieb! Vor der ganzen vollen Kirche ängstigte sie sich nicht so sehr wie vor ihrem Vater. So kniete sie nieder vor ihrem Bette und bat den lieben Gott, ihr zu helfen. — In demselben Augenblick sah sie ihren Vater an ihrem Fenster vorbeigehen. Daß er zwischen zwei und drei Uhr nach Hause kam, war so merkwürdig, daß es ihre Aufmerksamkeit ganz ablenkte: Wenn er nur nicht unwohl war Ehe sie sich aber entschlossen hatte, zu ihm zu gehen, sah sie ihn schon wieder aus der Hinterthür hinausheilen. Ihr blieb davon eine Art Beklemmung in der Brust zurück.

Gleich darauf öffnete Andrea hastig ihre Thür:

„Ist Papa hier?“

„Nein, aber ich habe ihn eben vorbeigehen sehen.“

„Er war also hier!“

Sie ging wieder in den Salon zu Herrn Morton zurück; ihr Lächeln war etwas gezwungen, als sie sagte:

„Mein Mann ist gleich wieder fortgegangen!“ Welches Gesprächsthema sie auch versuchte, sie konnte sich nicht zwingen, mit ihren Gedanken dabei zu sein — immer wieder sah sie das Bild vor sich, das sie vorhin im Spiegel erblickte. — Hatte sie sich auch nicht geirrt? War ihr Mann es gewesen, der einen Augenblick hinter der angelehnten Thüre gestanden? Und was hatte er in diesem Augenblicke gesehen? Daß Morton sie geküßt? Was für eine Erklärung konnte sie ihm dafür geben? Sollte sie vielleicht Herrn Morton bitten, schleunigst auf den Bahnhof zu fahren, um noch vor Walter dort zu sein und dessen möglichen Argwohn zu zerstreuen? Ja, das war das Beste!

Als aber Morton auf dem Bahnhofe sogleich in Walter's Zimmer ging, fand er es leer.

Walter war, nachdem er sein Haus wieder verlassen, auf die Chaussee hinaus gefahren: Er war wie ein bewußtloser Mann, die schüttelnde Bewegung allein gab ihm ein Gefühl des Lebens.

Er war zu dieser ungewöhnlichen Zeit nach Hause gekommen, um ein Papier zu holen, das er auf seinem Schreibtisch vergessen hatte; er entsann sich jetzt, daß er den Schein der Frühjahrs-sonne mit Wohlbehagen empfunden hatte, während er den langen Weg in seinem schnellen Schritt zurückgelegt hatte. Zu Hause angelangt, war er durch die Hinterthüre eingetreten, wie es seine Gewohnheit war, um den Diener nicht durch sein Klingeln an der Vorderthüre unnöthig zu bemühen; schnell durch den Corridor eilend, hatte er durch die Glasthüre sein Töchterchen vor ihrem Bette knieen

sehen, und dieser Anblick, vorübergehend wie eine Vision, hatte trübe Erinnerungen in ihm wach gerufen. Gedankenvoll war er in sein Zimmer getreten. — Gerade hatte er das gesuchte Papier gefunden und wollte umkehren, da glaubte er Morton's Stimme nebenan im Salon zu hören — rasch trat er einen Schritt näher und erblickte durch den Spalt der Thüre Andrea in Morton's Armen

Das Blut war ihm so in den Kopf geschossen, daß er wie ein Ertrinkender mit den Armen um sich schlug, und seine Augen nicht mehr deutlich sahen; er wußte, daß er hatte hineinstürzen wollen, ihn zu erwürgen; aber die Vision seines betenden Kindes tauchte plötzlich vor ihm auf, und wie er zu sich kam, war er schon aus dem Hause und auf dem Wege zur Chaussee.

Der Kutscher wollte am Rondeau umwenden, aber Walter winkte ihm mit der Hand, und so fuhr der Mann weiter, bis zum Wäldchen von Baneassa; hier hielt er, da er gewohnt war, daß man dort ausstieg.

Walter that das auch und ging auf den unbewohnten weißen Pavillon zu, der mitten in dem kleinen Haine steht. Eine Fülle blauer Frühlingsblumen deckte die Erde; er bemerkte sie nicht, aber das laute Krächzen der Raben, die dort so zahlreich in den hohen Eichen nisteten, hörte er, und es machte ihn zusammenschauern. Er fühlte jetzt Eines deutlich: daß er ein verächtlicher Mensch sei, daß er es längst hätte wissen müssen, wenn er es nur nicht selbst sich verheimlicht hätte!

Wieder trat ihm sein Kind vor Augen — aber es

war klein und hatte ein verweintes Gesichtchen — dort im Hochgebirge, in dem kleinen Zimmer mit den unpolirten weißen Möbeln und den gardinenlosen Fenstern, durch welche die Wipfel der Tannen aus dem Nebel hereinklickten — und wieder kam die ganze Verzweiflung jenes Todestages über ihn: Damals hatte sein Unglück begonnen; haltlos hatte sich der verwittwete Mann von seinem Schicksal treiben lassen!

Der Tag ging schon zur Neige; der Kutscher hatte mehrmals besorgt durch die Bäume nach seinem merkwürdigen Fahrgaste ausgeblickt — der wollte sich doch nicht etwa dort erschießen? Aber er hatte ja nichts in der Hand, und beide Arme hingen ihm schlaff am Körper herunter.

Als Walter Abends in die Stadt zurückfuhr, hatte er seine Erregung überwunden; doch lag ein Glanz in seinem Auge, der Lisa gleich auffiel, als ihr Vater in ihre Stube trat, wo sie beim Scheine ihrer kleinen Lampe an Robert schrieb.

„Darf ich den Brief lesen?“ fragte er mit weicher Stimme.

Sie wurde dunkelroth, und er legte das schon ergriffene Blatt wieder hin. Daß sein Kind Geheimnisse vor ihm hatte, that ihm in diesem Augenblicke sehr weh, aber das war seine, nicht ihre Schuld!

„Warst Du heute garnicht im Freien?“ begann er wiederum.

„Nein, Papa,“ antwortete sie, beklemmt durch die ungewohnte Freundlichkeit ihres Vaters; auch schämte sie sich wegen des Briefes und setzte deshalb hinzu:

„Weißt Du, Papa, Du kannst ja alles lesen, aber“

„O, das will ich nicht, wenn Du dabei roth wirst. — Aber da Du heute garnicht draußen warst, werde ich morgen mit Dir eine lange Spazierfahrt machen.“

„Das wäre herrlich!“ rief sie überrascht und glücklich aus. „Aber um zwölf ist Examen in der Kirche“

„So können wir früh am Morgen ausfahren. Was Du bis jetzt nicht weißt, lernst Du doch nicht mehr.“

Da trat Andrea in's Zimmer. „Also hier finde ich Dich! Warst Du nicht heute Nachmittag schon einmal zu Hause, Männchen?“

Walter besaß große Selbstbeherrschung und hatte darauf gezählt — dennoch hatte er sich fast zu viel zgetraut: Er fühlte, daß Andrea nicht sicher war, wie viel er gesehen, und ihr Aplomb empörte ihn. Aber Lisa's Anwesenheit half ihm, er konnte gleichmüthig antworten:

„Nur einen Augenblick, ich holte ein vergessenes Papier!“

Andrea fiel ein Stein vom Herzen.

„Du hättest mir wenigstens Guten Tag sagen können,“ fuhr sie fort.

„Ich wollte Dich nicht stören.“

„Es war nur Morton bei mir, und“ — setzte sie lachend hinzu — „er war sogar ganz unverschämt und wollte sich durchaus den Lohn für sein Bouquet von neu-

lich holen! Diese alten Herren sind viel schlimmer als die jungen.“

Walter warf seiner Frau einen verweisenden Blick zu, indem er auf Lisa deutete. In seinen Ohren aber ertönte das unheimliche Gefrächze der Raben von Baneassa — ihm wurde schwindlig, wie er an den langen, entsetzlichen Nachmittag zurückdachte. Gut, daß der überstanden, und daß er wußte, was er thun wollte.

Beim Gutenachtsagen, als Lisa im Begriff war, Andrea wie gewöhnlich Hand und Wange zu küssen, rief Walter sie plötzlich ab. „Morgen früh um acht Uhr mußt Du fertig sein, jetzt geh' schnell zu Bett! — Andrea, das Kind muß um zwölf in der Kirche sein, ich gehe mit ihr.“

„Ich natürlich auch,“ entgegnete sie.

„Nein, das ist ganz unnöthig, Du bist keine Protestantin.“

„Dafür gehe ich aber zur Einsegnung.“

„Auch das nicht,“ antwortete er barsch.

„Aber Georg, die Leute werden sagen, ich sei eine böse Stiefmutter.“

„Mir sehr gleichgültig: ich wünsche, daß Du nicht mitgehst!“

Damit verließ er das Zimmer, und Andrea blieb etwas beunruhigt zurück.

Lisa schlief die ganze Nacht unruhig; über ihr schwebte das quälende Gefühl von etwas Außerordentlichem; bald schnürte sich ihr die Kehle zu, bald stieg ihr das Blut warm in den Kopf und die Thränen in die Augen. Noch nie, seit sie in Bukarest lebten, war

ihr Vater mit ihr ausgefahren; er wollte ihr gewiß die Wichtigkeit des Einsegnungstages recht einprägen. Und doch war das nicht mehr seine Art; schon seit langer Zeit vermied er jedes ernste oder erinnerungsvolle Gespräch.

Vater und Tochter stiegen vor dem Hause in eine vorüberrollende Droschke, und Walter gab dem Kutscher den Befehl, nach Filaret zu fahren. Noch hatte er kein Wort zu Lisa gesprochen, und so lange das Pflaster anhält, schwieg auch sie; als aber draußen in der Vorstadt die Chaussee begann, hatte sie das Gefühl, als müsse sie ihren Vater unterhalten.

„Sieh nur, Papa, wie wunderschön es hier ist! Sieh nur, welch frisches Grün, und wie duftig die Stadt daliegt, dies endlose Häusermeer! Noch nie habe ich Bukarest so schön gesehen.“

„Weißt Du auch, warum das Grün hier vor uns eine so glänzende Smaragdfarbe hat?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Weil es auf Sumpfboden wächst; das giebt ihm sein trügerisches Licht!“

Lisa fühlte, daß dieses Bild mehr sagen wollte, als sie verstand, und schwieg.

„Bist Du gern hier gewesen, Kind?“ fragte er.

„Sehr gern, Papa!“ — Ihre Antwort kam etwas bang' heraus, wegen des „gewesen“.

„Erinnerst Du Dich noch an Berlin?“

„Nein, nur wenig; ich weiß, daß die Straßen eng und düster sind und die Häuser hoch, und daß wir nie Lärm auf den Treppen machen durften.“

„Wird es Dir leid thun, von hier fort zu gehen?“
Ihr stiegen die Thränen in die Augen, aber ehe sie etwas erwidern konnte, fuhr Walter fort: „Denn wir gehen nach Deutschland zurück, und zwar morgen Abend — das wollte ich Dir mittheilen, mein Kind.“

„Kommen wir nie wieder?“

„Nie, so Gott will!“ entgegnete er feierlich.

Sie weinte jetzt bitterlich. „Und was sagt Mama dazu?“ fragte sie schluchzend.

„Mama wird hier bleiben, um den Hausstand aufzulösen.“

„Warum gerade jetzt, Papa,“ wandte sie schüchtern ein, „wo ich eingesegnet werde und beinahe erwachsen bin?“

„Du bist noch lange nicht erwachsen, Lisa; Du sollst in Berlin erst anfangen, ordentlich zu lernen.“

„Ist es alles schon ganz bestimmt, Papa?“

„Ja, ganz bestimmt.“

Das war der Entschluß, zu dem er gekommen, nachdem er alle Möglichkeiten überlegt hatte. Er hätte ja Morton fordern können, aber alle Welt hätte dann den Grund erfahren; und wenn Morton ihn erschießen würde, blieben seine Kinder haltlos im fremden Lande zurück. Oder er konnte sich scheiden lassen, aber auch dann war sein Name in Aller Munde. — Ging er jedoch fort, dann ließ sich anfangs eine Dienstreise verschützen, und in Berlin fand er leicht einen Stellvertreter. Von den Zinsen seines ersparten Vermögens konnte er leben; starb er heute, so hinterließ er jedem seiner Kinder über dreitausend Mark jährlichen Ein-

kommens, und fünfzehnhundert Mark Rente für Andrea: mehr wollte er ihr nicht aussetzen, er ließ ihr ja seine ganze Einrichtung. Kein Stück davon konnte er je mehr anrühren; er hatte einen förmlichen physischen Schauer vor allem, was mit Andrea in Berührung gewesen war.

Dabei war ihm gestern auf seinem einsamen Spaziergange klar geworden, daß eigentlich er die moralische Schuld an Andrea's Lebenswandel trug: Ihre Unselbständigkeit war ihm kein Geheimniß gewesen — warum hatte er ihr eine Verantwortung aufgebürdet, der sie nun einmal nicht gewachsen war? Hatte nicht ihr erster Mann besser an ihr gehandelt, als er sie wie eine Odaliske eingeschlossen hielt und sie aus Eifersucht nie einen Augenblick sich selbst überließ? Durfte Walter ihr, die nie Freiheit gekannt, zürnen, daß sie dieselbe mißbrauchte? Nein, das that er auch nicht: die Raupe kann nicht dafür, daß sie ein kriechendes Gewürm ist, man schützt sie von dem Gewande ab, ohne sie zu zertreten.

Lisa weinte nicht mehr. Sie fuhren auf der Höhe von Wakareshti entlang zwischen den großen Weingärten; links von ihnen lag die Stadt im ganzen Farbenzauber des Ostens.

„Sehen die Häuser nicht aus, als ob sie von Mablaster wären?“ fragte Lisa.

„Das ist nur Schein und Trug; ich kann nicht vergessen, wie unsauber sie in der Nähe sind.“

Lisa wagte nicht, ihrem Vater zu widersprechen; sie mußte überhaupt nicht recht mit ihm zu reden, und auch er konnte den Ton zu dem fast erwachsenen Mädchen

nicht finden. Wie gern hätte er ihr die ernstesten, liebevollen Worte gesprochen, die ihm im Herzen lagen, aber der Anfang wollte sich ihm nicht geben. Sollte das immer so bleiben zwischen ihm und seiner Tochter? Konnte er es nicht mehr lernen?

„Wie viele Kinder werden heute geprüft?“

„Wir sind sechzig, 34 Knaben und 26 Mädchen.“

„Kennst Du Einige von ihnen, Lisa?“

„Nein, Papa, nicht näher. Ich habe mit Einigen öfters vor der Stunde gesprochen; es sind aber meistens arme Mädchen.“

„Du weißt, vor Gott giebt es keine Unterschiede.“

„Gewiß nicht, aber sie mochten mich nicht leiden; Eine kniff mich immer, wenn ich mich nicht in Acht nahm; Viele von ihnen gehen schon in die Lehre zu Näherinnen oder Stickerinnen, und Eine fragte mich, wie viel mein Kleid gekostet hätte, und meinte, ich wüßte es wohl und wollte es nur nicht sagen — aber sie hätte es mir gewiß viel billiger gemacht! Eine Andere sagte, mein Hut wäre ganz unmodern. Es ist auch Mama's alter, der für mich zurecht gemacht ist“

Lisa schwieg, da ihr Vater nicht aufzumerken schien; er war aber nur erschrocken, von was für Dingen seiner Tochter Kopf voll war! War das immer so bei Mädchen, oder war sie nur in so schlechter, geistloser Umgebung aufgewachsen? Wie mußte man es denn anfangen, damit Kinder zu Menschen würden?

„Was hast Du kürzlich in Deiner französischen Stunde gelesen? Kennst Du auch unsere Klassiker?“

Lisa's Auge leuchtete: „Aber Papa, was glaubst

Du denn? Soll ich Dir den Eid hersagen? Oder à peine nous sortions des portes de Trézène aus Bhädra? Aber Schiller ist mir viel lieber, ich kann den ganzen Don Carlos auswendig, und Sonntags habe ich Marița oft die ganze Scene zwischen Marquis Posa und dem König vorgespielt! — Ach, Papa, wenn ich das mal auf dem Theater sehen könnte, ich glaube, ich geriethе außer mir vor Freude!“

„Das wirst Du, Lisa,“ erwiderte er lächelnd, „so bald wir in Berlin sind.“

Unterdeß waren sie weit in die grüne Ebene hinausgefahren, und es ward Zeit zur Heimkehr. Lisa suchte in ihrem Kopf, was sie ihrem Vater wohl erzählen könne, damit er nicht wieder die harten Züge bekäme, die ihn so unnahbar machten, aber jedes Thema war bald erschöpft. „Giebt es in Berlin auch russische Kutscher?“ fragte sie endlich.

„Nein, Kind, aber viele Tausend anderer und Omnibusse und Pferdebahnen, und alle Straßen sind sauber und gut gepflastert.“

„Aber so schön wie hier kann es doch nirgends sein!“

Walter antwortete nichts, und Lisa bedauerte schon ihren Ausruf, denn nun lag der harte Zug auf seinem Gesicht, und Beide schwiegen, bis sie vor ihrem Hause hielten. Ihn aber überkam ein tiefes Weh, daß sein Kind an dem Lande hing, welches er haßte.

Beim Frühstück, kurz ehe Vater und Tochter zur Prüfung in die Kirche gingen, theilte Walter seiner Frau

mit, daß er morgen Abend in Geschäften nach Berlin reisen müsse und Lisa mitnehmen wolle.

„Und mich willst Du allein lassen?“ fragte sie mit kokettem Lächeln; er erwiderte nichts, und Lisa trat die Thränen in die Augen; Andrea aber ward etwas unbehaglich zu Muth.

Als Lisa nach gut überstandener Prüfung roth vor Erregung nach Hause kam, ging Andrea zu ihr auf ihr Zimmer und sagte, sie möchte so gern mit ihr nach Berlin, Lisa solle doch den Vater darum bitten. Das junge Mädchen war ganz verlegen und meinte: „Wenn ich ihn bitte, nützt das doch viel weniger, als wenn Du es thust — ich kann wirklich nicht.“

Andrea fing an zu weinen, und Lisa umarmte und küßte sie und sagte, sie hätte sie fast so lieb wie ihre wirkliche Mutter, und es thäte ihr so furchtbar leid, daß sie für immer fortgingen.

Andrea horchte erschrocken auf. Mit einem Male verstand sie alles. Was sollte sie thun? Sie sann und sann; er durfte nicht fort, Morton mußte ihn halten; oder wenigstens das Kind sollte Walter ihr dallowen zum Pfande dafür, daß er sie nicht verlasse! —

Am nächsten Morgen, als man auf den Wagen wartete, der Vater und Tochter zur Kirche führen sollte, brachte ein Bote Walter die Aufforderung, sich augenblicklich auf's Ministerium zu begeben: die Russen hätten Nachts den Prut überschritten, und es gälte, ihnen jede mögliche Verkehrs-Erleichterung auf den Bahnen zu gewähren!

Der Fall war lange vorgesehen worden, und

Walter begriff nicht, wie Director Morton dazu seine Hülfe brauchte; er dachte deshalb keinen Augenblick daran, dem Rufe zu folgen, dessen Zweck, ihn fest zu halten, er durchschaute. Als Andrea angekleidet aus ihrem Zimmer trat, entschlossen, trotz seines Verbots in die Kirche zu gehen, hieß er sie kurz mit Lisa voranzufahren, da er unerwartete Geschäfte zu erledigen habe. Andrea gratulirte sich schon zum Gelingen ihres mit Morton verabredeten Planes; Walter aber trug schnell, nachdem sie mit dem Kinde fortgefahren, einen Koffer in Lisa's Zimmer, ließ durch das Dienstmädchen die Kleider und Wäsche des Kindes bringen und packte alles selbst ein; das Nöthigste aus seiner eigenen Garderobe, soweit es im Koffer nicht Platz fand, schnallte er in einen Plaidriemen, und nach Verlauf einer Stunde war er auch mit dem Ordnen seiner Papiere fertig, da er schon gestern begonnen hatte, sie zu sichten.

Koffer und Plaidpaket wurden auf den harrenden Wagen gehoben, dann fuhr er zur Kirche, hinter der er halten ließ. Als er eintrat, war der Gottesdienst fast beendet; die Einsegnung sollte beginnen. Er fand in der gedrängt vollen Kirche keinen Platz mehr und blieb vorne am Eingang stehen. Seine hohe Gestalt ragte aber über die meisten hinweg, so daß er sein Kind zu sehen vermochte; sie sagte gerade das Glaubensbekenntniß auf, ihre Stimme drang nicht bis an sein Ohr, aber wie sie so da stand, glich sie mit ihren zarten, feinen Zügen und in den graziösen Linien ihrer Gestalt ganz und gar ihrer Mutter.

Walter war anfangs zerstreut von dem hastigen

Backen; als aber die Orgel ertönte, die er so lange nicht gehört, legte sich ein Bann über ihn, und die Alltagsgedanken wichen von ihm. Es beherrschte ihn ein einziges großes Wehgefühl, das sich zusammenwob aus dem Mitleid mit seinem Kinde und aus der ganzen Fülle süßer Erinnerungen an Lisa's Mutter, deren bräutliche Erscheinung er eben jetzt wieder vor sich zu sehen meinte: ihm träumte, daß alles jetzt vorbei und versunken sei, auch die Gegenwart, und daß der große Kreislauf seines Lebens sich vollendet habe.

Leise spielte die Orgel, während die Kinder den Segen empfangen. Da war ihm plötzlich, als sähe er die Zukunft seines Kindes lichtlos und traurig vor sich, als wolle er sie erhellen und könne es nicht, und wie die Orgel dieselbe eintönige Melodie immer und immer wieder anhub, gleichsam einen Klagesang, einen Mahnruf, stieg ihm der kalte Schweiß auf die Stirn; er fürchtete ohnmächtig zu werden. Mit aller Kraft seines Willens nahm er sich zusammen und suchte hinauszugelangen; aber ehe er die Thür erreichte, fühlte er sich besser; er rief sich in's Gedächtniß zurück, was heute alles auf seinen Schultern ruhte, und daß er es gerade seines lieben Kindes wegen nicht aufgeben dürfe. So drängte er sich wieder vor, unter den tadelnden Blicken der Menge, um bis in Andrea's Nähe zu kommen.

Andrea saß wirklich, wie er es sich gedacht, in der allerersten Reihe. Sie hatte während des ganzen Gottesdienstes die bittersten Thränen zur Schau getragen: ihr selbst war alles so rührend, und sie wußte auch, daß Jedermann rührend finden mußte, wie ihr die heilige

Handlung zu Herzen ging! Außerdem konnte sie hier ihre ganze Angst ausweinen und sich ausmalen, wie es sein würde, wenn sie sich mit ihrem Manne ausspräche. — Sie würde ihm erklären, daß sie mit Morton nur gescherzt, und daß Walter sehr unrecht daran gethan habe, sie nicht gleich darüber zu befragen; er hätte überhaupt einen sehr schwierigen Charakter und wüßte garnicht, wie sehr er ihr das Leben verbitterte! Das müsse Jeder sagen, der im Hause gelebt habe; die letzte Gouvernante habe immer gerühmt, wie gut und nachgiebig Andrea sei, nur damit es nicht fortwährend Zank und Streit gäbe. Neulich erst wegen der Zeitung! Das könne jeder Frau passiren, daß sie mal ein ungelesenes Blatt zum Einwickeln nähme — wie ärgerlich aber sei er darüber geworden! Und wie unhaltbar würde seine Stellung zu Morton sein — nicht einmal einen Neujahrsbesuch habe Walter ihm gemacht! — wenn sie nicht immer alles durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder in's Geleise brächte. — Andrea mußte wirklich über sich selbst weinen, wie gut sie war, und wie oft sie ungerrecht angefahren wurde!

Da trat ihr Mann an sie heran und flüsterte ihr zu, sie solle jetzt gleich nach Hause fahren, er würde mit Lisa so schnell wie möglich nachkommen. Andrea stand leise auf und ging.

Den Confirmandinnen wurde noch das Abendmahl gereicht; Lisa gehörte zu den ersten, aber es dauerte noch fast eine Stunde, bis die Kinder entlassen wurden.

Lisa sah todtenbleich aus; ihr Vater ließ unterwegs halten und kaufte ihr ein Brödchen und ein Glas Wein.

Hier im Restaurant hörte er, daß der Einmarsch der Russen nur leeres Gerücht sei, noch stünden sie jenseits des Bruts. Es interessirte ihn aber nicht mehr; er warf sich in den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Nach Ritila!“

Ritila war eine kleine Bahnstation draußen vor dem Weichbild der Stadt; vom Bukarester Bahnhofs aus wagte er nicht abzureisen, denn der Zug ging erst um vier Uhr, und bis dahin konnte Andrea ihm Steine genug in den Weg legen, ihm öffentlich eine Scene machen oder dergleichen. Lisa hörte die Weisung nicht, die ihr Vater dem Kutscher gegeben, sie war in feierlichster Erregung und aß nur mechanisch, weil der Vater es befohlen.

„Papa,“ sagte sie, „wie kann man nur wieder schlecht werden, nachdem man das Abendmahl bekommen hat? Wie kann man sich je zanken und streiten, nachdem man eingesegnet worden ist? Ich weiß, daß ich nie wieder ungezogen sein werde!“

„Leider halten unsere Eindrücke meist nicht lange vor, Lisa, selbst die tiefste Seelenerschütterung nicht. Gott gebe, daß Du den heutigen Tag nicht vergißt, mein Kind!“

Schweigend fuhren sie weiter; erst als sie an die kleinen Häuser von Ritila kamen, schreckte Lisa aus ihren Gedanken auf. Sie bemerkte jetzt auch den Koffer, sagte aber kein Wort, so beengt fühlte sie sich: Ohne Abschied von Mama sollte sie fort! Was war zwischen den Eltern vorgefallen? Die arme Mama hatte in der Kirche soviel geweint! Diese Abreise war ja wie eine Flucht! Ihr Vater hatte doch in seiner Heftigkeit, die

sie Alle seit lange kannten, nichts Entsetzliches gethan?

Sie blickte ihn verstohlen an: seine Züge sahen gespannt aus, manchmal zitterten die Muskeln seines Gesichts, und ihr war, als möchte sie, wie vor langen Jahren, auf seine Kniee klettern und sein Gesicht mit Küssen bedecken. Aber sie wagte nicht sich zu rühren.

Der Bahnhofsinspector in Kitila kannte natürlich den Director und fragte verwundert, weshalb er sich zwei Billette nach Kronstadt nähme, da er doch eine Freikarte habe. Walter antwortete, daß er dieselbe vergessen habe. Er schrieb jetzt in Gedanken den Brief an Andrea, welchen er ihr aus Kronstadt zusenden wollte; sein Entlassungsgesuch hatte er schon zu Hause aufgesetzt, wollte es aber auch erst am nächsten Morgen abschicken. So oft er dieses nächsten Morgens gedachte, wurde ihm leicht um's Herz, ihm war, als müsse er dann die ganze Last abgeschüttelt haben, die ihn jetzt noch drückte.

Endlich kam der Zug. Walter war von Müdigkeit so überwältigt, daß er einschlief; Lisa aber starrte feuchten Auges hinaus, auch als sie durch die Fensterscheibe nichts mehr sah als den Widerschein der Coupélampe und ihren eigenen Umriß. Bei Sinaja flogen sie am Grabe der Mutter vorbei, und Lisa weinte bitterlich, daß sie auch der Todten nicht mehr Lebewohl sagen konnte.

An der Grenze mußte der Vater zur Gepäck- und Paßrevision geweckt werden. Als sie wieder im Coupé saßen und nun nach Siebenbürgen hineinfuhren, sagte Walter: „So, Lisa, jetzt haben wir den Staub von

unsern Füßen geschüttelt, jetzt sei glücklich!" Und wie ein Glücklicher schlief er wieder ein.

Sein Kind aber weinte sachte weiter. — Den Staub konnte er von ihren Füßchen abschütteln, aber nicht mehr den Mehlthau von ihrer Seele! Sie hatte zu lange vom süßen Dimbowitza-Wasser getrunken, welches den, der es gekostet, unwiderstehlich zurückzieht, sagt das Volk





8. Kapitel.

Walter's einzige Schwester war im Laufe des letzten Winters von Göttingen, wo ihr verstorbenen Mann Gymnasiallehrer gewesen war, nach Berlin übergesiedelt, da ihr Sohn dort an einer chemischen Fabrik Anstellung gefunden hatte. Walter tauschte hin und wieder einen Brief mit ihr aus, ihre Uebersiedelung hatte ihn aber damals nicht sehr interessiert, denn für ihn in der Fremde war es gleichgültig, ob sie in Göttingen lebte oder in Berlin.

Jetzt aber hatte dieselbe plötzlich für ihn die größte Wichtigkeit. Sein erster Gang war daher zum Telegraphenamte, um aus Göttingen ihre Adresse zu erfragen. Lisa saß unterdeß am Fenster des Hotelzimmers und schaute ganz überwältigt auf das vielfältige Leben der Friedrichsstraße. Ein eigenthümlich festliches Gefühl gab ihr das Hotelzimmer und die sich schnell auf der Straße fortbewegenden Menschen; es war sehr schön, wie in einem Roman; dazu schien die Maisonnette — denn das orientalische Osterfest, an welchem ihre Confirmation

stattgefunden, fiel in diesem Jahre sehr spät, und im Abendland war schon Himmelfahrt nahe.

Sie hatte sich Berlin ganz anders vorgestellt, ohne Sonne und ohne die Lustigkeit, die ihr in der Schnelle der Bewegung zu liegen schien: alle Gesichter kamen ihr so fröhlich vor, daß sich zuletzt diese Freude ihr mittheilte. Nie hatten ihre Augen in einem so bewegten Bilde geschwelgt: es war wunderschön! Im Fenster des Blumenladens gerade gegenüber stand ein großes Veilchenbouquet, mit einigen weißen Rosen in der Mitte. Lisa meinte gar den Duft zu spüren, sie konnte sich nicht satt daran sehen. Wie wagte man nur, so etwas zu kaufen? Es war sicher auch nur für Prinzessinnen und kostete gewiß mehr als hundert Thaler!

Ihr Vater trat wieder in's Zimmer. Auch ihm hatte das frische Leben der großen Stadt und die Mai-sonne ein anderes Aussehen gegeben; selbst seine Stimme klang frischer. Er fragte, ob sie mit ihm auf die Discontobank fahren wolle? Sie müsse freilich unterdeß im Wagen warten. Natürlich war ihr das eine große Freude, und als sie zum Essen in's Hotel zurückkehrten, war sie von Berlin wie berauscht.

Im Laufe des Nachmittags kam die neue Adresse Frau Professor Horn's an. Als Walter seine Tochter aufforderte, sich für den Besuch bei der Tante zurecht zu machen, war ihr, als ob sie aus ihrem Glückstraum erwachte, als ob das wirkliche Leben, das einen ganzen Tag stille gestanden, nun wieder in Gang käme.

Sie hatte ihre Tante nur einmal als Kind gesehen, kannte sie also so gut wie garnicht; dennoch fühlte sie

einen unerklärlichen Druck bei der Erinnerung: All' das Schmerzliche ihrer Abreise aus Bukarest, das Unaufgeklärte zwischen Vater und Stiefmutter legte sich wieder auf sie.

Frau Horn wohnte in der Lützowstraße, drei Treppen hoch; es war eine große Miethskaserne, der Portier zugleich Schuster; jede Etage umfaßte zwei Wohnungen; außerdem hauste im Keller ein Gemüsehändler und im Hofe noch mehrere kleine Leute. Lisa las staunend die Namen all' der Bewohner auf einer Tafel, die im Hausflur hing.

Als sie drei ziemlich steile Treppen erklimmen hatten, zeigte ihnen eine Porzellanplatte mit der Inschrift: „Horn“ daß sie am Ziele waren. Walter klingelte; nachdem man sie, wie Lisa zu bemerken glaubte, eine Weile durch das kleine Guckloch gemustert hatte, wurde die Thüre endlich durch ein Dienstmädchen geöffnet. „Frau Professor ist nicht zu Hause!“ Walter trat aber doch ein. „Es wird wohl eins der Kinder hier sein?“

Das Mädchen verschwand, und man hörte eine Frauenstimme schelten: „Kannst Du's denn nicht verstehen, ich will Niemand annehmen, ich will endlich einmal fertig werden!“

Lisa wäre am liebsten schnell wieder umgekehrt, ihr Vater aber öffnete die Thüre und sagte: „Martha, ereifere Dich nicht, ich bin es.“

Nun war lärmende Freude; die scharfe Stimme der Tante ergoß sich in einen Schwall von Worten: „Rein, diese Ueberraschung! Das ist ja zu schön! Und dies ist Lisa! Hoffentlich bleibst Du lange. Und was

macht Deine Frau? Nicht mitgebracht? Wie schade. Wir hätten auch für sie Platz gehabt, obgleich der Tapezier mich seit 14 Tagen warten läßt, und nichts in Ordnung ist. Mariechen und ich arbeiten den ganzen Tag. — Mariechen!“ rief sie dann in's Nebenzimmer. „Sieh nur, wer hier ist!“

Ein schlankes Mädchen mit freundlichem Gesicht und dicken blonden Zöpfen, die am Hinterkopf glatt aufgesteckt waren, trat ein. Sie erröthete, weil sie die Ankömmlinge nicht kannte, vielleicht genirte sie auch ihre große weiße Schürze.

Walter ging auf sie zu. „Erfennst Du Onkel Georg nicht?“ rief die Mutter, ehe er etwas sagen konnte. „Und dies ist Lisa, das kleine Lieschen!“

Marie küßte ihre Cousine; Lisa fühlte sich gleichsam warm angeweht, seitdem ihre Cousine in's Zimmer getreten war; Marie sah so freundlich und frisch aus, daß man sie vom ersten Augenblick an lieb haben mußte.

„So, Kinderchen, nun geht mal hinaus, nimm Lisa's Sachen ab und besorgt uns den Kaffee!“ sagte Frau Horn. „Das Dienstmädchen wird doch nicht allein damit fertig. Und dann zeige Lieschen Dein Zimmer und thaue sie ein bischen auf!“

„Komm, Lisa!“ sagte Marie und reichte ihr die Hand.

„Lisa ist wunderhübsch,“ begann Frau Horn, als die Mädchen das Zimmer verlassen hatten. „Ich habe sie mir immer blond gedacht, aber ihr Haar ist ja ganz dunkel geworden, trotz der blauen Augen! Sonst sieht sie Deiner armen Frau recht ähnlich, mein guter Georg.“

— Wir haben uns so lange nicht gesehen“ Dabei streckte sie ihm die Hand hin. „Du sprichst aber noch immer so wenig wie früher; hast Du auch da unten bei den Walachen das Reden nicht gelernt?“

„Ich möchte erst wissen, wie es Dir geht, Martha.“

„O,“ antwortete sie, und es war, als ob sie ein weiches Gefühl nicht aufkommen lassen wollte, „es geht recht gut: die Kinder sind gediehen, — natürlich, ohne ihn ist's schwer“

„Ich finde, Du siehst angegriffen aus.“

„Das ist so mein Aussehen, Georg; ich bin ja auch nicht mehr jung; bedenke doch, ich werde im Herbst fünfzig — ein Wunder, daß ich noch keine weißen Haare habe, aber wir Rothhaarigen bewahren unsere Farbe länger — weil sie so schön ist!“ setzte sie lachend hinzu.

„Und Anna ist glücklich verheirathet?“

„Strahlend glücklich, ihr kleiner Doctor ist aber auch ein prächtiger Mensch! Sie thun nur ganz untröstlich, daß sie keine Kinder haben — als ob das immer gleich sein müßte! Mir dürfen sie jetzt nicht mehr darüber klagen, ich hab's mir verboten; zwei Jahre verheirathet — sie sollten sich freuen, daß sie selbst ihr Auskommen haben, und das Leben noch ein bischen genießen! Die Kinder werden schon kommen.“

„Und Fritz?“

„Ein einziger Junge! O, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen, wie brav der ist! Alles thut er für uns, jeden Pfennig bringt er mir. Der Junge ist ganz wie sein Vater“ — jetzt kamen der Sprechenden

doch Thränen in die Augen und in die Stimme — „Gott erhalt' ihn mir nur; ich denke oft, er ist zu gut, um lange zu leben.“ Sie trocknete sich schnell die Thränen und fragte: „Und Deine Kinder, Georg? Sag' Du mir doch auch etwas!“

„Lisa soll hier noch die Schule besuchen und dann wenn sie das Alter hat, ihr Lehrerinnen-Examen machen,“ begann Walter mit einem Seufzer.

„Welcher Unsinn! Mädchen sollen heirathen. Nein, Georg, das thu' mir nicht an, einen Blaustrumpf aus dem niedlichen Ding zu machen. Bleibst Du denn für immer hier?“

„Das ist nicht bestimmt; einstweilen hab' ich hier zu thun, Lisa aber will ich jedenfalls hierlassen,“ sagte er ausweichend; es war ihm unmöglich, über seine Frau und seine Verhältnisse zu sprechen.

„So laß das Kind doch bei mir, es kann ja nicht allein im Hotel wohnen! Mariechen wird sich sehr freuen, ihr Zimmer mit Lisa zu theilen, und wir lernen uns ordentlich kennen.“

Walter war entzückt über diesen Vorschlag und sagte das seiner Schwester; diese aber machte ihm Vorwürfe, daß er Robert nie erlaubt habe, die Ferien bei ihr zuzubringen. „Es hätte ihn zerstreut,“ meinte Walter abwehrend, „und zudem wollte ich die Brüder nicht trennen, als Radu noch auf der Schule war.“

„Dein armer Junge hat sich aber sehr einsam fühlen müssen, so jung unter Fremden!“

„Knaben müssen das lernen.“ Er ließ das Thema fallen, weil er mit sich selbst nicht recht zufrieden war;

seitdem er in's Haus seiner Schwester getreten, kam es ihm vor, als hätten seine Kinder seit dem Tode der Mutter nie mehr ein Heim gehabt. Wie hatte seine Schwester es nur fertig gebracht, unter so viel ungünstigeren Umständen ihre Kinder glücklich zu machen und es auch selbst zu bleiben?

Die Mädchen traten mit dem Nachmittagskaffee ein. Es war ein echt heimathliches Bild; Walter fühlte sich an sein eigenes Elternhaus erinnert, und es bewegte ihn so stark, daß er aufstehen mußte. Seiner Schwester sagte er, jetzt habe er zu thun und müsse gehen, er würde aber Abends wiederkommen.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, war Lisa zu Muthe, als müsse sie laut weinen, so allein fühlte sie sich. Die Zimmer waren dunkel, die Straße ziemlich eng, so daß um diese Nachmittagszeit schon eine Art Dämmerung begann, die das junge Mädchen sehr bedrückte. „So iß und trink doch!“ ermunterte die Tante; aber Lisa entschuldigte sich: sie hätten erst spät zu Mittag gegessen. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, und sie konnte nichts herunterbringen. Nun fragte die Tante nach der Reise: Wie lange sie unterwegs gewesen? Ob sie im Coupé geschlafen?

Lisa sprach weder von der schleunigen Abreise, noch von ihrer Confirmation am letzten Sonntage: ein instinctives Gefühl sagte ihr, daß ihr Vater das nicht wolle.

„Nun hurtig, Kinder!“ rief die Tante, die sich an die Nähmaschine gesetzt hatte. „Macht die Lampen rein; Mariechen ist heute früh nicht dazu gekommen, und Du

kannst ihr gleich dabei helfen! Marie wird Dir eine Schürze über Dein schönes Kleid binden.“

Lisa war verlegen; sie verstand keine Art Hausarbeit und sah nur zu. „Ist das sehr schwer?“ fragte sie ihre Cousine.

„Nein, aber man muß es sauber machen, sonst brennen die Lampen nicht gut, und das lernt ein Dienstmädchen nie.“

„Thust Du es gern?“ fragte Lisa wiederum.

„Gern eigentlich nicht, aber es gehört doch mit dazu.“

„Bei uns that es immer der Diener,“ wandte Lisa schüchtern ein.

„Aber wir haben doch keinen!“ lachte Marie. „Und ich möchte nicht einmal einen haben. — Dies ist Fritz' Lampe, bei der gebe ich mir am meisten Mühe, denn Fritz ist sehr peinlich.“

„Wie alt ist Fritz?“

„Bald achtundzwanzig; er ist acht Jahre älter als ich.“

„Ich glaube, ich werde ordentliche Angst vor ihm haben.“

„Vor Fritz? O nein, der ist so gut!“

„Vor guten Menschen habe ich immer am meisten Angst.“

„Warum denn?“

„Weil die so viel von Einem verlangen.“

„Das finde ich nicht; gute Menschen sind am leichtesten zufrieden gestellt.“

„Aber sagtest Du nicht selbst, Du gäbest Dir am meisten Mühe bei seiner Lampe?“

„Er sagt nichts darüber, aber er sieht es jedesmal, wenn ich besonders sorgfältig gewesen bin; Mama ist anders, die meint, wenn es nur gemacht ist“

„Was schwätzt ihr Mädchen denn so viel da draußen? Wenn Ihr fertig seid, kommt lieber hinein!“ rief Frau Horn. Sie hatte ihrer Nichte über die erste Verlegenheit forthelfen wollen und darum noch garnicht eingehend mit ihr gesprochen.

Während aber die Kinder draußen waren, und sie selbst auf der Nähmaschine eine Gardine verlängerte — die Zimmer in Berlin waren höher als die in Göttingen — war ihr solch eine Fülle von Fragen in den Kopf gekommen, daß sie ganz ungeduldig geworden war. Als nun die Mädchen eintraten, wies sie ihre Tochter an, sich über die Stopfsachen zu machen, die im Nebenzimmer in dem großen Korbe beim Nähtisch ständen; Lisa könne unterdeß ihr selbst ein bißchen helfen — lange sei so wie so nicht mehr zu arbeiten, da es schon dunkelte.

„So, mein gut' Kind,“ begann Frau Horn, als ihre Tochter in's Nebenzimmer gegangen war; „nun will ich Dich nach der Mama fragen.“

Lisa schwieg, und die Tante sah sie über die Brille, die sie immer beim Nähen trug, scharf an. „Warst Du auch immer hübsch artig und hast ihr nicht unnöthige Sorge gemacht? Ich frage nur so, weil die Stiefmütter es meistens schwer haben.“

Noch immer schwieg Lisa, und Frau Horn meinte plötzlich, das Kind sähe doch seinem Vater recht ähnlich; Lisa aber stieg eine dunkle Röthe allmählich bis über

die Augen. Sie wußte wirklich nichts zu sagen und merkte dabei genau, daß ihre Tante sie wegen ihres Schweigens für trotzig hielt. Wenn Marie nur erst wieder im Zimmer wäre!

„Warum antwortest Du denn nicht?“

„Ich weiß nicht, was ich antworten soll, Tante,“ brachte Lisa mühsam hervor.

„Ob Du die Mama lieb hast?“

„Natürlich,“ entgegnete sie kurz. — Jetzt hatte sie wirklich ganz ihres Vaters festgeschlossenen Mund, und Frau Horn war überzeugt, daß Lisa sehr schlecht mit ihrer Mutter stände, und daß Georg sie darum nach Berlin gebracht habe.

Zu ihrer größten Erleichterung hörte Lisa, wie die Flurthür geöffnet wurde, und Frau Horn rief: „Da ist mein guter Junge!“ als derselbe eintrat.

Fritz war groß, hielt sich aber schlecht; seine Züge waren die der Mutter, sein starkes Haupthaar war roth, ebenso der Vollbart, der sein Gesicht umrahmte. Durch die Brillengläser hindurch sahen seine blauen Augen Lisa bewundernd an, so daß ihr durch den Kopf fuhr, er hielt sie in der halben Dunkelheit für jemand anders.

„Mutter, Mutter, Du verdirbst Dir wieder die Augen!“ hatte er beim Eintreten gerufen; nun sah er sie fragend an.

„Das ist Deine Cousine Lisa,“ sagte Frau Horn. „Erkennst Du sie denn nicht nach dem Bilde? Dunkel Georg's ältestes Kind!“

„Ah, die kleine Rumänin!“ meinte er. „Kann sie denn auch deutsch?“

Lisa lächelte, und Frau Horn antwortete: „Es ist wohl eher die Frage, ob sie rumänisch kann. Viel gelernt scheint sie dort nicht zu haben, denn Onkel will sie hier noch in die Schule geben, obgleich sie schon siebzehn Jahr' alt ist.“

„Ich werde erst im Herbst siebzehn,“ hatte Lisa sagen wollen, aber sie fürchtete, die Tante noch ärgerlicher zu machen. Denn daß sie ärgerlich war, fühlte sie.

Marie öffnete die Nebenthür und blickte herein. „Bist du da, Fritz? Was sagst Du denn zu unserm kleinen Gast?“

„Nun, so klein ist er nicht!“

Fritz rückte sich einen Stuhl neben die Nähmaschine und warf dabei einen Korb voll Garn um, den Lisa mit seiner Hülfe schnell wieder einsammelte; dann fragte er Lisa:

„Bei Euch da unten giebt's jetzt wohl Krieg?“

„Wahrscheinlich!“ meinte sie.

„Die Rumänen werden natürlich jämmerliche Haue bekommen!“

„Wie können Sie das wissen?“ rief sie entriistet aus. „Ich bin überzeugt, daß wir uns tapfer schlagen werden!“

Fritz lachte: „Wir? Giebt's dort Amazonen-Heere?“

Lisa schwieg, und Frau Horn erklärte, das „wir“ wäre falsch, da ihr Bruder doch ein Deutscher sei.

„Das Leben dort ist wohl kaum zum Aushalten?“ begann Fritz wiederum. „Alles, was ich von Onkel Georg brieflich gehört, machte mich schaudern. Die Bukarester Verhältnisse müssen entsetzlich sein!“

„Ich finde es in Bukarest schöner als irgendwo in der Welt!“ stieß Lisa hervor und brach in Thränen aus. Fritz war ganz erschrocken und sagte begütigend: „Ich bitte Dich, sei nicht böse, ich meinte nur, daß so viel Banditen und Türken dort die Straßen unsicher machen“

„Aber bei uns werden meistens die Hausthüren garnicht verschlossen, so selten kommen Diebstähle vor!“

„Na, wenn Du willst, liebes Kind,“ entgegnete Frau Horn, „so wollen wir Dir ja gern glauben, daß dort das reine Paradies ist, und daß wir sehr Unrecht haben, nicht Alle dorthin zu pilgern, nur beruhige Dich!“

Fritz warf seiner Mutter einen bittenden Blick zu, den diese aber zum erstenmal im Leben nicht zu verstehen schien, denn sie fuhr fort. „Das einzig Wunderbare dabei ist, daß Dein Vater es doch vorgezogen hat, wieder nach Hause zurückzukommen!“

Lisa erwiderte nichts, sondern ging in das kleine Hinterzimmer ihrer Cousine. Die Fenster desselben sahen auf einen engen Hof; hier wie überall in der Wohnung hatte Lisa das Gefühl, ersticken zu müssen, während ihre Cousine sehr stolz auf das eigene Zimmer war und es mit allem ihr zu Gebote stehenden Luxus ausgestattet hatte: Epheu, über ein Korbgestell gezogen, bildete in einer Ecke eine Art Laube, in der ein Lehnstuhl stand; über dem Schlaffopha hingen viele Photographieen; die Waschoilette war mit weißem Mull umzogen, und auf einem Schreibtisch, den die Mutter schon als Mädchen besessen hatte, stand eine Fülle von Nippes, Miniaturbüsten des Kaiserhauses und dergleichen.

Fritz sagte unterdeß zur Mutter: „Es war recht ungeschickt von mir, daß ich die Rede auf Rumänien brachte; aber ich merke so etwas immer erst, wenn es zu spät ist. Sie scheint ein leidenschaftliches kleines Ding zu sein.“

„Sie ist noch ganz unerzogen; so viel ich herausgebracht habe, war das Verhältniß zwischen ihr und der Stiefmutter schlecht.“

„Das arme Mädchen!“ rief Fritz aus.

„Und darum bringt Onkel Georg sie nach Berlin.“

„Wie geht es ihm?“

Es klingelte und Walter kam. Er hatte sich seinen Neffen immer noch als heranwachsenden Knaben vorgestellt und war angenehm überrascht, den fertigen, treuherzigen Mann zu sehen.

Auch Lisa hatte das Klingeln gehört, und eine Bergeslast fiel von ihr. Wie thöricht von ihr, geglaubt zu haben, er käme nie wieder, und sie müßte nun immer hier bleiben!

Lisa brachte sogar einen recht glücklichen Abend zu, denn ihr Vater ward bei den Kindheitserinnerungen, die er mit seiner Schwester austauschte, ganz heiter und gesprächig.

Auf dem Rückwege in's Hotel erfuhr sie aber, daß sie schon am nächsten Tage zur Tante übersiedeln sollte, um wenigstens bis zum Herbst dort zu bleiben; sie bat ihn eindringlich: „Bitte, Papa, laß mich bei Dir bleiben oder schick' mich zurück zur Mama; ich kann es bei der Tante nicht aushalten, ich muß ersticken in der dunklen Wohnung!“

„Lisa, denk' an Robert — hat der die Trennung nicht auch ertragen müssen? Man kann, was man will; sei nicht kindisch. Glaubst Du, ich hätte nicht auch lieber meine Kinder um mich? Das ist aber für's Erste unmöglich. Bis zum Herbst hoffe ich den Traum meines Lebens verwirklicht zu haben. — Nicht meinetwegen, Euretwegen habe ich mir bisher alles versagt: mach' es mir jetzt nicht schwer durch Deine Unvernunft!“

Sie schwieg; sie schlief sogar schnell ein in ihrem großen Hotelbett, sie träumte nicht einmal; als sie aber aufwachte, glaubte sie das unglücklichste Mädchen auf der Welt zu sein.

Ihr Vater lag lange wach, und als er endlich eingeschlafen, wurde er durch den Traum geängstigt, daß Andrea ihm nachgereist sei — sie hielt ihm vor, daß er keine Beweise gegen sie in Händen hätte, und erklärte, daß sie ihm überallhin nachfolgen würde, wohin er auch ginge.

Darüber wachte er auf und beruhigte sich, denn Niemand in Rumänien kannte seine Adresse; nur das Argument Andrea's, daß er ihr nichts vorwerfen oder doch nichts beweisen könne, hielt ihn davon ab, gleich wieder einzuschlafen.





9. Kapitel.

Im nächsten Morgen regnete es, und trübselig, wie der Himmel war, saß auch Lisa am Fenster ihres Zimmers. Es machte ihr zwar Freude, die kleinen Pflüzen auf dem Trottoir anwachsen zu sehen und sich zu wundern, wie viele Menschen auch im Regenwetter ausgingen — in Bukarest waren die Straßen bei Regenwetter immer wie ausgestorben —, aber der bevorstehende Umzug zur Tante lag wie ein Alp auf ihr.

Es war früh, und ihr Vater noch mit seiner Toilette beschäftigt; so wunderte sie sich, als es klopfte. Sie öffnete und fand sich ihrem Better Fritz gegenüber.

„Sie sind es?“ fragte sie erstaunt.

„Ist Onkel noch nicht fertig? — Uebrigens heiße ich Du und nicht Sie!“ entgegnete er und nahm ungenirt Platz. „Wie geht's heute früh? Mir etwa noch böse?“

Er sah sie dabei so freundlich an, daß sie lachen mußte. „Weißt Du, Lisa,“ fuhr er fort, „ich freue mich

sehr, daß wir die Ehre haben werden, unsere kleine Ausländerin zu beherbergen.“

Sie hatte auf der Zunge zu sagen: „Gut, so freut sich doch Einer,“ aber sie schwieg lieber, während er sie musterte.

„Das ist wohl eine Pariser Toilette?“ fragte er, denn sie machte ihm einen höchst eleganten Eindruck, sah überhaupt anders aus als alle Mädchen, die er bisher gesehen.

„Ach so!“ entgegnete sie gedehnt und in wissenschaftlicher Nachahmung ihrer Stiefmutter, die sie oft beobachtet hatte, wenn sie Besuche empfing. „Damit also beschäftigen sich die Herren im gelehrten Deutschland?“

Er lachte, und plötzlich verspürte er eine merkwürdige Lust, sie zu umfassen, der er nicht ganz zu widerstehen vermochte, er trat an sie heran und berührte wenigstens ihr Kleid. „Das ist ja wirklich pure Seide!“

Lisa machte ein spöttisches Gesicht, obgleich auch sie sich sehr gefreut hatte, als die Mama ihr dies dunkelblaue Kleid aus einer ihrer alten Toiletten hatte machen lassen: Es war ja eins der ersten langen Kleider, die Lisa bekommen hatte, und da es ihr so gut stand, hatte Andrea ihr eine Jacke und einen dazu passenden Hut zum letzten Neujahr geschenkt — der war nun in Bukarest geblieben.

„Stehst Du immer so früh auf?“ fragte sie.

„Nein, nur wenn wir so hohen Besuch bekommen.“

Frau Horn wäre nicht zufrieden gewesen, wenn sie jetzt in ihres Sohnes Herz geblickt hätte! Sie war eine zu vernünftige Frau, um sich nicht manchmal darüber

zu wundern, daß ihr Sohn bis zum achtundzwanzigsten Jahre so unberührt von jeder Liebesregung geblieben war; einmal hatte sie ihn sogar gefragt, wie es käme, daß er nicht 'mal eine kleine Liebelei mit einer der vielen Freundinnen seiner Schwester gehabt, ob ihm denn nie Eine gefallen hätte? Er erwiderte darauf: „Hast Du mir nicht selbst erzählt, daß mein Vater nie an eine Frau gedacht hat, ehe er Dich erblickte? Das liegt in der Familie, so gedenke ich es auch zu machen. Heirathen will ich nicht, ehe Marie nicht auch versorgt ist, und ehe ich nicht mehr verdiene; also sei doch froh, Mutter, daß ich keine Flaufen im Kopf habe!“

Frau Horn wußte nicht, warum ihr Sohn so ungewöhnlich früh aufgestanden und fortgegangen war; er selbst war erstaunt, daß er eine so schlechte Nacht gehabt, und meinte sie durch einen Frühspaziergang zu ersetzen; erst unterwegs fiel es ihm ein, daß es höflich wäre, wenn er seinen Onkel aufsuchte. Vielleicht konnte man für heut' Abend den Besuch eines Theaters verabreden; Lisa hatte ihm ja gesagt, daß sie noch nie im Theater gewesen sei.

Jetzt streckte er sich in dem Lehnstuhl; so daß seine langen Glieder nicht gerade grazios in's Zimmer hineinragten, und fragte: „Möchtest Du heut' Abend wohl in's Theater?“

„Schrecklich gern!“ rief sie eifrig aus; ihre ganze affectirte Haltung Andrea's war verschwunden, was sie nur um so hübscher machte. Sie sprang von ihrem Plaze am Fenster auf und setzte sich neben ihn. „Wie könnten wir nur hinkommen?“

„Ganz einfach, ich nehme Billets,“ sagte er und sah auf die Uhr.

„Aber wenn Papa es nun nicht erlaubt?“ meinte sie leise, als könnte er es hören.

„Wenn ich die Billets einmal habe, wird er nicht nein sagen. In welches Theater möchtest Du?“

„Wie soll ich das wissen? — Wo es am schönsten ist! Geh' nur schnell, sonst kommt Papa, und dann ist es zu spät!“ drängte sie.

„Also in's Opernhaus?“

„Wo es schön ist,“ erwiderte sie, und er machte sich eilig davon.

Während er auf der Straße seinen Regenschirm aufspannte, fiel ihm der Kostenpunkt schwer auf's Herz. Hatte er auch Geld genug bei sich? Und war es nicht leichtsinnig, so viel für einen Abend auszugeben?

Als er auf der nächsten Anschlagssäule die Theaterzettel suchte, entdeckte er, daß im Opernhaus nur ein Ballet gegeben wurde, im Schauspielhause dagegen „Die Journalisten“. Für seine romantische kleine Cousine würde das moderne Lustspiel freilich nicht gerade das Erwünschteste sein, aber wenn doch keine Oper gegeben wurde! Außerdem waren die Plätze im Schauspielhause billiger.

Gleich nachdem Fritz fortgegangen war, trat Walter ein. Lisa war ganz erregt, und um ihr Gewissen zu erleichtern, erzählte sie ihrem Vater, welche Angst sie gehabt habe, daß er eher kommen und das Theatervergönnen vereiteln würde. Sie war so muthig wie noch nie: Das Erröthen ihres Vatters, die ganze Atmo-

sphäre, die er in's Zimmer gebracht, waren schuld daran. Walter lächelte über dies Geständniß und antwortete: „Gegen das Theater habe ich nichts, aber Fritz soll sich nicht unnöthige Kosten machen.“

„Ist es so theuer?“

„Ja, und Fritz ist sehr sparsam und muß es sein.“

„Sind sie so arm?“

„Nun, was sie haben, reicht für ihre Anspruchslosigkeit gerade aus.“

„Weshalb hat man eigentlich nie Geld genug, Papa? Mama sagte auch immer: Jetzt möchte ich dies und jenes kaufen und kann es nicht!“

Walter zog die Augenbrauen zusammen; der Name Andrea brauchte nur erwähnt zu werden, und seine gute Laune war dahin. „Das ist eine dumme Frage, Lisa, die Du Dir selbst beantworten kannst! Bei der Tante wirst Du lernen, daß es Menschen gibt, die sehr wenig Geld haben und doch immer genug.“

„Soll ich wirklich zur Tante?“ fragte sie noch einmal.

„Die Sache ist erledigt,“ antwortete er kurz und nahm die Zeitung vom Tisch auf. Lisa setzte sich wieder an's Fenster. „Hast Du keine Arbeit, Kind? Ich kann das müßige Dazitzen nicht leiden.“

„Es war keine eingepackt, Papa.“

„So mach' Dir was zu thun oder schreib' an Robert.“

„Darf ich ihm alles schreiben?“

Er sah sie scharf an. „Was alles?“

Sie schwieg, und obwohl er sich seine Reizbarkeit vorwarf, konnte er sich doch nicht überwinden, sondern fuhr fort: „Was hast Du Dir da wieder für Thorheiten in den Kopf gesetzt? Was alles?“

Sie schwieg noch immer, da sie den Muth nicht fand, ihm zu sagen: „Unsere Abreise, unsere Flucht!“ Ihr Schweigen aber reizte ihn noch mehr. Was würde er zu hören bekommen aus dem Munde seiner Tochter? — „Kannst Du nicht antworten?“ rief er laut.

Jetzt stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Ich meinte,“ stotterte sie, „daß ich Mama nicht einmal Adieu gesagt habe . . .“

Eine Weile schwieg er, und sie wischte sich verstoßen die Thränen ab.

„Nein, darüber brauchst Du nicht zu schreiben,“ sagte er dann ruhig, „ich selbst werde Robert davon Mittheilung machen.“

Er las die Zeitung, und sie saß regungslos am Fenster und hoffte, daß ihr Vetter gar nicht wiederkäme, denn ihr war alles Leid geworden. Wenn sie aufstand und ihre Schreibmappe holte, störte sie ihren Vater, auch war es ihr unmöglich zu schreiben, wenn er jeden Augenblick in's Blatt schauen konnte; und doch würde er wieder böse werden, wenn er bemerkte, daß sie noch immer müßig dasaß. — Falls nur Fritz nicht gerade dann in's Zimmer träte, mit seinem gutmüthigen, aber überlegenen Lächeln über ihre demüthigende Lage!

Allein Walter las weiter, ohne sich um Lisa zu kümmern: Die Russen waren nun doch in Rumänien eingerückt, und der russisch-türkische Krieg hatte begonnen.

Ihn erschütterte das so wenig, als habe er nicht all' die Jahre in dem Donaulande gelebt; zudem hatte man es ja lange kommen sehen und erwartet. Am liebsten hätte er nie wieder etwas von dort gehört, und er sprang auf die nächste Seite über.

Da kam Fritz zurück, ganz naß und beschmutzt; Lisa beobachtete ihn von ihrem Stuhl aus, während er mit ihrem Vater sprach, als ginge es sie nichts an: So, mit halbgeschlossenen Augen hatte Andrea die Leute oft angesehen — da ihr Vater ihr den Rücken zuehrte, konnte Lisa es sich erlauben, die Mama zu copiren, und sie that es gern, da Fritz es bemerkte und sich darüber wunderte. Er hatte drei Billets gekauft; Walter nahm sie mit Dank an, bestand jedoch darauf, sie zu bezahlen. Fritz sollte mit seiner Schwester und Lisa hingehen, so bestimmte der Onkel. Darauf empfahl sich der Nefse, weil er in's Laboratorium mußte.

Als er draußen auf den nächsten Omnibus wartete, mußte er immer an Lisa denken; warum hatte sie so merkwürdige Augen gemacht, und warum hatte sie ihm beim Abschied nicht die Hand gegeben? Sie war heute doch eine ganz Andere als gestern! Er nahm sich vor, sie heut' Abend im Theater darnach zu fragen. Dieser Abend warf einen warmen Schimmer auf den ganzen Tag; der Regen dünkte Fritz garnicht so naß und unangenehm; er war schon ganz im Vorgefühl des Festes.

Auch Lisa sah die harten, dicken Karten, auf denen die Nummer des Parketplatzes gedruckt stand, mit ganz besonderen Gefühlen an und besichtigte sie von allen Seiten. Dann beschäftigte sie sich damit, ihre Sachen

in den neuen, gestern gekauften Koffer zu packen, denn als der Betteer fortging, hatte Walter ihr gesagt: „In einer halben Stunde fahren wir zur Tante.“ —

Frau Horn nähte eifrig auf der Maschine, denn Fritz brauchte neue Nachthemden, und sie hatte sich vorgenommen, sie noch in dieser Woche fertig zu machen, gezeichnet und gewaschen. Für jede Arbeit pflegte sie sich einen Termin zu setzen und behauptete, es mache ihr dann doppelt so viel Freude, zumal wenn sie einen halben Tag eher fertig würde, als sie berechnet. Vergebens hielt ihr Sohn ihr vor, daß sie sich auf diese Weise oft unnöthig abhekte; lachend entgegnete sie ihm, sie brächte nur auf ihre Art etwas zu Wege.

„Was hat nur das Mädchen, daß sie Allen gefällt?“ dachte sie; nämlich auch ihr Schwiegersohn, Dr. Hermann, hatte Lisa für reizend erklärt, Fritz' Freund, Hans Range, hatte Aehnliches geäußert, und das mußte Frau Horn sich nun während ihrer Arbeit zurechtlegen.

Mariechen war wirklich sehr viel hübscher, das konnte sie ohne mütterliche Blindheit behaupten. Ihre Züge waren regelmäßiger, auch war sie größer und hatte viel schönere Farben. Lisa's Erscheinung besaß etwas rührend Mädchenhaftes; ohne klein zu sein, sah sie außerordentlich zierlich aus, wegen ihrer schlanken Taille und ihrer schmalen Schultern. Außerdem war sie, wenn sie ihre Schüchternheit einmal überwand, viel zungengewandter als Mariechen — das gestand Frau Horn ihr zu. Aber das war doch nicht Grund genug! Freilich, das Französische beherrschte sie vollkommen, und für Vorlesen hatte

sie großes Talent; einmal, als Fritz ihr darüber Complimente machen wollte, hatte sie gesagt, daß sie mit der Mama nur französisch gesprochen, es sei also kein Verdienst, wenn sie es könne; und das Vorlesen habe sie von ihrer Erzieherin gelernt, die alle Abende, wenn Papa verreist gewesen, vorgelesen habe.

Die Tante war jetzt überhaupt davon zurückgekommen, daß Lisa wenig gelernt habe — eher zu viel sei ihr eingetrichtert worden, und geradezu jammervoll müsse ihre häusliche Erziehung gewesen sein: nicht einmal einen Strumpf konnte sie stricken! „Es war höchste Zeit, daß Georg sie mir brachte!“ dachte Frau Horn, und doch konnte sie das eine Mißbehagen nicht mehr los werden: „Fritz fängt an, sich in sie zu verlieben! Es wäre besser, Lisa hätte mein Haus nie betreten.“

Frau Horn ließ ihren Sohn das aber nicht merken; sie sprach nur öfter über die Verderblichkeit von Verwandtenheirathen, und wenn sie Lisa etwas vorzuwerfen hatte, beklagte sie sich vor Fritz über sie in harten Ausdrücken. „Aus ihr wird nie eine vernünftige Frau; sie ist zu lange unter den Zigeunern gewesen; sie ist unverbesserlich unordentlich — in diesem Schmutzwetter trägt sie weiße Unterröcke und behauptet, sie könne nichts anderes anziehen, und Wäsche koste ja nichts!“

Fritz lachte, dachte aber heimlich an den niedlichen, mit vielen Spitzen besetzten Unterrock, den er einmal an ihr gesehen, und sagte: „Mergere Dich doch nicht, Mutter, sie meint es ja nicht böse.“

Einmal, etwa drei Wochen nach ihrer Ankunft, als er Lisa's Partei energischer ergriffen hatte, war Frau

Horn so böse auf ihre Nichte geworden, daß er sich fest vornahm, nie mehr Etwas zu Lisa's Gunsten zu äußern. Aber am selben Tage hatte er Lisa aus der Zeichenschule abgeholt und in eine Conditorei geführt — beim vierten Stück Kuchen sagte er ihr, sie solle nur immer zu ihm kommen, wenn es Mißverständnisse zwischen ihr und seiner Mutter gäbe.

Lisa erzählte ihm nun, daß Radu ihr vor langen Jahren einmal ein ähnliches Versprechen abgefordert, sich aber seitdem nie mehr um sie gekümmert habe. Von Radu hörte Fritz nicht gern sprechen; alles, was Lisa über ihren Stiefbruder erzählte, war ihm unsympathisch.

Beim Aufbrechen hatte Fritz noch zu Lisa gesagt: „Erzähle aber nicht zu Hause, daß ich Dich abgeholt habe!“

„Warum nicht?“

„Wir haben uns erst auf der Treppe getroffen; Mutter ist es sonst nicht recht.“

Sie sah ihn an. Er sank so sehr in ihrer Achtung, daß ihre Lippen sich kräuselten. Aber plötzlich wurde sie roth: sie dachte an die vier Stücke Kuchen — die waren wie eine Bestechung gewesen, und sie hatte sie angenommen; sie also hatte sich zu schämen, nicht er! So antwortete sie ihm nichts, sondern fragte sich nur, woher es wohl kam, daß sie immer zu Heimlichkeiten verurtheilt war? Zu Hause hatte die Mama ihr so oft gesagt: das darfst Du Papa nicht sagen; die Köchin hatte sie gebeten, Dies oder Jenes der Mama nicht zu sagen; ihr Vater verbot ihr, Robert über ihre Abreise

zu schreiben — und nun fing Fritz auch Heimlichkeiten an!

Fritz ahnte von diesen Gedanken nichts und wunderte sich, daß sie das nächste Mal nicht darauf einging, mit ihm Kuchen zu essen. Jedoch schon beim dritten Mal — es war ein sehr heißer Tag — erlag Lisa's Kinderwagen der Versuchung, eine Portion Eis zu essen!

Als Walter seine Tochter in sicherer Obhut wußte, war er nach Dresden gereist, um Robert zu sehen; er traf seinen Sohn voll davon, daß Radu Paris verlassen hatte, um in die rumänische Armee einzutreten und gegen die Türken zu kämpfen. Robert bedauerte nur, daß er selbst nicht alt genug sei, um dasselbe zu thun. Im Uebrigen wunderte er sich, wie wenig Herzlichkeit zwischen ihm und seinem Vater herrschte, selbst nach so langer Trennung; er schrieb an seine Schwester: „Papa war genau so, als ob ich garnicht so lange fortgewesen und als ob ich im griechischen Extemporale Letzter statt Erster geworden wäre! Wenn ich dagegen an Radu denke — wie der sich um alles kümmert, was ich thue und denke! Ich schicke Dir 'mal einen seiner Briefe. Und Du, Li, Du bist nun eine Dame und eingesegnet und trägst lange Kleider! Radu hatte mir ein Tagebuch für Dich geschickt, das ist nun in Bukarest. Wir schreiben nämlich täglich in ein Buch und tauschen am Ende des Monats, so daß Jeder umschichtig hineinschreibt. In dem einen Buch ist der Januar von mir, der Februar von ihm, und vice versa — wenn Du so viel Latein verstehst! Radu meinte, Du könntest auch 'mal ein Tagebuch führen. Vielleicht hast Du aber keine Lust dazu.

Ich bin sehr froh, daß zu Hause noch kein Krieg ist, obgleich ich sicher bin, daß keine Kugel Radu treffen wird. Wie lange bleibst Du noch in Berlin?"

Von Dresden reiste Walter nach Gotha, wo man ihm Aussicht auf eine Stelle gemacht hatte; er fühlte sich aber so angegriffen, daß er nach Berlin zurückkehrte. Es war sonderbar, und er selbst begriff es nicht: Er, der nüchterne, phantasielose Mann, wurde auf Schritt und Tritt von dem Gedanken verfolgt, daß Andrea ihm nachgereist sei, überall glaubte er sie zu sehen! Bergebens sagte er sich, daß er nicht schlecht, sondern eher zu gut an ihr gehandelt habe, daß sein Gewissen ihm nichts vorwerfen könne; wie eine körperliche Bedrückung mußte er diesen Gedanken mit sich herumtragen. Er wollte ihn dadurch verscheuchen, daß er seine Stellung zu ihr zu klären versuchte, und dachte sogar an gerichtliche Scheidung. So weiter zu leben, war ihm unerträglich — wenn es klopfte, glaubte er, sie träte ein; wenn er über die Straße ging, war er überzeugt, sie folgte ihm; nachts wachte er in Schweiß gebadet auf — er hatte sie genau neben sich gefühlt — und schließlich, da er sich so unaufhörlich mit ihr beschäftigte, empfand er eine förmliche Sehnsucht nach ihr.

Darüber gelangte er zu der Ansicht, daß ein körperliches Leiden ihn plage, daß er vielleicht das Wechselfieber aus Bukarest mitgebracht habe und einen Arzt befragen müsse, zumal da auch seine Schwester ihn abgemagert und verändert fand. Es war kaum ein Monat seit seiner Abreise aus Rumänien verstrichen, er aber schien seitdem zum alten Manne geworden; ver-

geblich hielt seine Schwester ihm vor, daß er mit fünf- undvierzig Jahren noch jung genug sei, um ein neues Leben anzufangen.

„Dir fehlt Beschäftigung, Georg, und da wir einmal davon sprechen, möchte ich Dich wirklich fragen, was Du eigentlich gedacht hast, als Du nach Berlin kamst? Verzeih' mir, aber ich sehe Dich immer nur sorgenvoll, und ich kann's nicht anders erklären, als daß es Dich bekümmert, daß Du keine Anstellung findest. Wart' es doch ab, so schnell geht das nicht, und verhungern wirst Du ja nicht bis dahin!“

„Ich habe genug zum Leben, Martha,“ entgegnete er ruhig. „und wenn ich heute sterbe, ist für meine Kinder gesorgt . . .“

Sie sah ihn sprachlos an. „Das sagst Du mir nicht zu allererst, sondern läßt mich in der Angst um Dich? Aber das ist ja wunderschön! . . . Deine zweite Frau ist wohl vermögend?“

„O nein, im Gegentheil, aber ich konnte viel zurücklegen und hatte auch Glück bei Speculationen und bei der Anlage meiner Capitalien.“

Sie sprang auf und küßte ihn, und eine Thräne stand ihr im Auge. „Du weißt nicht, wie mich das freut! Du kamst mir immer so jammervoll vor, und Dein ganzes Leben so verquält und verloren, als hättest Du nie eine rechte Freude gehabt, während ich so viel Glück genossen habe. Nun kannst Du ja aber alles nachholen, und wir wollen einander noch so recht genießen, denn ich werde mich gut mit Deiner Frau stellen“

„Warum kam ich Dir verquält vor?“ unterbrach er sie.

„Ach Georg, von Kindheit an. Ich seh' Dich noch als Knaben in der Eckstube sitzen und arbeiten, immer mit dem unfrohen Gesicht — Du warst sehr fleißig, aber nie zufrieden, und ich hatte immer solches Mitleid mit Dir! Dazu wurdest Du streng gehalten zu Haus, wenig wurde Dir gestattet — wie oft batest Du, auch einmal wie die andern Jungen Schlittschuh laufen zu dürfen: Dir wurde es immer abgeschlagen! Nie durftest Du mit der Classe die Ausflüge mitmachen, ja selbst im Essen wurdest Du immer zu dem gezwungen, was Dir zuwider war. Ich weiß nicht, was sich die Eltern dachten, lieb hatten sie Dich gewiß genau so wie mich, aber weil Du ein verschlossener Junge warst, hielten sie Dich für eigensinnig und tückisch und behandelten Dich so streng! Sie haben viel an Dir verbrochen, das habe ich erst später eingesehen, als ich selbst Kinder hatte. — Und nun schien mir das Leben ebenso ungroßmüthig gegen Dich verfahren zu haben — freilich nicht ganz ohne Deine Schuld.“

„Meine Schuld?“

„Nicht daß Du in's Ausland gingst, sondern daß Du Marie mitnahmst . . .“

„Aber Martha! . . .“

„Schon Deine Heirath! Marie war so zart, daß . . .“

„Nein, das alles ist Vorurtheil, sie war nicht schwindsüchtig, es war nur eine Lungenentzündung, der ich ebenso gut erlegen wäre.“

Frau Horn schwieg.

„Auch Du hast ja nur nach Neigung geheirathet, Du kannst mir also Marie's Armuth nicht vorwerfen“

„Gott bewahre, ich finde es unwürdig, nach Geld zu heirathen! Wenn Fritz 'mal heirathet, darf seine Frau nicht einen Pfennig haben; ich finde, Frohsinn und Lebensgenuß sind nur da, wo man sich ordentlich plagen muß um das Tägliche.“

„Das ist Uebertreibung.“

„Nein, Georg, ich habe überall gesehen, wo Reichthum ist, läuft es schließlich doch schlecht ab“

„Weil überhaupt auf dieser Welt das Meiste schlecht abläuft!“

„Ich, wie wird denn das Meiste schlecht ablaufen! Das ist Deine krankhafte Auffassung. Geh' hin und frage einen Arzt, was Du hast; glaub' mir, Du hast Dir irgend eine Krankheit von dort mitgebracht! Und dann, wenn Du nicht sparsam zu sein brauchst, schreib' doch Deiner Frau, daß sie kommt und Dich gesund pflegt. Mein Mann lief auch immer wie ein Verlorener umher, wenn wir getrennt waren; er konnte sich nicht einmal seine Cravatte ordentlich selbst binden, so daß ich immer in Angst war, wie er wohl aussähe, als er einmal zu einer Versammlung acht Tage in Kassel war.“

Walter entsann sich, wie oft sein Schwager über diese Besorgnisse seiner Schwester mit ihm gelacht und wie er stets gesagt hatte: „Sie ist so glücklich in der Einbildung, daß ich ohne sie hilflos sei, daß ich ihr den Wahn gern lasse!“ Es schien Walter plötzlich garnicht lange her, daß sie Beide beim Glase Bier mit einander geplaudert hatten —

und nun war er schon lange todt! Das Leben verslog doch gar zu schnell!

„Ich werde Deinen Schwiegersohn consultiren,“ meinte Walter, auf ihren ersten Rath eingehend.

„Warum nicht gar, den kleinen Hermann! Ich thäte nie, was der mir anrath, den habe ich ja als Jungen gekannt! — Nicht, daß er nicht ordentlich studirt hätte, er war immer fleißig und hat gute Examina gemacht, aber mir 'was von ihm verschreiben lassen, das könnte ich nicht! Hier gegenüber wohnt ein Geheimrath, vor dessen Haus halten die feinsten Equipagen, und es geht den ganzen Tag aus und ein, den würde ich einmal fragen.“

Walter lächelte. „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“

„Wenn der Prophet wie der kleine Hermann aussieht, dann allerdings nicht. Aber die Hauptsache ist, laß Deine Frau kommen.“

Die Heiterkeit verschwand aus seinen Zügen. Er stellte sich einen Augenblick vor, daß Andrea dort neben seiner Schwester säße — Andrea mit ihrem süßen Lächeln, welches nicht einmal falsch war, denn sie meinte es gut mit Allen, so lange man gut gegen sie war — die kleine zarte Gestalt, die, obwohl etwas stärker geworden, immer noch hübsch war, so ausgesucht in ihrer Kleidung, ein wenig, aber nicht zu aufdringlich, parfümirt von den Schuhen bis zum Haar, neben der großen, starkknochigen, magern Frau mit dem rothen Haar, die einen Tag wie den andern dasselbe glatte schwarze Kleid trug! Andrea würde Allen gefallen, denn

sie würde Niemand widersprechen, jeden Rath annehmen, immer heiter und freundlich sein — so lange ihr alles neu und amüſant war! Nachher aber würde sie sich auf eigene Hand Amüſement ſuchen. — Er wußte das alles genau; er wußte, welch' moralischen Ekel sie ihm oft eingeflößt hatte, aber er vermißte sie, weil er gewöhnt war, sie um sich zu haben: Wie man ein schöne Katze gern auf dem Schoße hat und streichelt, wenn man auch weiß, daß sie Mäuse frißt und hinterrücks kratzt. Es ist eben die Bestimmung einer Katze so zu sein und nicht anders. —

Walter wurde vom Arzt, den er consultirte, nach Karlsbad geschickt; Frau Horn war damit nicht sehr einverstanden; sie hatte erwartet, daß der Arzt sagen würde, ihm fehle gar nichts. „Ihn richtet das Nichtsthun zu Grunde!“ erklärte sie.

„Aber Mutter,“ wandte Fritz ein, „davon wird man doch meistens fett; Dunkel muß also krank sein, weil er so abmagert.“

„Das verstehst Du nicht; glaub' mir, wenn er eine Anstellung hätte, wenn seine Frau herkäme, und er sich sein Haus nach Wunsch einrichtete und beide Kinder zu sich nähme, dann wäre er mit einem Schlage gesund. Auch ich würde zu Grunde gehen, wenn ich so herumvagabondiren müßte!“

„Aber er ist ja kaum einen Monat hier.“

„Das ist schon lange für einen Mann, der gewohnt ist, thätig zu sein.“

Walter fuhr nach Karlsbad. Seiner Schwester Wort, daß er sich nach Andrea sehne, ging ihm immer

im Kopfe herum. Er lachte manchmal halblaut darüber, wenn er allein war; manchmal aber dachte er ernsthaft nach: „Wir Menschen sind doch wunderliche Käuze! Was scheren wir uns eigentlich um die Vorurtheile? Warum werden sie uns so eingeimpft? Hätte ich nicht Andrea von Anfang an für das nehmen können, was sie ist? Konnte es mir nicht gleichgiltig sein, was sie that, während ich fort war? In meiner Gegenwart war sie stets liebevoll! — Es sind Hirngespinnste, von denen wir unser Wohl und Wehe abhängig machen!“

Oft wunderte er sich auch, woher er damals die Energie gefunden, abzureisen; jetzt, meinte er, würde er es nicht mehr thun. Es wäre so viel bequemer gewesen, im Schlendrian weiter zu leben und die Augen zu schließen gegen alles, was man nicht sehen will!

Eine unendliche Müdigkeit war das Einzige, was er jetzt noch empfand. Dabei befolgte er die Kurvorschriften pünktlich, wurde aber täglich elender und magerer. Er war nie stark gewesen, jetzt glich er einem Skelette.





10. Kapitel.

Sisa hatte ihren Vater gebeten, sie nach Karlsbad mitzunehmen, denn wenn sie sich in die enge Berliner Wohnung auch etwas eingewöhnt hatte, so verging doch kaum ein Abend, ohne daß sie sich auf ihr Bett warf und schluchzte: „Ich kann es vor Heimweh nicht aushalten!“

Jetzt, nach der Abreise ihres Vaters, concentrirte sich alle ihre Sehnsucht auf ihn. Ihre Liebe zu ihm flammte um so kräftiger auf, je länger er fort war und je mehr die Scheu und Angst, die seine Gegenwart ihr einflößte, in Vergessenheit gerieth. „Ja, und wenn er erst wieder da ist, will ich den Muth haben, ihn zu fragen, was zwischen ihm und Mama vorgegangen ist, und will ihn bitten, daß wir Beide zu ihr zurückkehren!“

Sie malte sich ihre Vermittlerrolle so schön aus, und selbst ihr Aufenthalt bei der Tante erschien ihr erträglicher durch den Gedanken, daß er nicht von langer Dauer sein könnte, ja, sie gab sich Mühe, der Tante angenehm zu sein. Das war aber nicht mehr leicht, denn

seitdem Frau Horn entdeckt hatte, daß ihr Sohn Heimlichkeiten mit Lisa habe — sie wußte es schon am nächsten Tage, daß Fritz sie aus der Zeichenschule abgeholt hatte —, war ihre Zuneigung für Lisa erstorben. Und als sie gar bemerkte, daß auch Hans Range, der nach ihrer Ansicht wie gemacht für Mariechen war und sich mit ihr verloben sollte, sobald er vom Hülflehrer zum Gymnasiallehrer befördert wäre, sich jetzt angelegentlich mit der „kleinen Ausländerin“ beschäftigte, erfaßte sie ein innerer Groll gegen das Mädchen, das ihren guten Jungen zum Besten zu haben schien. Ganz logisch war das nicht; denn daß Fritz seine Cousine heirathete, dazu würde sie nie ihre Einwilligung geben, aber sie wollte auch nicht, daß dies Mädchen einem Andern den Vorzug gab, und noch dazu Hans Range!

So hatte Lisa es nicht gerade leicht im Hause, und sie kam wenig aus demselben heraus. Frau Horn war für ihre eigene Person nicht gerade peinlich ordentlich, dazu war sie zu hurtig, aber Lisa wollte sie das „Zigeunerhafte“ austreiben; ein nicht gut geplättetes Tuch wurde ihr wieder zurückgeschickt und mußte noch einmal befeuchtet und geplättet werden; ein Saum wurde ihr oft dreimal aufgetrennt, und über eine Weißstickerei gerieth Frau Horn ganz außer sich, weil sie „geprudelt“ war. Selbst Mariechen klagte ihrem Bruder, daß es der Mutter wirklich gar nicht mehr recht zu machen sei.

Lisa setzte sich bald über der Tante Hefigkeiten hinweg; nur wenn sie vor Fritz getadelt und angefahren wurde, war es ihr höchst unangenehm. Die ungewohnte Beschäftigung in der Küche und beim Plätten verursachte

ihr oft Kopfschmerzen; raubten ihr aber diese den Appetit, dann hieß es, sie zierte sich und äße gewiß heimlich Mäschereien.

Vor ihrem Sohne war die Tante meist liebenswürdiger gegen Lisa; als diese ihm das endlich klagte, nahm er es nicht besonders schwer, denn in seines Herzens Grunde hielt er Lisa für recht unordentlich und schlecht erzogen; auch schade es einem Mädchen nicht, wenn es ein bißchen streng angehalten werde — seine Mutter war ja eine so gute, liebe Frau, sie konnte unmöglich zu hart sein!

Als er sich einmal ähnlich gegen Lisa ausließ, sah diese ihn an, wurde feuerroth und stieß hervor: „Das hätte ich mir denken können!“ Damit stürzte sie aus dem Wohnzimmer und schloß sich in ihrer eigenen Stube ein. Fritz war entsetzt über das, was er gethan; er hatte gemeint, ausgleichend zu wirken, nun aber hatte er das arme kleine Ding so gekränkt! Es war ein so schöner Sommersonntag; wie konnte er nur an solchem Tage so grausam sein! Er wollte es wieder gut machen und ging zu seiner Mutter in die Küche, um ihr einen Ausflug in den Charlottenburger Park vorzuschlagen.

Frau Horn war immer froh, wenn ihr Sohn sich „ein Vergnügen gönnen“ wollte; sie ging gern darauf ein und fing augenblicklich an, ein kaltes Frühstück einzupacken. Fritz wollte nun noch Hans Range, sowie seine verheirathete Schwester auffordern; Alle sollten sich um zehn Uhr am Brandenburger Thor treffen.

Lisa fühlte sich unsagbar gedemüthigt, daß sie Fritz ihr Leid geklagt hatte. Sie mußte nicht, worüber sie

zorniger war, über sich selbst oder über ihn, der sich ihres Vertrauens so wenig würdig erwiesen. Sie ging in ihrem und ihrer Cousine gemeinsamen Zimmerchen auf und ab und weinte dicke Thränen, ballte die kleine Faust, und durch ihren Kopf zogen Rachepläne. Das also verstand er unter Liebhaben! — Sie wußte plötzlich ganz genau, daß er sie lieb zu haben glaubte, und er war im Stande, sie für so schlecht zu halten, wie seine Mutter täglich sagte! O, sie würde es ihm aber zeigen, was sie sich aus ihm machte: nichts, garnichts! Und eine große Sehnsucht nach ihrer Stiefmutter überkam sie. Die hatte nie gezankt, war immer so freundlich gegen sie gewesen, hatte nie verlangt, daß sie sich um nichtige Kleinigkeiten kümmern sollte. Wie undankbar war es, daß sie ihr nicht geschrieben! Sie hatte es bisher ihres Vaters wegen nicht gewagt; jetzt, in ihrer heftigen Erregung gegen Fritz, in die sie unwillkürlich ihren Vater mit einschloß, weil es seine Verwandten waren, die sie quälten, beschloß sie, sogleich an Andrea zu schreiben.

Sie hatte gerade: „Meine liebe, liebe Mama!“ in ihrer besten Handschrift auf's Papier gesetzt, als heftig an ihre Thür geklopft wurde, aber sie schrieb in leidenschaftlicher Erregung weiter, bis die laute Stimme der Tante ihren Namen rief.

„Was ist denn das für eine neue Mode, sich einzuschließen?“ fragte die Tante ärgerlich, als Lisa geöffnet hatte. „Ich dachte, Du wärest bereit, mitzukommen, und nun sitzt Du hier und heulst?“

„Wohin mitkommen?“

„Eine Landpartie in den Charlottenburger Park!“

„Ich muß Briefe schreiben,“ sagte Lisa, obgleich ihr die Aussicht sehr lächelnd erschien.

„Briefe kannst Du ein ander Mal schreiben!“ entgegnete die Tante. „Jetzt komm' gleich und zeig' mir, an wen Du schreibst!“

Lisa hatte beim Eintritt ihrer Tante die Mappe zugeklappt; jetzt hielt sie dieselbe krampfhaft mit beiden Händen fest. „Hörst Du nicht, hast Du mich nicht verstanden?“ fragte die Tante noch einmal.

„Der Brief ist an meine Mutter, und ich zeige ihn Niemandem!“ antwortete Lisa mit heiserer Stimme.

Frau Horn war sehr heftig. „Was?“ rief sie. „In meinem Hause willst Du Heimlichkeiten treiben? Gleich giebst Du mir den Brief oder ich nehme ihn mir!“ Dabei trat sie an ihre Nichte heran.

Lisa öffnete ihre Mappe, holte den Brief mit zitternder Hand heraus, riß ihn schnell durch, einmal, noch einmal und ein drittes Mal. „So, jetzt lies ihn!“ rief sie trotzig und warf ihrer Tante die Stücke vor die Füße.

„Du bist ja ein unverschämtes Mädchen!“ stieß Frau Horn außer sich heraus und versetzte Lisa einen Schlag. „Du wirst heute den ganzen Tag auf Deinem Zimmer bleiben!“

Lisa stand starr da. Ihr war, als müsse sie irgend etwas Furchtbares thun. Die Thüre hatte sich hinter ihrer Tante geschlossen, ehe sie aus ihrer Betäubung erwachte.

Diese Frau hatte sie geschlagen! „Oh!“ stöhnte sie wild und erschrak dabei vor ihrer eigenen Stimme,

aber dieser Laut war. ihr jetzt so sympathisch, daß sie ihn wiederholte, er klang ihr wie das schmerzliche Stöhnen eines Thieres — man hatte sie auch mißhandelt wie ein Thier!

Dann warf sie sich auf ihr Bett und weinte, bis sie nicht mehr konnte. Ihre Cousine kam in's Zimmer, um sich umzuziehen; Lisa stellte sich schlafend, merkte aber doch, daß Mariechen sich über sie beugte, ihr die Füße mit einem Tuche bedeckte und dann ganz leise fortging. Lisa verharrte in ihrer Lage, der Kopf schmerzte sie, und sie war so müde, daß sie gar nicht mehr zornig war, sie wollte nur sterben; seitdem ihre Cousine sich so sanft über sie gebeugt hatte, mußte sie ganz leise weinen und schlief zuletzt wirklich ein.

Als Fritz seine Mutter und Schwester ohne Lisa anlangen sah, war er so erschrocken, daß er gar nichts zu sagen mußte, aber seine Enttäuschung entging der Mutter nicht. „Welch prächtiger Tag!“ sagte Hans, der Fritz' einziger Begleiter war, denn die Schwester hatte nicht mitkommen können.

„Wir werden gewiß noch eine Weile warten müssen, es ist so großer Andrang,“ meinte Marie. Frau Horn schlug vor, daß man zum Anfangspunkt der Pferdebahn ginge. Das geschah. Unterwegs erfuhr Fritz von seiner Schwester, daß die Mutter sehr aufgebracht gegen Lisa sei und ihr nicht erlaubt habe, mitzugehen, und daß das arme Kind auf ihrem Bette läge und weinte. Was eigentlich vorgefallen, wußte Marie aber nicht. Fritz fragte nicht weiter; als die Gesellschaft jedoch in die Pferdebahn gestiegen, fiel ihm plötzlich ein, daß er seinen

Paletot im Wartehäuschen der letzten Haltestelle vergessen hätte; Hans meinte zwar, Fritz habe überhaupt keinen Paletot mitgenommen, er aber kehrte doch um und versprach, mit der nächsten Pferdebahn nachzukommen.

Er eilte schnurstracks nach Hause. Einen Augenblick dachte er daran, eine Droschke zu nehmen, um schneller nach der Lützowstraße zu gelangen, aber da er doch fast ebenso rasch zu Fuß vorwärts kam, gab er aus Scheu vor der Ausgabe den Gedanken auf. Was er der kleinen Lisa sagen wollte, wußte er nicht recht; er wußte nur, daß er jetzt zu ihr mußte; weitere Ueberlegungen hatte er nicht, während er mit seiner ungraziösen Gestalt und den zu langen, schlenkernden Armen dahineilte. Er schloß die Corridorthür auf und hielt einen Augenblick vor Lisa's Zimmer inne; er wollte klopfen, war aber zu befangen und öffnete die Thür direct. Lisa lag noch so da, wie Marie sie verlassen; da sie nicht erwachte, kniete er vor ihrem Bett nieder, ergriff ihre Hand und sagte: „Lisa! Meine kleine Lisa!“

Erschrocken wandte sie den Kopf und wurde dunkelroth, als sie ihn erkannte.

„Sei doch nicht mehr böse!“ bat er.

„Ich bin garnicht böse,“ entgegnete sie mechanisch und wunderte sich, wie anders er so ganz in der Nähe ausah; erst allmählich erinnerte sie sich des ganzen trüben Vormittags. „Ich bin gekommen, um Dich abzuholen, Du mußt auch mitgehen,“ stotterte er und stand auf.

„Komm, wir wollen in's Wohnzimmer gehen,“ meinte sie, „es ist hier so unordentlich.“

Er bewunderte ihren Takt und war wie gebannt von ihrem Wesen; sie strich sich die Haare glatt und ging dann voran. Das Dienstmädchen streckte den Kopf durch die Rüchenthür und fragte, ob man sie gerufen? Fritz fühlte sich dadurch sehr unangenehm berührt — was würde die Person davon denken, daß er mit Lisa allein in ihrem Zimmer gewesen? Ihm wurde ganz heiß bei dem Gedanken.

Lisa blieb im Wohnzimmer und lehnte sich an die Wand. Die ganze Erbitterung erwachte wieder in ihr, daneben aber auch die Rührung über Fritz, der ihretwegen umgekehrt war; das schmeichelte ihrem so tief verwundeten Selbstgefühl. Und jetzt stand er vor ihr, und ehe sie sich's versah, faßte er sie bei den Schultern und küßte sie. „Lisa! Liebe kleine Lisa!“ flüsterte er.

Wie schlecht es ihm steht, wenn er solche Augen macht! blitzte ihr durch den Kopf; in demselben Augenblick aber warf sie sich ihre Undankbarkeit vor: er war doch so gut gegen sie!

„Du darfst mich nicht küssen!“ entfuhr ihr dann heftig, und sie entwand sich seinem Arme. „Ich hasse Euch Alle! Ich will nicht von Dir geküßt werden! Und Du weißt auch, daß das nicht recht ist — Du willst gut sein und thust so etwas?“

„Gast Du mich denn nicht ein bißchen lieb?“ fragte er demüthig.

Sie wußte, daß sie Nein sagen sollte, aber sie konnte nicht, denn er sah sie so rührend an, und eigent-

lich hatte sie ihn ja auch lieb. — Wenn nur nicht seine Mutter gewesen wäre, und dies enge Haus! Er wollte natürlich, daß sie immer in solch einer Straße leben und sich um die Küche kümmern und Lampen putzen sollte: sie aber wollte lieber sterben als eine „tüchtige“ Frau werden, wie Frau Horn. Allein es war immerhin sehr freundlich von ihm, daß er sie, ein so unvollkommenes Mädchen, lieber hatte als alle Anderen. Darum schwieg sie, und Fritz näherte sich ihr wieder mit etwas mehr Zuversicht: Er hatte sie ja so unaussprechlich lieb; es war unmöglich, daß sie es nicht erwiderte! Wenn er sich auch fest vorgenommen, ihr nichts davon zu sagen, weil sie noch so jung war, der Augenblick war stärker als alle Vorsätze. „Lisa,“ begann er, „Du sollst Dich ja nicht binden; verhüte Gott, daß ich so etwas jetzt von Dir verlange, aber Du sollst wissen, daß ich mich an Dich gebunden habe!“ Er umarmte sie wieder, als ob er doch wünschte, sie zu binden.

„Auch Du sollst nicht gebunden sein!“ entgegnete Lisa erschüttert. „Du weißt gar nicht, wie schlecht ich eigentlich bin, Fritz, und wie ich Deine Mutter hasse“

„Schweig’, Kind,“ unterbrach er sie leise, „sag’ doch nicht, was Du nicht denkst!“

Sie schwieg, denn sie fühlte, wie roh ihre Worte gewesen waren, aber sie hatte ja aufrichtig sein wollen gegen ihn, damit er sie ganz kennen lernte! Fritz streichelte ihre Wange und küßte ihr Haar, und berührte dann wieder so ungeschickt zaghaft ihre Schulter, als möchte er sich versichern, daß sie es wirklich war. Dabei

brannte ihn die Zeit, welche verstrich; er wußte, daß die Mutter ihn erwartete, daß er sie tief kränkte, wenn er nicht kam — aber von Lisa sich trennen, das konnte er auch nicht.

„Bitte, komm mit,“ flüsterte er ihr zu.

Sie schüttelte den Kopf. „Deine Mutter hat es mir verboten, und ich will auch nicht.“

„Mir zu Liebe!“ bat er.

„Nein, Fritz, es geht nicht.“

„Dann muß ich gehen.“

„Warum?“

„Weil Niemand weiß, daß ich hier bin.“

„Ach, Du bist feige und schämst Dich meiner,“ sagte sie und trat einen Schritt zurück. Sie hatte gehofft, er bliebe da, seiner Mutter zum Aerger, und auch weil sie sich so einsam fühlte.

„Lisa!“ Er wußte ihr nichts zu sagen, sonst war er nie verlegen, aber jetzt fühlte er sich wie verdummt. Ihm kam immer nur Eins in den Mund: „Ich habe Dich so lieb!“ — und ihm war, als könnte er das nicht oft genug sagen, als wäre es immerfort etwas ganz Neues.

„Geh' doch!“ sagte sie.

„Nein, so kann ich nicht,“ erwiderte er ergriffen, „nicht im Zorn; sei doch lieb, Du weißt ja, wie schwer es mir wird . . .“

Ihr Herz ward weich, sie ging auf ihn zu. „Adieu, Fritz, ich hoffe, der Tag wird schön bleiben. Wann kommt Ihr zurück?“

„Um fünf Uhr.“ Er küßte ihre Stirn, sie nickte

ihm noch einmal zu, schloß dann die Flurthür hinter ihm und setzte sich in's Eßzimmer.

Nun war sie wieder allein; es war so traurig, bei dem schönen Wetter nur einen Widerschein der Sonne zu sehen! War sie nun eigentlich verlobt? Er hatte sie ja geküßt, und man küßt doch nur seine Braut! Wie würde ihr Leben nun sein? Sie sah es vor sich wie einen engen dunklen Gang und sprang auf: „Nein, nein, er hat es selbst gesagt, ich bin nicht gebunden!“

Sie hatte das Gefühl, als stellte Fritz den schmalen Weg vor, der zum ewigen Leben führt, als wäre es gut und tugendhaft, den zu gehen, und sündhaft von ihr, daß es ihr zu schwer wurde. Dabei gedachte sie ihrer Confirmation, und wie sie damals geglaubt, daß man nie wieder schlecht werden könne, nachdem man das heilige Abendmahl genommen Wie schnell hatte sich der Eindruck verwischt! Wie trübe war doch das ganze Leben, besonders so ein einsamer Sonntag! Zu Haus war es auch oft trübe gewesen, aber so wie hier nie. Ach, könnte sie doch wieder nach Hause oder zum Vater! — Wenn sie muthig wäre und zu ihm führe? Genug Geld zur Reise hatte sie, aber wie würde er sie empfangen? Sie malte sich einen Augenblick aus, wie es sein würde, dann aber ging sie an den Bücherschrank und holte sich einen Bulwer'schen Roman heraus, um auf andere Gedanken zu kommen.

Die englischen Bücher, welche Frau Horn noch aus ihrer Jugendzeit besaß, hatte man ihr erlaubt zu lesen, wahrscheinlich weil die Tante es für eine gute Uebung hielt

und auch nicht wußte, wie vollkommen Lisa die Sprache erlernt hatte. Ueberhaupt hielt Frau Horn Lesen für etwas Ueberflüssiges, aber Unschädliches und ahnte nicht, welch leidenschaftliche Phantasie in Lisa durch die Romanlectüre angeregt wurde. Schon nach einigen Seiten von Ernest Maltravers war sie der Wirklichkeit so entrückt, daß sie die Leere ihres Magens nicht spürte und meinte, eben begonnen zu haben, als die Uhr vier schlug. Das Blut war ihr dabei so in den Kopf gestiegen, daß Füße und Hände eiskalt geworden waren, und als sie den Band zu Ende gelesen, mußte sie laut aufschluchzen. Plötzlich hörte sie einen schrillen Glockenton — oder erschien er ihr nur so scharf nach dem langen Schweigen? Es waren gewiß die Heimkehrenden. Sie eilte an das kleine Guckfenster der Eingangsthür, um sich davon zu überzeugen, erblickte aber den Postboten. Sie öffnete die Thür und nahm ein Telegramm aus Karlsbad für ihre Tante in Empfang. Zitternd hielt sie es in der Hand. Aus Karlsbad! In ihrer Erregung stellte sie sich alles Mögliche vor — sie mußte es öffnen! So trat sie an's Fenster, das durch die gegenüberliegende Hauswand schon abendlich beschattet ward — jetzt zitterte sie am ganzen Körper, sie mußte das Telegramm öffnen! Sie zerriß die Oblate und las; als sie die wenigen Worte zum zweiten Male gelesen, ward es ihr schwarz vor den Augen; sie wollte noch einmal lesen, allein in plötzlichem Schwindel griff sie nach dem Fensterbrett, faßte es aber nicht mehr, sondern stürzte zu Boden. —

Die Spaziergänger hatten sich verspätet; sie waren zwar zur rechten Zeit an der Pferdebahn gewesen, aber

dieselbe war wieder so besetzt, daß sie schließlich zu Fuß gingen. Mariechen war ganz zufrieden damit, denn da Fritz die Mutter führte, hatte Hans ihr den Arm geboten, und wenn sie auch über nichts Persönliches redeten, sondern Hans ihr bewies, daß kein vernünftiger Mensch Ebers' ägyptische Romane lesen könne, obgleich Marie für Warda schwärmte, so amüsierte sie sich doch sehr. Er war immer anderer Meinung als sie und verstand dieselbe sehr drollig zu vertreten.

Fritz sprach mit der Mutter über ihr früheres Göttinger Leben, und zwischendurch lachten sie über die vielen geschmacklos herausgeputzten Sonntagsgäste des Thiergartens. Fritz trug ein glückseliges Gefühl im Herzen und war viel lebenswürdiger als sonst; auch die Mutter war glücklich, denn ihr Sohn schien Lisa nicht zu vermissen, und Hans neckte sich fortwährend sehr lustig mit Mariechen.

„Ich bin grausam hungrig,“ sagte Fritz plötzlich; „gut, daß wir bald zu Hause sind!“ Sie gingen noch etwas schneller. Trotzdem war es schon sechs Uhr vorbei, als sie vor ihrer Hausthür anlangten.

„Hoffentlich hat Lina alles fix und fertig, daß wir uns gleich zu Tisch setzen können,“ meinte Frau Horn und lud Hans ein, mit hinauf zu kommen. Fritz, der die Thür öffnete, pochte das Herz vor Ungeduld ganz laut. Frau Horn ging direct in's Eßzimmer, schraubte die Gasflamme höher und musterte mit Befriedung den gedeckten Tisch, als plötzlich der freischende Schrei: „Mutter! Mutter!“ einen kalten Schauer über sie goß, und im Augenblick darauf Mariechen in's Zimmer

stürzte: „Lisa liegt dort, eiskalt, schnell etwas Essig, sie ist ohnmächtig, wenn nicht todt!“

„Um Gottes Willen, sei vernünftig, Kind!“ rief die Mutter. „Es ist gewiß nichts!“

Im Wohnzimmer war noch Tageslicht. Fritz hatte Lisa, die erstarrt da lag, auf's Sopha gehoben, und ihr Kopf ruhte an seiner Brust, während er ihre Schläfen rieb. Frau Horn's scharfes Auge sah beim Eintreten schon das Telegramm, das an der Erde lag, und wie von einer Vorahnung geleitet, griff sie zuerst darnach. Als sie es durchflog, brach sie in Thränen aus, warf sich auf einen Stuhl und rief: „Onkel Georg ist plötzlich gestorben — Kinder, wie schrecklich, wie furchtbar traurig! Ach Gott, ach Gott!“ Und sie fuhr fort, zu weinen und schluchzen.

Lisa war unterdeß zu sich gekommen.

„Wir müssen gleich hinfahren,“ flüsterte sie Fritz zu, „das war's, was ich immer wollte, und ich konnte mich doch nicht rühren. Nun seid Ihr da, nun müssen wir gleich zu ihm.“ Es schien Fritz, als habe sie nicht verstanden, daß es schon zu spät war. Er stand auf, trat an seine Mutter heran, nahm das Telegramm und las es. „Niemand kann mit Lisa hinfahren, Mutter, als wir Beide, und das gleich!“

Frau Horn erhob sich; sie that eigentlich immer, was ihr Sohn sagte; aber an der Thüre wandte sie sich um und fragte: „Heute Abend noch?“

„Gewiß, ich laufe gleich hinüber in den Laden und sehe im Fahrplan nach, wann der Zug abgeht!“

„Das kann ich ja thun,“ meinte Hans, der nur

auf eine Gelegenheit gewartet hatte, um sich zu entfernen.

Lisa weinte nicht, sie war ganz betäubt. Sie hatte es wirklich nicht erfaßt, aber sie sagte plötzlich: „Ob Mama es wohl weiß?“ Mariechen meinte, ihr würde man wohl zuerst telegraphirt haben.

„Wer?“ fragte Lisa. „Robert muß auch kommen!“ fuhr sie fort.

Marie setzte schnell ein Telegramm an ihn auf und packte dann für Lisa und ihre Mutter das Nöthigste ein.

„Ich war immer gegen Karlsbad; ich bin überzeugt, das hat ihn getödtet!“ erklärte Frau Horn und faltete die Hände. „Mein armer Bruder! — Jetzt, wo er sich des Lebens hätte freuen können! Nein, es ist zu furchtbar!“

Hans kam wieder und hatte gleich eine Droschke mitgebracht, denn schon um acht Uhr ging der Schnellzug vom Anhalter Bahnhof ab.

Lisa war, als hörte sie all' die Stimmen und das Geräusch des Abschieds im Traume, als wäre sie es nicht selbst. Sie wußte wohl, als sie mit geschlossenen Augen in der Ecke des Coupé's saß, daß er todt war, ja, sie wunderte sich, daß sie es nicht schon vorher erwartet hatte. All' die letzten Monate schienen ihr jetzt die Vorbereitung dazu gewesen zu sein, ihre eigene, unutilgbare Sehnsucht nach ihm und seine Verschlossenheit und Unruhe! Und nun war es zu spät, nun konnte sie ihm all' das nicht mehr sagen, was sie auf dem Herzen getragen, seitdem sie zu denken vermochte, nun konnte sie all' die aufgespeicherte Zärtlichkeit nur über den Todten

auszuschütten! Wie sollte sie diese fressende Sehnsucht ertragen?

„Mein lieber Papa!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen. „Wie soll ich ohne Dich leben? Wie können Menschen sterben, die man so liebt und die ein Stück von uns selbst sind?“

Sie begriff es nicht, und ihr Schmerz war nicht zu bewältigen; er lag auf ihr, hart und kalt wie ein Felsblock.

Fritz war weniger erschüttert als seine Mutter. Neben allem Mitgefühl für Lisa's Schmerz lauerte im Hintergrunde seiner Seele eine Art berechtigten Egoismus': Er wußte selbst nicht, warum ihm war, als sei ein Apfel, nach dem er lange mit Begierde emporgeschaut und der ihm unerreichbar geschienen, plötzlich von selbst ihm in den Schooß gerollt.



Zweites Buch.





1. Kapitel.

Der Herbst war gekommen; Lisa lebte bei der Tante, weil das der Wille ihres Vaters war; er hatte denselben in einem Schreiben ausgesprochen, das man nebst dem Testamente in seinem Koffer vorfand. Eine weitere Bestimmung war die, daß Lisa nie in den Schutz Andrea's zurückkehren sollte.

Ihre Stellung im Hause der Tante hatte sich seit dem Tode ihres Vaters merkwürdig geändert; sie selbst zwar schien es in ihrer Gleichgültigkeit gegen alles, was um sie vorging, nicht zu bemerken, allein Frau Horn hatte unbewußt eine Art Achtung vor Lisa's selbständigem Vermögen — sie hielt dies neue Gefühl für reines Mitleid mit der Waise und hätte jede andere Auslegung für schimpfliche Verleumdung erklärt. Sie wunderte sich manchmal, daß das Kind, dessen Zukunft doch pecuniär sichergestellt war, sich garnicht über ihres Vaters Tod beruhigen konnte. Doch gestattete sie Lisa jetzt, sich in ihr Zimmer einzuschließen und ihrem Schmerze in ganz unvernünftiger Weise nachzuhängen, anstatt sie

wie früher den ganzen Tag zu häuslichen Arbeiten anzuhalten.

Gegen Fritz war Lisa launisch und kalt; sie lebte unter dem Druck des uneingestandenen Gefühles, daß er die Vortheile ihres Unglücks einernte, daß sie ihn nun heirathen müßte, und er sie das fühlen ließe. Sie aber wollte sich nicht zwingen lassen und sann fortwährend darüber nach, wie sie ihre Selbständigkeit gewinnen und nach Bukarest zurückkehren könnte; dabei fühlte sie sich so matt und müde, daß sie voraussah, sie würde doch nie einen entschiedenen, selbständigen Schritt wagen.

Ihre ganze Natur war durch das Unglück bis in die Grundfesten erschüttert und hatte jedes Maß verloren. So überhäufte sie ihren Bruder Robert, der den Monat Juli im Hause seiner Tante zubrachte, derart mit ihrer Liebe und Zärtlichkeit, daß er sich dagegen wehrte; er sprach es zwar nicht aus, aber es war doch seine Meinung, daß ihre fassungslose Trauer übertrieben und unrecht sei — sie sprach ja fast von nichts Anderem, und nahm sich nicht im geringsten zusammen! Ja, wenn es nach Lisa gegangen wäre, so hätte er wohl nicht einmal zum Baden oder in den zoologischen Garten gehen dürfen! Sie verleidete ihm jedes, auch das unschuldigste Vergnügen durch ihr trübes Gesicht und durch ihre ewigen Thränen! Er hatte darüber einen ganz unwilligen Brief an Radu, der in Kalafat stand, geschrieben. Radu ließ sich gern über Lisa berichten; einmal hatte er Robert sogar einen ganzen Fragebogen

über sie geschickt. Dieser besaß so viel angeborene Discretion, daß er Lisa nichts davon sagte.

Ueberhaupt stand ihm eigentlich seine Cousine Marie näher als seine Schwester: Sie nähte ihm immer die abgerissenen Knöpfe an, ehe er noch ihr Fehlen bemerkt hatte; sie wußte sein verlegtes Taschenmesser zu finden; sie trieb ihm die seltensten Briefmarken auf und spielte seine Lieblingsspiele, Dame und Schach, mit ihm. Fritz vollends hatte ihm leihweise ein Dreirad besorgt — kurz, Robert meinte, noch nie so schöne Ferien verlebt zu haben, während Lisa dies Zusammensein mit ihrem Bruder wie eine Enttäuschung ansah.

Lisa war wirklich bitter unglücklich; hinter ihrer kindischen Uebertreibung lag eine echt selbstquälerische Neigung; sie war mit dem eigenen Ich in stetem Kampf, sehr unzufrieden mit sich und wußte doch nicht, woher sie die Kraft nehmen sollte, anders zu werden. Außer ihrem Heimweh bedrückte sie auch noch ihr unklares Verhältniß zu Fritz; manchmal glaubte sie auch ihn zu lieben, aber leider traf es sich nie, daß er in solchen Stimmungen mit ihr allein war, sondern fast immer schien ihr gerade dann, wenn er ihr einmal ein liebes Wort sagen wollte, Berlin, das Haus der Tante, selbst die ruhige, immer freundliche Cousine Marie so unausstehlich, daß sie es ihm in's Gesicht schleudern mußte. Und was sie am meisten an ihm reizte, war, daß er ihre Ausbrüche nie sehr ernst zu nehmen schien, sondern von unerschütterlicher Sicherheit war, gerade als könnte sie ihm nicht mehr entgehen.

So war der Sommer vergangen. Frau Horn
 Kremnitz, Ausgewanderte.

konnte sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß, wenn Lisa derart in ihrem Hause weiter lebte, es doch zur Verlobung kommen mußte; das Mädchen aber war noch zu jung; außerdem würde man es ihr, die doch Mutterstelle an Lisa vertrat, verargen, wenn sie das zuließ, und ihr andere Motive unterlegen! — Ihr Bruder hatte ja einst den Wunsch geäußert, daß Lisa ihr Lehrerinnen-Examen machte. Würde es nicht das Beste sein, sie noch in ein Institut zu geben? Vorher mußte sie aber mit Fritz sprechen. Sie suchte sich dazu einen ruhigen Abend aus, wo ihr Sohn in seinem Zimmer arbeitete.

„Störe ich Dich?“ fragte sie, den Kopf durch die wenig geöffnete Thür steckend.

„Aber Mutter, nie!“ entgegnete er aufspringend und erröthend; er hatte gleich gemerkt, daß seine Mutter ihm etwas zu sagen hatte, was mit Lisa zusammenhing.

„Mein guter Junge,“ begann sie nach einer Pause, „ich wollte Dich eigentlich um Rath fragen; Du weißt, seit Vaters Tode bist Du meine Stütze: mich quält Lisa's Zukunft.“

„Warum, Mutter?“ fragte er verwirrt.

Sie beobachtete ihn und schwieg.

„Warum?“ wiederholte er und schöpfte tief Athem. „Ist sie Dir nicht recht als Schwiegertochter?“ fügte er dann mit verlegenem Lächeln hinzu.

Frau Horn hatte es ja gut genug gewußt, daß er Lisa liebte, aber als er es nun so eingestand, schwand alle ihre Vernunft; sie war plötzlich nicht mehr die überlegende Mutter, sondern die tiefgefränkte Frau, welche vom einzigen Sohne hintergangen worden war.

Ihr Zorn war zuerst wortlos, dann brach er ganz ungebändig hervor. Nie hatte Fritz sie so gesehen! In ihrer blinden Wuth sagte sie, was sie eigentlich nicht gemeint, daß sie zu solcher Ehe nie ihre Zustimmung geben würde, daß er pflichtvergessen gehandelt. Fritz versuchte einige Male, sie zu unterbrechen, denn er wollte sie verhindern, Worte zu sagen, die nicht wieder ungesagt zu machen waren, allein sie war nicht mehr zu bändigen.

Als sie gegangen war, suchte Fritz sich einzureden, daß solch' ein Zornesausbruch keine Bedeutung haben könnte, daß alles wieder gut werden würde. Denn von Lisa zu lassen war er nicht im Stande, der Mutter trohzen konnte er ebenso wenig, gerade weil er es war, der hauptsächlich für sie und Marie den Unterhalt zu schaffen hatte. Wenn er die Mutter verließ, konnte sie nur kümmerlich von ihrer Pension leben und mußte Mariechen unter fremde Leute gehen lassen: Nein, davon durfte keine Rede sein!

Lisa nahm Frau Horn's Eröffnung, daß sie nach Genf in eine Pension geschickt werden sollte, ruhig hin. So ruhig, daß Fritz, als er am Vorabend ihrer Abreise Abschied von ihr nahm — es geschah heimlich, durch Marie's Vermittlung, die Mutter war schon schlafen gegangen — sie fragte: „Thut es Dir denn garnicht leid, von Hause fort zu müssen?“

„Wo bin ich denn zu Hause?“ rief sie bitter aus. „Höchstens da unten an der Donau, in Rumänien — aber Mama hat mich ja nie zurückgefordert!“

Die Geschwister schwiegen beide, sie fühlten plötzlich etwas Fremdes an Lisa, etwas, woran sie nie gedacht.

„Du hattest wohl manchmal Heimweh?“ fragte Mariechen und sah sie unsicher an.

„Manchmal? Immer! Jede Stunde, jede Minute! Mir ist, als müßte ich meinen Vater dort wiederfinden! O, und wenn ich auch zu Fuß bis dahin pilgern sollte“

„Aber dein Vater war dort nicht glücklich,“ wandte Fritz ein. „Er hat es mir selbst gesagt und hat sogar die testamentarische Verfügung getroffen, daß Du nie zu seiner Frau zurückkehren solltest!“

„Wie?“ rief Lisa und packte Fritz förmlich an. „Was sagst Du?“

Fritz wiederholte es.

„Und warum?“

Er zuckte die Achseln. Lisa dachte an ihre und ihres Vaters schleunige Abreise, und vieles, was der unerwartete Tod verwischt hatte, tauchte im Nu vor ihrem geistigen Auge auf. Ihr war plötzlich, als hätte ihr Vater ein großes Unrecht begangen, und als müßte sie es gut machen! Sie wußte ja, wie kalt und hart er hatte sein können! Wie war es nur möglich, daß sie das jetzt erst erfuhr?

„Willst Du mir Eines noch sagen: hat Mama Geld genug zum Leben?“

Er zögerte einen Augenblick. „Sie hat nicht so viel wie Robert und Du, aber genügend.“

„Was nennst Du genügend? Sag' mir die Ziffer!“

„Ungefähr zweitausend Frank jährlich.“

„Aber Fritz, das ist bei uns zu Lande ja kaum genug für ihre Kleider! O Gott, wie ist das möglich!“

Die Geschwister sagten nichts; wieder war das

Fremde so stark zwischen ihnen und Lisa, daß sie gar nicht wagten, ihr zu widersprechen.

„Du bist mein Vormund,“ wandte Lisa sich an ihren Vetter. „Nicht wahr, Du wirst mir nie verweigern, zu Mama zu reisen, wenn ich es für meine Pflicht halte?“

Er schwieg. Marie glaubte plötzlich der Mutter Thür gehen zu hören und eilte auf den Corridor, um die Mutter von diesem Zimmer fernzuhalten; sie zitterte, daß die heimliche Zusammenkunft entdeckt werden könnte!

In Lisa's phantastischem Kopfe jagten sich die Gedanken; sobald sie sich mit Fritz allein sah, wußte sie, daß sie den Augenblick benutzen mußte; sie warf ihre beiden Arme um seinen Hals und flehte ihn an: „Ich habe eine sehr große Bitte an dich, Fritz — gieb mir von meinem Gelde hundert Thaler!“

„Gewiß, Lisa, gewiß!“ entgegnete er, erschüttert durch ihre plötzliche Zärtlichkeit; „alles, was Du willst!“

„Aber sag' es Deiner Mutter nicht. Ich brauche Geld zu Weihnachtsgeschenken, zu — zu allerlei; aber gieb es mir gleich!“

„Ich habe nicht so viel bei mir,“ entgegnete er.

„So hole es.“

In demselben Augenblick blies Fritz die Lampe aus: er hörte seiner Mutter und Marie's Stimmen vor der Thür. Die Dunkelheit bot die einzige Möglichkeit, unentdeckt zu bleiben.

Zwei Minuten angstvollen Wartens vergingen, dann zog sich Frau Horn in ihr Zimmer zurück, und Fritz machte wieder Licht. Auf Lisa hatte dies, trotz der Erregung, in der sie sich befand, einen peinlichen Eindruck

gemacht; es schien ihr so verächtlich, so unmännlich, daß er sich vor seiner Mutter fürchtete und Heimlichkeiten trieb!

„Hole mir das Geld jetzt!“ drängte sie. Er that es, sie küßte ihn dafür, und Mariechen ermahnte zum Schlafengehen.

Als das Licht gelöscht, und Lisa mit ihren heißen Wangen schlaflos im Bette lag, schien ihr doch wieder unmöglich, was sie eben vorher eronnen. Schon oft hatte sie früher überlegt, wie sie nach Bukarest zurückgelangen könnte, aber immer nur wie ein Phantasiebild. Jetzt, wo sie den Plan ausführen wollte, schauderte ihr; die dunkle Nacht um sie her machte das Wagniß noch größer und unheimlicher. Es war ja so viel bequemer, im Damencoupee nach Frankfurt am Main zu fahren, wo sie sich für die Weiterreise nach Genf einer Gouvernante anschließen sollte, als auf eigene Faust in die unbekannte Welt hinaus zu fliehen! — Aber dann mußte sie sich auch darein finden, ihr Leben später in diesem Hause sich abspielen zu lassen! — Ein Schauer lief ihr über den Körper. Nein, das wollte, das konnte sie nicht! — Wie sollte sie aber die weite, weite Reise allein machen? — Wenn es nicht so kalt gewesen wäre, hätte sie sich in's Wohnzimmer geschlichen, um in dem neu gekauften Hendschel nachzusehen, welche Route sie einschlagen müßte.

Daß der Gilzug über Krafau-Lemberg ging, wußte sie, aber nicht, wann er aus Berlin abfuhr. Und wie sollte sie aus Frankfurt entkommen, ehe jene Dame, die sie in Empfang nehmen sollte, sie bemerkte?

Ueber dem vergeblichen Sinnen und Grübeln ward sie vor Angst eiskalt an Füßen und Händen; aber immer

wieder kam sie darauf zurück, daß sie diese Gelegenheit ergreifen mußte, es war ja die einzige Möglichkeit, je wieder „nach Hause“ zurückzukehren; denn weder Fritz noch die Tante würden ihre Einwilligung dazu geben, weil ihres Vaters Verbot dastand!

O, wie unrecht hatte er gethan! Wie hatte ihr geliebter Vater so grausam gegen Andrea handeln können! Er war gewiß damals schon krank gewesen, und sie mußte es nun gut machen! Ihr stand Andrea vor Augen, wie sie so herzerbrechend in der Kirche geweint, und da kam ihr die Gewißheit, daß sie die Reise leicht und gefahrlos überstehen würde!

Die ganze Nacht schloß Lisa kein Auge; als das graue Novemberlicht endlich durch die Vorhänge schien, war sie entschlossen, und als ihre Cousine aufstand, schlief sie beruhigt ein.

Frau Horn weckte sie nicht, da es der letzte Tag war, den sie in ihrem Hause zubrachte; Abends um sieben Uhr sollte Lisa abreisen. Nun, da alles bestimmt war, hatte Frau Horn doch wieder ein schweres Herz. Sie sah es Fritz an, wie er sich grämte. Sie hoffte aber, ihn bald wieder zur Raison zu bringen, wenn nur das Mädchen erst fort war. Schlimm war es aber, daß Lisa sich überhaupt so zwischen sie und ihren Herzenssohn hatte drängen können! Dabei that dies Mädchen noch, als machte sie sich nichts aus ihm!





2. Kapitel.

Vunkt sieben Uhr fuhr der Zug aus dem Anhalter Bahnhof; Frau Horn, Fritz und Mariechen hatten Lisa hingebracht. Im Coupee saßen außer ihr noch zwei ältere Damen, die ebenfalls nach Frankfurt reisten. Diesen hatte Frau Horn ihre kleine Nichte besonders anempfohlen und glaubte dieselbe nun sehr gut geborgen. Fritz dagegen, dessen Aufregung sich in fieberhafter Unruhe kundthat, fragte seine Mutter: „Hat Lisa auch genug Geld, um sich ein neues Billet zu kaufen, wenn sie das alte verlieren sollte?“

„Wer verliert denn sein Billet?“

„Thu' mir den Gefallen, Mutter, und gieb ihr der Vorsicht wegen mehr als nöthig mit; bedenke, sie reist zum ersten Mal allein und ist doch noch ein Kind!“

Frau Horn ließ sich von Lisa noch einmal das Portemonnaie geben und that fünfzig Mark hinein, indem sie ihr anbefahl, ja sich vor Taschendieben in Acht zu nehmen.

Mariechen weinte und küßte ihre Cousine immer wieder; Lisa war thränenlos, zitterte jedoch so stark, daß sie sich kaum beherrschen konnte: Ewig schien ihr die Zeit bis zum letzten Signal. „Geht doch nach Hause, es ist ja so kalt!“ sagte sie.

„Hast Du auch den Fußsack?“

„Ja, alles.“

„Und isß auch etwas unterwegs. Du weißt, Du hast zu Hause so gut wie nichts genossen!“

Sie nickte; diese Fürsorge der Tante rührte sie mehr als irgend etwas, was dieselbe bisher für sie gethan.

Endlich läutete es zum dritten Male. Da übermannte die Rührung sie. „Ich danke Dir, Tante, und verzeih' mir!“ rief sie, als der Zug sich in Bewegung setzte. „Adieu, Fritz und Mariechen, und verzeiht mir auch alle Sorgen, die ich“ Sie waren schon zu weit zurückgeblieben, nur die mitfahrenden Damen hörten noch die letzten Worte und sahen das jetzt in Thränen gebadete Mädchen mit freundlichen Augen an.

Draußen war es schon vollständig finster, und die beiden Damen richteten sich auf die Nacht ein, indem sie ihre Hüte mit Kappen vertauschten und sich Decken über die Füße breiteten.

Lisa holte sich ihre Sachen aus dem Netz des Waggons herunter, um sie neben sich in Bereitschaft zu haben. Die Damen waren zu sehr mit sich beschäftigt, um darauf zu achten; die Eine zog sich Pelzschuhe an und setzte ihrer Gefährtin dabei auseinander, daß ihr die Füße im Waggon immer so sehr anschwellen.

Noch fuhr der Zug mit unverminderter Geschwindigkeit; Lisa war froh darüber, daß der Augenblick des Handelns noch auf sich warten ließ. Aber jetzt spürte sie die erste Abnahme der Geschwindigkeit. — „Ich bin ja ein Eisenbahnkind,“ sagte sie sich, „ich kann mich darin nicht irren!“ In der That, es ward gebremst; Lisa zerrte am Riemen, um zu probiren, ob das Fenster nicht etwa verquollen, sondern leicht herabzulassen sei.

„Sie werden doch nicht bei dieser Kälte das Fenster öffnen wollen?“ fragte die Dame neben ihr, aber Lisa antwortete nicht, denn schon hielt der Zug.

„Bitte, Schaffner,“ rief sie, noch ehe er „Großbeeren“ hatte rufen können, „bitte, Schaffner, öffnen Sie schnell, ich muß hinaus!“

Alles ging so überstürzt, daß Lisa erst zu sich kam, als sie mit ihren drei Gepäckstücken auf dem leeren Perron stand und der Zug weitergebraust war.

Jetzt gab es kein Schwanken mehr — jetzt war es entschieden. Einen Augenblick beschäftigte es sie, was wohl die Damen, die den Abschied mit erlebt hatten, von ihr denken möchten; dann ging sie an den Schalter und löste sich ein Billet nach Berlin; sie wußte, daß nach zwanzig Minuten ein Zug hier durchkommen würde.

Aber wie sonderbar die Leute sie alle ansahen! Hatte sie etwas Auffälliges an sich? — Sie ging in's Wartezimmer und blickte in den Spiegel, konnte jedoch nichts bemerken; vielleicht fiel ihre Trauerkleidung auf?

Außer ihr war Niemand dort; sie lehnte sich in eine Sophaecke und schloß die Augen. Denken konnte sie nicht. Wenn nur der Zug erst käme! Um halb elf

Uhr mußte sie auf dem Schlesiſchen Bahnhofe ſein, und ſie kannte die Entfernung nicht vom Anhalter Bahnhofe bis dahin; auch bedrückte es ſie, daß es jetzt, um halb acht, ſchon ſo tiefe Nacht war.

Da kam der Zug. „Damencoupee!“ rief ſie, und ſchon war ſie wieder unterwegs.

In Berlin ließ ſie ſich von dem Strom der Reiſenden mit forttragen; der Gepäckträger ſorgte für alles, und noch vor zehn Uhr ſtand ſie auf dem Schleiſiſchen Bahnhof.

Sie ſchlug im Hendschel nach, ob die fünfzig Mark der Tante bis Krakau reichen würden, oder ob ſie ſchon ihren Schatz, den ſie eingewickelt auf der Bruſt trug, anbrechen mußte. Wenn ſie nun überhaupt nicht genug Geld hatte? Ihr wurde ganz übel vor Angſt. Was ſollte ſie dann machen? Ihre Uhr verkaufen? Aber ſie beſaß im Ganzen beinahe fünfhundert Frank! Fieberhaft addirte ſie die Ziffern des Kursbuches, in ihrer Angſt aber verrechnete ſie ſich, machte die Mark zu Gulden, die Frank zu Mark und kam lange zu keinem Reſultat.

Ein Stein fiel ihr von der Bruſt, als ſie herausfand, daß ſie nur einige vierzig Mark bis Krakau zu zahlen habe — es würde gewiß reichen! Nun verging ihr die Zeit auch ſchneller, ja ſie merkte plötzlich, daß ſie Hunger hatte, und das Erſte, was ſie im Coupee that, war, ihren Eßkorb zu öffnen.

Fritz hatte ihr noch heimlich obenauf eine Schachtel mit Chokolade gethan. Als ſie das ſah, dachte ſie mit ſolcher Wehmuth und Liebe an ihn wie noch nie, und

alles, was sie Unfreundliches ihm gesagt, noch mehr aber, was sie Freundliches zu thun unterlassen, fiel ihr schwer auf die Seele. Ihr war, als müsse sie die Arme ausbreiten und ihn an sich drücken! Wie hatte sie überhaupt so feindselig, so kindisch unvernünftig im Hause der Tante sein können? Warum hatte sie nicht die Weichheit empfunden, die sie jetzt befeelte?

Sie blieb allein im Coupee; es reisten wenig Damen zu dieser Jahreszeit. Die Einsamkeit war ihr unbehaglich; ihr fielen die gräßlichen Geschichten von Eisenbahnrauben ein; sie legte sich hin, aber alle Augenblicke schreckte sie auf, weil ihr war, als hätte Jemand mitten in der eiligen Fahrt die Thür geöffnet und sei hineingesprungen! Dabei heulte der Zug wie ein wildes Thier, und wenn Lisa nach der Uhr sah, war nur eine Viertelstunde mehr vergangen. Die Nacht schien unendlich! Schließlich setzte sie sich an's Fenster und schaute hinaus: weder Mond noch Sterne, alles grau, nur in der Ferne einzelne Lichter, an denen sie vorbeihuschte. Sollte das ein trauriges Sinnbild ihres Lebens sein?

Sie dachte sich aus, wie wohl das Zimmer der Tante ohne sie aussähe? Dann fiel es ihr schwer auf's Herz, daß sie fortging, ohne ihrem einzigen Bruder Lebewohl gesagt zu haben! Ach Gott, wie mußte sie bei dem Gedanken an Robert weinen! Der liebe, tapfere Junge! Warum war sie so kalt gegen ihn gewesen, als sie ihn nach so langer Trennung wiedergehabt hatte? — War sie selbst es eigentlich gewesen, die diese letzten sieben

Monate durchlebt hatte? Sie erkannte sich nicht! — Und dabei weinte sie sich schließlich in den Schlaf.

Der kurze Herbsttag ging schon wieder zu Ende, und noch hatte Lisa Krakau nicht erreicht. In Breslau hatte sie schon eine Karte an ihre Tante geschrieben, mit der Bitte, sich nicht um sie zu ängstigen, ihr Brief würde alles erklären. Jetzt war sie damit beschäftigt, diesen Brief abzufassen. Was sollte sie erklären, und wie?

Der rasch fahrende Zug stieß und schüttelte so, daß sie den Bleistift nicht führen konnte; sie redete sich ein, daß nur diese äußere Störung sie verhinderte, einen ordentlichen Brief zu schreiben; hielt der Zug aber an, dann kam das, was sie gethan, ihr so außerordentlich, so haarsträubend vor, daß sie nichts zu sagen wußte.

Als nun die Dunkelheit hereinbrach und sie in den alten schmutzigen Bahnhof von Krakau einfuhr, kam sie sich ganz verloren vor. Auf der Karte hatte der Ort so bekannt ausgesehen, so garnicht schauerlich, jetzt flöste ihr schon der Klang seines Namens, als die Schaffner ihn ausschrieten, eine kindische Angst ein.

Der Gepäckträger war zerlumpt und verstand kein Deutsch; ein Herr, der ihr vergebliches Bemühen bemerkt hatte, dem Träger klar zu machen, daß sie nicht in die Stadt, sondern in den Wartesaal wolle, übersetzte ihm ihre Wünsche in's Polnische. Sie dankte ihm, fand es aber sehr unnöthig, daß er sich ihr nun anschloß. „Sie sind seit Breslau im Zuge?“ fragte er. „Ich habe Sie schon bemerkt.“

Lisa wußte nicht, ob sie antworten durfte. „Ich komme aus Berlin,“ entgegnete sie schließlich erröthend. Er sah

ihr so zudringlich in's Gesicht, daß sie erschrocken um sich blickte und froh war, eine ältere Dame zu bemerken, die ebenfalls auf den Wartesaal zuing; sie beschleunigte ihre Schritte und hielt sich dicht hinter derselben. Es war eine unruhige kleine Person, die fortwährend mit lauter Stimme und in rumänischer Sprache auf ihre Dienerin einredete; sie hatte helle, scharfe Augen, ein zierliches, glattes Gesicht, in welches graue, altmodisch gerollte Löckchen hineinhingen, und ihr Blick begegnete mit einem gewissen Wohlwollen Lisa's ängstlich forschenden Augen.

Deshalb wagte Lisa es, in nächster Nähe der kleinen Dame Platz zu nehmen. Der zudringliche Herr hatte mit seinen Sachen den Tisch nebenan besetzt und schien sich das Recht, mit Lisa zu reden, nicht nehmen lassen zu wollen.

„Sie werden speisen wollen, ich werde Ihnen den Kellner schicken!“ meinte er. „Oder ziehen Sie es vor, in die Stadt zu gehen?“

„Nein, ich danke,“ antwortete Lisa verlegen. Sie hatte beinahe Lust, davonzulaufen: Dies war ein Abenteuer, wie die Romane es so oft schildern, und sie fand jetzt die Worte nicht, womit die Heldinnen solche Unverschämtheiten zurückzuweisen pflegen.

Die kleine Dame saß dicht am Fenster; ihre Dienerin hatte ihr einen Fußsack um die Füße gezogen; sie stand aber wieder auf, weil es dort zöge, und ließ sich einen Polsterstuhl an den Tisch rücken.

Jetzt faßte Lisa sich Muth und setzte sich, auf Französisch um Erlaubniß bittend, an denselben Tisch.

Die Dame sah auf, warf dem Herrn einen scharfen Blick zu und antwortete: „Sawohl, setzen Sie sich nur ganz nah' an mich heran und essen Sie hier nichts, hier ist alles schmutzig; ich mache die Tour zum siebzehnten Male und kann Ihnen Bescheid sagen; überhaupt muß man auf Bahnhöfen nie etwas essen!“

„Ich bedaure, Ihnen widersprechen zu müssen,“ sagte der Herr, „aber die Restauration hier ist ausgezeichnet!“

Die kleine Dame maß ihn mit ihren Blicken und wandte sich wieder an Lisa:

„Setzen Sie sich nur hier neben mich, man kann auf Reisen nie vorsichtig genug sein, besonders nicht in Polen!“

Lisa wurde ganz roth; woher hatte die Dame nur den Muth, so anzüglich zu reden? Diese aber nahm ihr Buch wieder zur Hand und las ruhig weiter. Lisa zog nun ihre Schreibmappe aus dem Reisefack und begann ihren Brief von Neuem.

Der Brief machte sie weinen — je mehr sie weinte, desto besser ging es von statten; die Feder flog über das Papier. Was sie selbst vorher nicht gewußt, wurde ihr jetzt klar: Es hatte so viel Trennendes zwischen ihr und der Tante gestanden, daß sie nie den Muth gefunden hatte, ihr zu sagen, wie sehr sie sich nach ihrer Stiefmutter sehnte; sie fühlte wohl, wie undankbar sie gehandelt, aber sie hoffte, daß die Tante sie verstehen und ihr vergeben würde!

Dabei dachte sie an Fritz. Hatten diese letzten zwei Tage sie so viel älter gemacht, daß ihr war, als ob jenes

Ich, welches Fritz Liebe und Gedenken gelobt, durch Ewigkeiten getrennt sei von dem anderen, wirklichen, welches hier allein und wie verloren in der fremden Welt saß? Sie gedachte seiner mit Wehmuth, aber zugleich mit der unumstößlichen Gewißheit, daß sie nicht zu einander gehörten und nicht bestimmt waren, das Leben, welches noch vor ihnen lag, mit einander zu führen. Die Zukunft schien ihr dabei so kurz, die Vergangenheit aber so unendlich lang — ja, sie dünkte sich so alt und erfahren, wie überhaupt ein Mensch werden kann!

Sie hätte Fritz gern so blind geliebt, wie seine Mutter und Schwester ihn liebten, aber sie mußte nicht gut genug dazu sein; sie empörte sich gegen seine Güte, und seine Liebe langweilte sie! Sie sah ihre Schlechtigkeit wohl ein und ängstigte sich davor, aber anders zu handeln vermochte sie nicht. Nein, sie konnte Fritz nicht lieb haben!

So entschloß sie sich, auch ihm zu schreiben. Sie schüttete ihr Herz vor ihm aus und klagte sich an, daß sie nicht gut genug für ihn sei: Einst würde sie es gewiß bitter bereuen, aber sie könne nicht anders handeln!

Dabei liefen ihr die Thränen wieder über die Wangen — es war so rührend, so ergreifend, über sich selbst zu weinen, und sie hatte solche Angst vor dem harten, bitteren Schicksal, mit dem sie dereinst bestraft werden würde!

„Weinen macht nie etwas besser,“ sagte die kleine Dame plötzlich und befahl der Dienerin, den Eßkorb auszupacken. „Nehmen Sie lieber jetzt an meiner Mahl-

zeit Theil — zu danken brauchen Sie mir nicht, denn ich esse ungern allein. Ich habe überdies junge Mädchen gern, besonders wenn sie so niedliche Fräzchen haben.“

Lisa ließ sich gern befehlen. Im Laufe des Gesprächs sagte sie, daß sie nach Bukarest zu ihrer Mutter reiste.

„Das ist sehr unvernünftig, ein Mädchen um diese Jahreszeit allein reisen zu lassen! Nicht einmal ich alte Frau würde in dieser Kriegszeit reisen, wenn mein Herr Sohn mich nicht nöthig hätte; der ist gegen meinen Willen in's Heer getreten, während ich zur Entbindung meiner Tochter in Brüssel war; er hat sich natürlich einen Typhus geholt! Als ob das Land seine Gesundheit brauchte! Ueberhaupt dieser ganze Krieg! Wozu sollten die Russen wohl unsere paar Leute nöthig haben? Es ist nur, um sagen zu können: ‚Wir waren auch dabei!‘“

Lisa fragte, ob ihre Tochter in Brüssel wieder genesen wäre.

„Ja, Gott sei Dank! Das war auch etwas Ueberflüssiges! Drei Kinder hatte sie schon — wozu noch ein viertes? Sie hat es mir auch bis zum letzten Augenblick vorenthalten, sie kennt meine Meinung darüber. Natürlich, als ich es dann erfuhr, bin ich gleich hingeeilt, denn wenn etwas nicht mehr zu ändern ist, muß man es eben gelten lassen!“

Noch nie hatte eine Dame so ungenirt mit Lisa gesprochen; sie fühlte sich höchst geschmeichelt und hielt es für einen Beweis, daß sie viel älter aussähe, als sie

wirklich war. „Ist Ihre Frau Tochter mit einem Rumänen verheirathet?“ wagte sie zu fragen.

„Das hätte mir gefehlt! Damit er ihr die Mitgift im ersten Jahre durchbrächte und sich dann von ihr scheiden ließe!“

Lisa war ganz erschrocken. „Aber sind Sie nicht auch Rumänin?“

„Gewiß, aber das macht mich nicht blind gegen meine Landsleute! Als meine Tochter siebzehn Jahre alt war, habe ich mich nach einem Manne für sie umgesehen; die erste Bedingung war, daß er ein Ausländer sei, denn das Treiben unserer jungen Welt hatte ich genug studirt. Mein jetziger Schwiegersohn war Ingenieur an unserer Eisenbahn; ich stellte ihm die Bedingung, daß er sich eine Anstellung in seiner Heimath verschaffte — denn Ausländer, die bei uns leben, werden rumänischer als wir — Molin bekam die Anstellung, und ich gab ihm meine Tochter.“

„Molin!“ rief Lisa ganz erregt. „D, den habe ich als Kind sehr gut gekannt; der kam sehr oft zu Papa, besonders als wir noch in Sinaja lebten.“

Nun zeigte sich, daß Frau Albuteanu — so hieß die Dame, Lisa kannte ihre Familie dem Namen nach wohl — sich Director Walter's noch entsann. Sie erzählte Lisa, wie viel Theilnahme der Tod ihrer Mutter damals überall hervorgerufen, und wie man sich allgemein für die kleinen Waisen interessirt habe.

„Ließ sich Ihr Vater nicht von seiner zweiten Frau scheiden?“

Lisa stutzte und wurde roth. „Davon habe ich nie gehört,“ stotterte sie.

„Ist das die Mutter, zu der Sie reisen?“

Lisa bejahte kleinlaut. Sie hatte, seitdem Andrea's Namen genannt worden war, die Empfindung, als ob Frau Albuteanu feindselig über ihre Mama dächte, und wußte nicht, wie sie für Andrea eintreten sollte.

„So, so“ — sagte die Dame. „Es kann ja auch Verleumdung sein.“

„Alles, was man gegen Mama sagen mag, ist erlogen!“ stieß Lisa eifrig heraus. „Ich kenne sie und habe sie sehr lieb; sie war gewiß im Recht und Papa im Unrecht; Papa war so heftig“

„Erwartet Ihre Stiefmutter Sie?“ fragte Frau Albuteanu, um etwas zu erwidern.

„Nein.“

„Nun, dann wäre es gut, wenn Sie ihr telegraphirten.“

Lisa wunderte sich, daß ihr das nicht eher eingefallen war, und that es sogleich, obgleich sie fürchten mußte, Andrea in der Nacht durch ihre Depesche aufzuschrecken. Als sie aufstand, um das Telegramm auf's Bureau zu tragen, sagte Frau Albuteanu, das könne ihr Mädchen thun; Lisa solle nur hübsch da sitzen bleiben, sonst würde dieser unverschämte Laffe ihr wieder aufslauern.

Sie steckte ihr sogar ein Buch in die Hand — es war ein naturwissenschaftliches — und fing gleichfalls wieder an zu lesen, weil sie nicht recht mit sich einig war, was sie Lisa sagen sollte. Es war sehr unwahrscheinlich, daß Andrea nicht so schlecht war, wie

Molin meinte — denn von ihrem Schwiegersohn hatte sie ihre Nachrichten über Frau Walter. Freilich, Molin war auch nur ein Mann und als solcher sehr geneigt, schlechte Ansichten über hübsche Frauen zu haben, und dies Kind hing mit außerordentlicher Liebe an der Stiefmutter. Daß es sie selbst nichts weiter angehe, fuhr Frau Albuteanu nicht durch den Sinn, denn was ihren Lebensweg kreuzte und sie interessirte, war ihre Sache.

Lisa konnte dem Buche über Electricität nicht so viel Interesse abgewinnen, wie sie wohl aus Dankbarkeit gemocht hätte. Sie war plötzlich sehr schläfrig geworden, und als sie den ersten Abschnitt zweimal gelesen hatte, verstand sie ihn immer noch nicht recht. Da die Augen ihr immer zufallen wollten, mußte sie unaufhörlich blinzeln, um sie offen zu halten. Frau Albuteanu's Jungfer forderte Lisa hinter dem Rücken ihrer Herrin pantomimisch auf, den Kopf anzulehnen und zu schlafen; Lisa verstand es wohl, wagte es aber nicht, denn die kleine Dame las mit strengem Gesichte und eifrig weiter. Schließlich hörte Lisa nur noch das dumpfe Rischen der brennenden Gasflammen. Sehen konnte sie nichts mehr, und sie erwachte erst aus ihrem tiefen Schlafe, als der Portier mit lauter Stimme ankündigte, daß der Billetschalter für den Gilzug geöffnet sei. Sie hatte mehrere Stunden geschlafen; das Buch war ihr schon längst aus der Hand genommen und eingepackt worden; ja, sie befand sich beim Erwachen auf dem Sopha und hatte doch vorhin auf dem Lehnstuhl gefessen. Sie war ganz schlaftrunken und entschuldigte sich verwirrt.

„Wir haben noch Zeit,“ sagte Frau Albuteanu freundlich. „Anna kann Ihnen das Billet nehmen. — Verstehen Sie,“ wandte sie sich an die Jungfer, „zwei Billets erster Classe und eins für Sie zweiter — das Fräulein wird Ihnen gleich das Geld geben.“

Lisa mußte ihren Schatz aus dem Kleiderversteck nehmen und bekam Schelte dabei, daß sie so leicht bekleidet wäre. — „Gerade wie meine Tochter! Können Mädchen denn nicht vernünftig sein?“

Das Geld mußte erst umgewechselt werden, was Frau Albuteanu selbst that, indem sie sich den Kellner mit dem Kurszettel der „Neuen Freien Presse“ kommen ließ und furchtbar mit ihm handelte. Lisa ward ganz roth vor Gêne und fürchtete, daß es zu spät würde. „Hier sind die Leute alle Betrüger; vor zehn Jahren hat man mich beim Wechseln um fünf Gulden betrogen. Seitdem stecke ich immer alle Geldsorten zu mir, ehe ich abreise, in verschiedenen Beuteln.“

Endlich war alles fertig; Lisa hatte aber so starken Hunger, daß sie gar zu gern etwas gegessen hätte. Nur fürchtete sie in den Augen ihrer Begleiterin sehr zu fallen, wenn sie sich trotz deren Warnung auf dem Bahnhofe etwas bestellte; sie bezwang sich also und begnügte sich mit einem Stückchen von Fritz' Chokolade. Frau Albuteanu machte ihr gleich die Bemerkung: „Junge Mädchen müssen nicht naschhaft sein und immerfort etwas knabbern! Meiner Tochter habe ich das nie erlaubt, besonders nicht Chokolade; die verdirbt das Zahnfleisch. Das ist so unsere schlechte rumänische Sitte, immerfort Bonbons zu lutschen, davon haben wir alle franke Mägen!

Außerdem verdirbt es auch den Teint. Ich habe in meiner Handtasche ein sehr vernünftiges Buch über rationelles Essen, das werde ich Ihnen morgen geben.“

Gerade läutete es zum ersten Male, denn der Zug fuhr ein, und die Coupeethüren wurden geöffnet.

„Wir wollen uns einen Wagen in der Mitte des Zuges aussuchen, dort ist es am sichersten,“ meinte Frau Albuteanu.

Zum großen Unwillen der kleinen Dame gab es jedoch nur einen einzigen Wagen erster Classe, und der kam gleich hinter der Maschine. Auch fanden sie kein leeres Coupee; sie mußten sich zu einem Herrn setzen, der seit Wien ohne Stiefeln und langausgestreckt dagelegen hatte; zum Ueberflusse sprang im letzten Augenblick auch noch der Herr, welcher Lisa vorhin belästigt hatte, in's Coupee.

„Ich hoffe, Sie wissen, was Sie Damen schuldig sind?“ wandte sich Frau Albuteanu an den stiefellofen Herrn, der noch immer ausgestreckt dalag. Er schien kein Französisch zu verstehen, so wiederholte sie die Frage in gebrochenem Deutsch. Als auch darauf keine Antwort erfolgte, wandte sie sich an den eben eingestiegenen und forderte ihn auf, den Mann auf seine Pflicht aufmerksam zu machen.

Dieser, der sich augenscheinlich über die kleine Dame amüsierte und feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln wollte, weckte den Schläfer und überredete ihn auf polnisch, sich anständiger zu benehmen.

Da Frau Albuteanu es für unpassend erklärte, im Coupee vor fremden Leuten zu schlafen, mühte Lisa sich

ab, wach zu bleiben. Es ging aber nicht. So oft sie auch durch das laute Rufen auf den Stationen geweckt wurde, immer schlief sie wieder ein, so daß ihr diese Nacht vorkam wie viele Nächte, und sie doch kein anderes Denken und Empfinden mehr behielt als das ihrer Müdigkeit.

In Lemberg hatte man fast eine Stunde Aufenthalt. Es war in der Nacht bitter kalt geworden und alles bereist. Lisa fragte sich, wo wohl ihr Muth geblieben wäre, wenn sie die kleine Dame nicht gefunden hätte! Wenn nur die Kopfschmerzen nicht so stark wären! Frau Albuteanu sagte, das sei die Folge davon, wenn man im Coupee schliefe, und gab Lisa ein sicheres Mittel, welches ihr und ihrer Tochter stets geholfen hätte. Sie führte eine kleine Reiseapotheke mit sich, eine homöopathische natürlich, nebst dem dazu gehörigen Buche. Lisa bestrebte sich nach Kräften, eine Besserung zu verspüren, es war aber umsonst.

Unterdeß las Frau Albuteanu ein Buch nach dem anderen; Lisa blickte durch's Fenster in die träumerische, melancholische Gegend und malte sich bei jedem Herrensitze, der an ihnen vorübersauste, das Leben des Besitzers aus.

„Es ist wie ein Stück Leben, das man mit einander gelebt, wenn man diese Fahrt gemacht hat,“ meinte Lisa, und Frau Albuteanu erwiderte, ihr wäre es, als habe sie Lisa immer gekannt. „Man sieht sich gleich in so wirklichen Verhältnissen, nicht, wie meistens bei Visiten, in erdachten und erlogenen!“

An der Grenze gab es langen Aufenthalt; der Zug durfte nicht weiter, weil die Bahn ausschließlich

für Truppentransporte in Anspruch genommen war. Man merkte plötzlich, daß man sich in einem kriegsführenden Lande befand; weder Lisa noch die kleine Dame hatten sich das aus der Entfernung so vorgestellt.

Seit Czernowitz blieben sie allein im Wagen, und wenn Frau Albuteanu auch immer noch zu lesen schien — ihre Jungfer hatte ihr das Reiselämpchen zurechtgestellt — so hatte sie doch dazwischen viel Zeit, Lisa zu beobachten und über sie nachzudenken. Sie hatte gern hübsche, noch lieber graziöse Menschen um sich, und Lisa war wirklich auffallend graziös. Sie wäre so recht eine Schwiegertochter nach ihrem Sinne gewesen, so eine, die sie sich erst erziehen konnte, die noch jung genug war, um sich nach ihr zu bilden! Ihr Sohn Georg mußte in festen Händen bleiben, sonst machte er Thorheiten. Hatte er es nicht eben bewiesen? Frau Albuteanu war der Meinung, daß die Frau den Charakter des Mannes bildet; sie hatte ihren Mann beherrscht und wollte auch ihren Sohn nicht freigeben. Eine reiche Schwiegertochter wäre ihr lieber gewesen, aber eine Erbin ohne Familienanhang hatte sie bisher nicht gefunden. Lisa war ein gutes Kind, das allerhand gelernt und einen klaren Kopf hatte, um noch mehr zu lernen, wenn sie nur in die richtigen Hände kam; die Eltern waren anständige Leute gewesen, Ausländer, was die Sache nur angenehmer machte. Frau Albuteanu war auch etwas abergläubisch in gewissen Dingen: sie meinte, ihre Begegnung mit Lisa könnte keine blind zufällige sein.





3. Kapitel.

Mit zehnstündiger Verspätung traf der Zug in Bukarest ein. Lisa spähte in zitternder Erregung durch das Coupefenster auf den Perron hinaus. Sie mußte laut schluchzen, so weh und lieb sah alles sie an. Vergebens hatte Frau Albuteanu ihr vorausgesagt, daß bei so unregelmäßigen Ankunftszeiten Niemand dort sein könne, um sie in Empfang zu nehmen; Lisa hatte ganz zuversichtlich gehofft, Andrea auf dem Bahnhofe zu finden; ihr Ausbleiben betrachtete sie wie ein unheilbringendes Omen, und ihr Herz schlug ungeberdig vor Angst und Enttäuschung.

Frau Albuteanu, die telegraphirt hatte, wurde von ihrer Equipage erwartet; sie stellte Lisa ihren Diener zur Verfügung, der holte ihr eine Droschke und setzte sich auf den Bock, und nun fuhr sie allein in die Stadt ein.

Sie war ganz verzweifelt: Wenn Andrea nun todt war, oder auch nur aus ihrer alten Wohnung ausgezogen, oder wenn sie ihr zürnte, und Lisa nun nach dieser ewig langen, beschwerlichen Fahrt wieder umkehren mußte und wohin? Das war eine Möglichkeit, die ihr die Besinnung

raubte; auch besaß sie ja nur noch sechzig Frank. — Was sollte sie beginnen?

Es war ein trüber, grauer Tag, wie Bukarest ihrer nur wenige hat. Die lange Bahnhofstraße mit ihren unregelmäßigen Häusern war furchtbar schmutzig; öfters sperren die Bauernkarren, welche auf dem holprigen Pflaster schwer vorwärts kamen, den Durchgang; rechts und links von der Straße lagen große morastähnliche Plätze, auf denen Büffel lagerten; die Leinwandhemden der Verkäufer und Ausschreier sahen grau-schwarz aus und nicht mehr sommerlich weiß, wie es Lisa in ihrer Erinnerung vorschwebte. Sie beobachtete das alles mit ihren durch die Abwesenheit geschärften Augen, und eine Trostlosigkeit legte sich ihr auf's Herz, daß sie vor Angst zitterte. Und da kam ein Leichenzug! Weshalb wählte der diesen Weg? Die Leichendiener, welche den Todtenfuchen vorantrugen, waten mühsam durch den Straßenkoth; was für vertrunkene Gesichter! Und wie roh sie lachten und scherzten, indem sie den großen Kuchen hin und her schwancken ließen! Dazu die Popen in der schmutzbespritzten Droschke mit den abgetriebenen alten Schimmeln — welcher gemeinen Ausdruck hatten ihre Züge! Der Straßenkoth flog auf ihre goldgestickten Ornate, die wie bunte Lappen um sie hingen. — Lisa sah plötzlich Berlins glatte, gesäuberte Straßen vor sich und fragte sich, wie es nur möglich gewesen, daß sie sich hierher gesehnt?

Wieder einmal mußte die Droschke Halt machen, denn die Pferdebahn hatte einen Karren überfahren; ein Pferd war gestürzt, rund umher ein keifender Menschen-

knäuel. Das Pferd schlug um sich und bemühte sich vergebens, sich wieder aufzurichten; anstatt ihm behülflich zu sein, peitschte ein roher Kerl unbarmherzig auf das arme Thier los. Lisa preßte beide Hände vor ihr Gesicht und lehnte sich in den Wagenschlag zurück — sie mochte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, sie stöhnte nur; ihr eigenes Schicksal war ihr plötzlich gleichgültig geworden; sie wollte nur von fremdem Leide verschont sein, dem sie nicht abhelfen konnte.

Die Fahrt nach der Strada Dionisie dauerte ewig, und doch dünkte sich Lisa, als sie endlich vor dem wohlbekanntem Hause hielt, viel zu schnell und unvorbereitet angekommen zu sein, als habe sie noch nicht genug Muth gefaßt, um ihrem Schicksal entgegenzutreten.

Der Diener klingelte; Lisa war noch nicht ausgestiegen, denn sie hoffte fast, zu hören, daß Madame Walter schon lange ausgezogen wäre. Zwei Umziehtermine waren ja seit ihrer Abreise verstrichen. Aber das Dienstmädchen, welches öffnete, antwortete, Madame Walter wohne hier und sei zu Hause!

Im Nu war sie drinnen und mit der Hand auf dem Griff der ersten besten Thür, der zum Salon.

„Nein, nicht da hinein,“ rief das Mädchen. „In den Zimmern wohnt ja der russische General!“

„Also hinten?“ fragte Lisa und trat in den Corridor. Ehe sie aber ihr früheres Zimmer erreicht, stand Andrea vor ihr.

„Mama, Mama!“ schrie Lisa auf und lag schluchzend in ihren Armen.

Andrea war außer sich gerathen, als sie Lisa's

Depesche bekam — das war ungefähr das Unangenehmste, was ihr geschehen konnte, und sie hatte es sich auch fest vorgenommen, all' ihren Groll, all' ihre Bitterkeit gleich über die Ankommende auszuschütten und ihr das Haus zu verbieten.

Als aber das schluchzende Kind an ihrem Halse hing, liefen auch ihr ein paar Thränen die Wangen herab; sie konnte weiter nichts sagen, als: „Lisa, beruhige Dich doch!“

Lisa jedoch beruhigte sich nicht so schnell. „O, Mama, es ist wie ein Traum, daß ich Dein liebes Gesicht sehe und bei Dir bin!“

Andrea pflegte sonst keine spontanen Gefühle zu haben, aber jetzt regte sich in ihr ein unerklärliches Wohlgefühl, und die Frage: „Wie kommst Du in aller Welt dazu, hierher zu reisen?“ drängte sich von selbst zurück.

Man trug zu essen auf. „Viel habe ich nicht,“ meinte Andrea bitter, „aber so lange ich die Vorderzimmer vermiethet habe, kann ich leben.“

Lisa war in zu großer Erregung, um durch diese Worte auf die Erde hinabgezogen zu werden. Sie sah sich um, sie erkannte die alten Möbel und feierte mit allen ein stummes Wiedersehen; Andrea mißverstand Lisa's Blicke und meinte: „Ich habe mich ganz auf die Hinterzimmer zurückgezogen, ich mache mir nichts aus der Straßenaussicht.“

„Ich verstehe — die Erinnerung“ antwortete Lisa.

Andrea verstand aber nicht; sie hatte bei Walters Tode in ihrem Haß und Groll nur das eine Wort gefunden: „Ihm geschieht ganz recht!“ Vor ihrem eigenen Gewissen war sie eine unschuldig Leidende, eine arg Mißhandelte, besonders seitdem sie erfuhr, wie gering die Revenüen waren, die er ihr ausgesetzt hatte.

„Mir war immer, als müßte ich Papa hier wiederfinden,“ fuhr Lisa fort, „und vor Sehnsucht nach Dir und ihm bin ich ganz schlecht geworden.“

Andrea schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Kenne Deinen Vater und mich nicht in einem Athem, Lisa; ich habe ihm nicht vergeben, er war sehr schlecht gegen mich, und ich hoffe nur, es wird sich nicht an Dir noch rächen! Alle haben es mir gesagt, seine eigenen Collegen hier — nichts konnte sein Benehmen entschuldigen!“

„Er ist ja todt, Mama!“ wandte sie schluchzend ein; sie wollte sich die Stunde des Wiedersehens nicht verbittern lassen. Andrea regte sich nicht gern auf, sie bekam leicht Kopfschmerz darnach; außerdem hatte sie jetzt gerade Eile, deshalb brach sie ab: „Wir wollen nun nicht davon sprechen; ich muß auch in's Hospital.“

„In's Hospital?“

„Ja, Herr Kalman — Du kennst ihn doch noch? Nein? — hat mich dem Fürsten Démètre empfohlen, und so bin ich mit all' den Damen der Gesellschaft an der Pflege der Verwundeten betheiliget; wir haben uns ein sehr hübsches Kostüm dazu machen lassen — ich natürlich ganz in Schwarz. Ich wollte nur zu Hause sein, wenn Du ankäme. Frau Meri holt mich um

vier Uhr mit ihrem Wagen ab. — Wie wäre es mir überhaupt ohne die Freundlichkeit Anderer die ganze Zeit ergangen! Besonders Morton war rührend — er wollte nicht einmal, daß ich die Zimmer vermietthen sollte!“

„Du arme Mama!“ seufzte Lisa und schmiegte sich an sie.

„Nun noch etwas, mein Kind — Dich hat wohl sehr gefroren?“

„Ja, von Galatz an war das Coupee nicht geheizt; Frau Albuteanu will sich darüber beklagen“

„Mit der alten Tante bist Du gereist?“

„Sie war sehr freundlich gegen mich!“

„Das wundert mich. Wenn ich sie sehe, ist mir immer zu Muth, als wäre meine alte Gouvernante auf-erstanden und gäbe mir einen Verweis, daß ich nicht gerade säße.“

Lisa lächelte trüb; es war ein sehr gemischtes Gefühl, das sie beherrschte; Andrea fragte eigentlich nach nichts, und sie hatte das Herz so voll, wollte ihr so viel sagen, wußte gar nicht, wo sie anfangen sollte! Sie hörte so halb im Traum, daß Radu ganz gesund wäre, daß vorgestern, während sie zwischen Krakau und Lemberg fuhren, Plewna sich ergeben hätte, daß also der Krieg so gut wie beendet sei.

„Welch ein Glück!“ rief sie aus. Andrea jedoch meinte, der Krieg sei kein so großes Uebel gewesen, er hätte sogar sein Gutes gehabt. Jetzt aber müsse sie fort, Lisa solle sich nur dorthin auf's Sopha legen und schlafen.

Lisa that, wie ihre Mutter gerathen. Ach, diese

Enttäuschung! Wie eine Art Uebelkeit schmeckte sie dies Gefühl: Nun war sie da, nun hatte sich ihr Sehnen erfüllt — war das nun „zu Hause?“ Ja, dort tickte die Uhr, die ihr so oft die Länge der Winterabende gezeit. Lisa entsann sich jetzt genau, daß sie dasselbe Gefühl der Einsamkeit schon damals gehabt — in Deutschland war ihr die Erinnerung daran ganz verloren gegangen! — Sie sah die Spinnweben in der Ecke, sah, wie schlecht gereinigt das Zimmer war — unter dem Schrank lag dicker Staub, das Fenster war seit Wochen nicht gepußt, alles machte einen so wahrlosten Eindruck! Jetzt zwar störte das sie nicht, denn sie war todtmüde, aber es verstärkte ihr Gefühl von Uebelkeit.

Auch die Mama war verändert — nicht äußerlich, sie war ja immer noch so schön, ihre glatt in's Gesicht gekämmten Haare waren immer noch dick und glänzend schwarz; aber ihre Zuneigung zu Lisa war verschwunden, und nach Robert hatte sie nicht einmal gefragt! Bisher hatte Lisa gedacht, die Liebe zu ihren Kindern wäre das Einzige, was Andrea noch geblieben, aber nun schien sie voll von anderen Dingen!

Das Wehgefühl der Heimathlosigkeit überfiel Lisa immer bitterer, je länger sie über Andrea nachdachte, und schon sagte sie sich: „Das ist meine Strafe! Ich hätte nicht gedacht, daß sie so bald kommen müsse! Die Strafe für meine Schlechtigkeit gegen die Tante und Fritz!“ damit schief sie ein.

Ja, nun war sie daheim. Die alten Laute, die bekannten Geräusche, die Nüchternheit der Morgen-

empfindungen waren dieselben. Der Glanz, den die Ferne über Haus und Stadt ausgegossen, war dahin, es war das tägliche Leben hier wie dort, und Lisa's heißer Kopf empörte sich gegen die Alltäglichkeit.

Zwar als sie die bekannten Ausrufe von der Straße her hörte, das „Au-ua“ des Wasserverkäufers, da sprang sie in ihrer Freude schon vor sieben aus dem Bette, das ihr auf dem Sopha zurecht gemacht war. Andrea schlief immer noch lange, ja nun, wo der Vater nicht mehr da war, um auf der Hausordnung zu bestehen, lebte sie, schien es, ganz ohne Uhr.

Lisa horchte alle Viertelstunden vergeblich an der Thür; ihr Herz war so voll: sie hatte sich ja noch garnicht mit Andrea ausgesprochen; sie wußte auch nicht, womit sie sich einstweilen beschäftigen sollte, die Stunden krochen so langsam!

Als es endlich klingelte, stürzte Lisa in Andrea's Zimmer; diese aber war sehr ärgerlich darüber und schickte Lisa zu ihrer großen Verwunderung augenblicklich wieder weg, indem sie sagte: sie verbäte sich, daß sie ungerufen in ihr Schlafzimmer käme, sie brauche das Dienstmädchen! Lisa ging ganz bestürzt in ihr Stübchen zurück; es war nicht nur Schmerz, es war ein unaussprechbarer Verdacht, ein Gefühl von etwas Beleidigendem, das ihr durch den Kopf zog. Sie wußte nicht was, aber es war eine ganz neue Empfindung, die nicht verging, als Andrea sehr übelgelaunt zum Kaffeetisch kam. „Ich trinke immer meinen Thee im Bett,“ sagte sie; „Du brauchst nicht auf mich zu warten.“ In Lisa war die Liebe noch stärker als alles Andere; sie liebte

foſte Andrea's Hand, küßte ſie und fragte, ob ihr nicht wohl ſei?

„Nein, ich habe Kopfwegh, und dann will ich es Dir nur ehrlich ſagen, ich habe Deinetwegen die ganze Nacht nicht ſchlafen können!“

Liſa wurde dunkelroth.

„Mir thut es ſo leid, daß ich Dir ungelegen komme,“ ſtотterte ſie demüthig.

„Ja, Kind, ich weiß nicht, was ich mit Dir anfangen ſoll. Ich habe nicht die Mittel, ein ordentliches Haus zu führen“

„Ich will es Dir führen!“ ſiel Liſa ein.

„Unſinn! Was iſt denn bei mir zu führen? — Zu fremden Leuten kann ich Dich auch nicht gehen laſſen.“ Liſa ſtand das Herz ſtille.

„Du warſt ſo gut aufgehoben, wo Du warſt, warum konntest Du nicht bei Deiner Tante bleiben?“

„Ich ſehnte mich nach Dir, Du biſt doch ſchließlich meine Mama!“

„Das bin ich erſtens nicht — ſeit Dein Vater mich verlaſſen hat —, und an die Sehnsucht nach mir glaube ich auch nicht. Ich fürchte, da ſteckt ganz etwas Anderes dahinter, und das will ich eben nicht.“

„Mama!“ rief Liſa leiſenſchaftlich. „Womit ſoll ich es Dir beweifen?“

Sie hatte Andrea's Andeutungen nicht verſtanden.

„Wir wollen uns gleich ordentlich ausſprechen, Liſa; ich bin ſehr offen und kann Verſtecktheit nicht leiden. Was willſt Du hier? Haſt Du es auf Radu abgeſehen?“

Liſa ſprang auf. „O Mama!“ rief ſie empört und

warf sich auf das Sopha. Es war, um den Verstand zu verlieren! Nein, das konnte ja nicht sein! . . . Sie schloß die Augen und biß in die Lehne des Sophas.

Andrea aß ihr Stück Weißbrot ruhig weiter. Sie war nicht beleidigt über Lisa's Entrüstung; dieselbe hatte ihren Verdacht nur bestätigt: das Mädchen hatte sich Radu in den Kopf gesetzt, sie hatte das schon seit Jahren gewußt, und diese Heimkehr hatte ihr den Verdacht zur Gewißheit gemacht.

Sie meinte ihr die Sache jetzt von Anfang an klar gelegt zu haben und war besserer Stimmung als vorher. Lisa rührte sich nicht von ihrem Sopha. „Das ist die Strafe!“ flüsterte sie bei sich. „Was soll ich nun thun?“

„Trink' nur ruhig Deinen Kaffee,“ sagte Andrea unerschüttert, „er ist so wie so nicht sehr warm.“ Damit stand sie auf, um sich anzuziehen; Lisa hörte sie nach einer Stunde fortfahren.

Endlich raffte Lisa sich auf; sie mußte doch etwas thun; sie hatte an Frau Albuteanu zu schreiben und ihr zu danken. Diese Beziehung war ein Strohhalbm, an den sie sich klammerte; vielleicht würde die Frau ihr helfen?

Sie hatte den Brief beendet und sann nach, ob sie ihn durch die Post oder den Knecht schicken sollte, als ein lautes Geräusch auf dem Bordenflur sie erschreckte. Sie wußte, daß die Zimmer dort an russische Officiere vermietet waren, und wurde ganz ängstlich. Sollte sie zusehen, was dort vorging? Schwere Schritte erdröhnten vor ihrer Thür. Es war ja Kriegszeit, das hatte sie

über ihrer eigenen Sorge vergessen — wenn man nun plötzlich hier einbräche? Sie wollte die Thür abschließen, als dieselbe heftig aufgestoßen wurde, und sie vor einem schwarzbärtigen Mann in Uniform zurückprallte. Auch er war erschrocken über den unerwarteten Anblick, dann aber rief er: „Du hier, Lisa?“ und ergriff ihre beiden Hände.

Ja, es war Radu, aber ganz unkenntlich geworden, nur die Augen und die dicken schwarzen Brauen waren dieselben, doch den ganzen unteren Theil des Gesichts bedeckte ein Vollbart, die Nase war stark gebogen, und die sechs Jahre hatten Radu um mehr als das Doppelte älter gemacht; sogar die Stimme, besonders die Stimme, war eine ganz andere geworden!

Er lachte und fragte und erzählte, alles in einem Athem; er war mit einem Gefangenentransport angelangt und wurde wahrscheinlich gleich entlassen, da der Krieg jetzt so gut wie zu Ende war; aber daß Lisa da sei, war doch ganz und gar unglaublich! Und rite durchgebrannt! Warum eigentlich? Aus purem Leichtfinn! Und ihren Robert hatte sie dagelassen?

Lisa half ihm unterdeß Waffen und Mantel ablegen und lief hinaus, um das Essen zu beschleunigen. Alles Blut war ihr in den Kopf gestiegen, sie sprach wie im Fieber. Das war Radu! Er schien das Zimmer zu füllen; er war so geräuschvoll, so lebhaft, so unaufhörlich sprechend; er verstand sofort alles, was sie nur andeutete! Und solch' große Adlernase hatte er bekommen und mit zweiundzwanzig Jahren schon einen so dichten Vollbart! Er war ein Mann, er sprach auch so

und bewegte sich so, und die Uniform stand ihm so gut! Er war so zutraulich und doch so reservirt, so brüderlich und doch wildfremd — er hatte sie nicht einmal geküßt! Und als er vom Vater sprach, stand ihm eine große Thräne im Auge Sie konnte eigentlich gar nichts Anderes thun, als ihn bewundern! Merkte er das?

Manchmal schien ihr plötzlich, als bestünde er aus zwei Menschen, aus einem, welcher spricht, und aus einem, welcher stumm sich selbst und die Anderen beobachtet; ja, es war, als ob dann seine Augen zwei verschiedenen Richtungen folgten, und doch schielte er nicht.

„Du bist hier nicht im Paradiese, Lisa!“ meinte er nach dem Essen, sich umsehend. „Was wirst Du denn jetzt anfangen?“

„Das werden wir sehen,“ entgegnete sie ausweichend. „Du aber, was wirst Du machen?“

„Ich gehe nach Paris zurück, so bald ich kann, ich habe noch das letzte Examen abzulegen; im Juli bin ich fertig; dann lasse ich mich gleich hier als Advokat nieder. Ich kann die Zeit nicht erwarten; manchmal stürmen die Gedanken von all' dem, das ich zu thun vorhabe, so auf mich ein, daß ich die Geduld verliere!“

Lisa hatte das Gefühl, daß ihr Kopf nach oben wüchse über all' den neuen Ideen, die in ihr erwachten; sie hatte nie einen Menschen gekannt, der so darnach brannte, etwas zu leisten: Radu stand vor ihr auf wie eine Quelle des Lichts, ein Heros des Gedankens! „Schon voriges Jahr habe ich ein etymologisches Lexikon angefangen; jetzt vor Widdin habe ich fleißig dafür gelesen. — Es ist eine Schande, daß Rumänien noch keins

besitzt! Du kannst mir übrigens sehr dabei behülflich sein.“

Lisa wußte nicht einmal, was ein etymologisches Lexikon sei.

„Ich?“ fragte sie erröthend. „Ich verstehe ja gar nichts davon.“

„Das zeige ich Dir, Du sollst auch nur die mechanischen Vorarbeiten für mich machen: Worte und Phrasen ausziehen und auf kleine Zettel schreiben — das ist gleich eine Beschäftigung für Dich. Ich bin nämlich der Meinung, daß ein Mädchen durchaus auch geistige Beschäftigung haben muß, bin überhaupt ein begeisterter Anhänger der Frauen-Emancipation!“

Lisa kam sich so dumm vor, daß sie auf all' das nichts zu erwidern wußte. Er schien das auf ihrem Gesichte zu lesen. „Man merkt, daß Du aus einem eingeschlafenen Hause und aus einem fertigen Lande kommst; bei uns hier aber liegt noch alles im Argen, alles ist erst im Werden, da lebt man dreifach!“

„Ich glaube, Du irrst Dich,“ antwortete sie, zur Opposition angestachelt; „speciell für Frauen-Emancipation geschieht in Berlin wohl mehr als hier!“

„Natürlich, das habe ich auch nicht leugnen wollen, aber gerade das thut uns hier weniger noth!“

„Warum? Findest Du, daß die Rumäninnen uns so überlegen sind?“

Er lächelte, denn es machte ihm Scherz, daß sie endlich etwas erwiderte. „Vielleicht verstehen sie ihre Hauptaufgabe, möglichst viel Männer zu fesseln, besser als die Deutschen.“

„Wie kannst Du die Aufgabe der Frau so niedrig fassen?“

„Du kennst augenscheinlich Schopenhauer nicht, Lisa, den mußt Du aber durchaus lesen. Ich führe ihn immer mit mir herum und werde ihn Dir gleich auspacken!“ Er ging an seinen kleinen Koffer. „Wenigstens das Kapitel über die Frauen mußt Du lesen.“

Sie fühlte sich sehr geschmeichelt, daß er ihr gleich etwas zu lesen gab.

„Du ziehst also mit philosophischen Büchern in's Feld?“ spottete sie. „Wenn die Türken die nun abgefangen hätten!“

Er sah von dem Koffer auf, in dem er frante. „So, jetzt erkenne ich Dich wieder, bisher schienst Du mir gar zu zahm!“

„O, die Zahmheit ist nur äußerlich,“ meinte sie schnippisch; sie war sich selbst wohl bewußt, daß sie bisher nur bewundernd vor ihm gesessen, aber das sollte er nicht merken. „Wenn man solch eine Reise gemacht hat, wie ich, um dann, anstatt mit Liebe, mit Kälte aufgenommen zu werden, hat man wohl das Recht, ein bißchen betäubt zu sein!“

Kadu ließ seinen Koffer stehen, nahm Lisa bei der Hand und zog sie neben sich auf's Sopha. „Du mußt nicht ungerecht sein gegen Mama. Siehst Du, sie hat einen Sperlingskopf; aber daß Dein Vater sie schlecht behandelte, hat sie doch gefühlt, und dafür rächt sie sich an Dir! Ich will das gewiß nicht entschuldigen, aber die meisten Frauen sind so. Ich idealisire Mama gewiß nicht, allein die Art, wie Dein Vater sie in seinem Testa-

ment abgefunden hat, ist zu demüthigend, sie war doch seine Frau!"

„Ich habe das bis vor einer Woche garnicht gewußt, sonst hätte ich es nicht geduldet!“ fiel sie eifrig ein.

„Das habe ich auch nie anders von Dir und Robert erwartet, aber was willst Du dagegen thun? Du hast ja noch vier Jahre bis zur Großjährigkeit — falls Du nicht früher heirathest —, Robert noch fünf: Eher könnt Ihr nicht über Euer Geld verfügen.“

„Vielleicht läßt Fritz sich überreden, er ist unser Vormund, wie Du weißt.“

„Du mußt selbst am besten beurtheilen können, wie viel Du über ihn vermagst!“

Sie wurde roth. Er beobachtete sie eine Weile. „Willst Du ihn heirathen, Lisa? Sag's aufrichtig!“

Es war ein merkwürdiges Gefühl, das Lisa bei Radu's kühler Frage überstrich. Hatte sie denn je etwas anderes in Radu gesehen als ihren Bruder?

„Wir wollen die Sache einmal etwas tiefer fassen. — Liebst Du ihn?“

Sie antwortete noch immer nicht, war aber dunkelroth geworden.

„Ich will Dir überlegen helfen...“ fuhr Radu fort.

„Er hat doch beinahe etwas Väterliches!“ dachte Lisa.

„Also, sehnst Du Dich nach ihm, wenn Du allein bist, denkst Du an ihn? — Sprich doch aufrichtig!“

„Ich weiß nicht,“ stieß sie endlich hervor, „ich weiß es wirklich nicht. Wenn ich ihn nicht sehe, sehne ich mich nach ihm, ist er aber in meiner Nähe, dann habe ich ihn garnicht lieb!“

„Du mußt auch das Kapitel über Liebe im Schopenhauer lesen,“ erwiderte Radu. „Du liebst ihn also entschieden nicht, und ich würde Dir dringend abrathen, ihn zu heirathen — wenn Ihr nicht schon zu intim mit einander seid. Habt Ihr Euch geküßt?“

Lisa wechselte die Farbe. „Natürlich,“ sagte sie, „Better und Cousine!“

„Ich meine nicht als Better und Cousine, sondern als Liebende!“

„Dazwischen sehe ich keinen Unterschied!“ warf sie trozig hin. Er besann sich.

„Um nun auf die Vermögensfrage zurückzukommen: Es ist wirklich unrecht, daß das Geld nicht hier angelegt ist, die 220 000 Frank, die Ihr Beide zusammen habt, würde man hier leicht zu neun oder zehn Procent unterbringen können, und Mama könnte dann ein vernünftiges Haus machen und Dich in die Gesellschaft einführen. Robert müßte erst seine Studien beenden — er ist übrigens ein brillanter Kopf: mit sechzehn Jahren in Oberprima! — Dann fände er hier ein wirkliches Heim vor. Auch ich werde ja bald etwas verdienen, aber es wäre doch leichter, wenn Ihr nicht darauf zu warten brauchtet. So jedoch ist es eine reine Zigeunerwirthschaft: die größere Hälfte des Hauses abvermietet! Ich kann es Mama garnicht verdenken, wenn sie immer unterwegs ist.“

„Was könnte ich nur thun?“ fragte Lisa, die nicht gern von einer Idee abging, von der sie einmal ergriffen war, sondern nach Kinderart sie gleich ausführen wollte.

„Das hängt davon ab, welche Art Mensch Dein

Better ist," antwortete Radu achselzuckend. „Wenn er empfindlich ist, kannst Du ihm andeuten, daß er das Geld nur deshalb nicht herausgäbe, weil er daran eine Handhabe über Dich zu besitzen glaubt; oder daß er Dich nur der paar Groschen wegen heirathen wolle! — Euer natürlicher Vormund wäre Mama oder ich! Ich weiß nicht, ob er das nicht fühlt? — Schlimmstenfalls ließe sich vielleicht eine Heirath fingiren: dann müßte er wenigstens Dein Theil herausgeben!“

Lisa schwindelte es. Was für einen merkwürdigen Verstand hatte Radu! Das Romanhafteste zog er in die Wirklichkeit: eine Heirath fingiren!

„Wäre das nicht eine betrügerische Handlungsweise?“

Radu zog die Brauen zusammen. „Ich bin gewiß kein Jesuit, aber der Zweck heiligt die Mittel! . . . Hier sind drei Existenzen — von mir selbst spreche ich nicht —, die durch den Eigensinn, durch die Laune eines kranken Mannes auf Jahre hinaus, vielleicht auf immer, zu Grunde gerichtet wurden! Dein Vater aber hat sein Geld hier erworben, es müßte also auch vom allgemeinsten Billigkeitsstandpunkt aus im Lande bleiben.“

Da Lisa diesen Standpunkt nicht verstehen konnte, hielt sie ihn für unanfechtbar und wunderte sich nur auf's Neue über die Weite von Radu's Intelligenz.

„Ich werde gleich an Fritz schreiben," sagte sie.

„Nein, das wäre nicht schlau. Wenn ich Dich recht verstand, hast Du von Krakau aus an Deine Verwandten geschrieben; warte die Antwort ab. Haben sie übrigens Deine hiesige Adresse? Vielleicht ist es sicherer, wenn ich ihnen gleich mit Mama's Unterschrift und

Adresse telegraphire, daß Du gestern glücklich angelangt bist. Wir warten dann acht Tage. Höchst wahrscheinlich schreiben sie Dir sehr gereizt, das bietet Dir gleich die Veranlassung, auch Deinerseits feindlich zu antworten — außerdem giebt das der Sache den Anstrich, als ob ihre Lieblosigkeit Dich zu Deinem Schritte getrieben hätte.“

Lisa hatte eine gewisse unbehagliche Empfindung bei Radu's Worten. „Mir erscheint das so falsch und vorbedacht . . .“ antwortete sie zögernd.

„Aber bist Du denn ein Kind? Ich habe Dich für viel intelligenter gehalten! — Uebrigens bin ich jetzt so todmüde, daß ich erst schlafen muß; ich werde mich auf Mama's Bett legen.“ Damit stand er auf.

„Radu, willst Du mir nicht erst eins der Bücher nennen, aus denen ich die Worte und Phrasen ausziehen soll? Ich habe garnichts zu thun und langweile mich so.“

„Nimm den Anton Pan, Du findest ihn gewiß hinten in der Kumpelkammer, in der Kiste, in der alle meine alten rumänischen Bücher liegen; er ist mit cyrillischen Lettern geschrieben, aber die kannst Du doch noch?“

Lisa mußte lange nach dem Buche suchen; sie hatte die cyrillischen Lettern auch fast ganz vergessen, aber schließlich fand sie sich hinein. Sie machte sich so eifrig an die Arbeit, daß sie erstaunte, als sie plötzlich merkte, daß es stockdunkel war.





4. Kapitel.

Radu weckte Lisa am nächsten Morgen schon um vier Uhr und beredete sie zu einem Frühspaziergange durch die Stadt. Es machte Beiden so großes Vergnügen, die Stadt erwachen zu sehen; sie ließen sich von einem Straßenverkäufer heißen Salep geben, kauften sich vom Bäcker steinharte Maismehlkringel, schlenderten über den Markt — alles war sauber und trocken, da der Schmutz hart gefroren war —, und standen auf dem Metropolieberge, als die Morgendämmerung hereinbrach.

Lisa fühlte ihren ganzen Jugendmuth zurückkehren: Um diesen Einen Spaziergang verlohnte es sich, die Aengste der Reise durchgemacht zu haben!

Radu sprach unterdeß von Gott und Welt. Ihm war Reden an und für sich Bedürfniß. „Wir werden Alle zu ideal erzogen, besonders in Deutschland, und kommen dann so unvorbereitet in's Leben. Wir lernen eigentlich das Gegentheil von allem, was wahr ist: daß nur ideale Güter Werth haben, daß Edelmuth besser ist als Geld, daß man erst seinem Nächsten helfen soll und

dann sich selbst — Und im Leben stehen wir infolge dessen wie die Esel da!"

Lisa hatte darüber nie nachgedacht, sich überhaupt noch nie eine Kritik über das Bestehende erlaubt; doch wagte sie nichts zu erwidern, sondern hörte ihm mit offenen Ohren und Augen zu. Ihre einzige Sorge war, es möchte ihm leid werden, seine Weisheit an ein so unbedeutendes Wesen zu verschwenden!

„Und besonders in Bezug auf die Liebe wächst man in solcher Duselei auf, daß man glaubt, sie sei Wunder was, und natürlich fällt man aus allen Himmeln, so bald man merkt, daß sie nur ein euphemistischer Ausdruck für die Fortpflanzung des Geschlechts ist — weiter nichts! Ich kann Dir garnicht beschreiben, wie enttäuscht ich war, als ich meine erste Erfahrung bei einer Frau machte!“

Lisa starrte ihn an.

„Du mußt wirklich heute noch Schopenhauer's „über die Frauen“ beginnen: es ist das Beste, was darüber geschrieben ist,“ fuhr Radu fort.

„Nun sieh aber nur, wie goldig die Nebel sich färben, es ist ein herrliches Winterbild! Man sollte die Menschen wieder lehren, die Natur anzubeten, wenn sie denn durchaus etwas zum Anbeten haben müssen; dann würden sie besser werden, als wenn man sie mit der blödsinnigen, veralteten Religion, mit Noah und Izaak und anderen Juden füttert! — Wann hast Du angefangen, Deinen Glauben über Bord zu werfen? Gerade nach diesem Zeitpunkte pflege ich die Menschen zu beurtheilen.“

Lisa erröthete; sie hatte sich bisher ihren festen Glauben bewahrt und heute früh noch gebetet, aber nun schämte sie sich, das zu gestehen, damit Kadu sie nicht zu den Dummen würfe. „D, das weiß ich nicht,“ sagte sie.

„Ich erinnere mich des großen Zusammenbruchs in meinem Innern sehr genau; ich mag damals dreizehn Jahre gewesen sein.“

„Deine Form des Glaubens ist aber auch absurd, während die meinige“

„Wie so absurd? Das ist Euer Protestantens-Hochmuth! Beweise mir einmal, worin?“

„Euer Reliquienglaube, Euer Weihrauch und Weihwasser, Eure Fasten“ entgegnete sie zögernd.

„Und warum ist das absurd? Die große Menge muß etwas Greif- und Fühlbares haben, und die Fasten sind ohnehin sehr zuträglich. Nein, wenn ein Glaube sein soll, was ich eben bestreite, dann ist mir der griechisch-orthodoxe noch der liebste.“

„Weil Du in ihm aufgewachsen bist.“

„Durchaus nicht. Von instinctiven Gefühlen bin ich frei, ich übe meine Kritik an allem — Du mußt mich eben erst besser kennen lernen; Vorurtheile kenne ich nicht, dafür bürgt mir meine strenge Selbstprüfung und =Schulung! Wie oft sah ich an Anderen, daß man sich am leichtesten über sich selbst täuscht — den Fehler habe ich abgelegt!“

„Was für Fehler hast Du denn noch?“ fragte sie.

„D, ich bin zuweilen faul und bequem und auf=

brausend, ich bin zu gutmüthig — sonst wüßte ich wirklich keinen.“

„Du hast eine recht gute Meinung von Dir.“

„Die hat Jeder.“

„Ich glaube, ich nicht!“

„O, doch. Deine Fehler aufzuzählen, kann nicht schwer fallen; ich kannte ja Deinen Vater, und Du bist sein Ebenbild. Dein Vater war nicht, was man gut nennt, sondern eine farge Natur, und das bist Du auch; ich glaube sogar, Du hast Züge von Bosheit in Dir. Das macht Dich aber nur anziehender, also beklage Dich nicht! Es ward Einem nie behaglich in Deines Vaters Nähe; er war kalt, ungemüthlich, etwas interessirt in Geldsachen — alles das bist Du auch: das liegt in der Form Deiner Lippe und Deiner Nasenspitze! Nach Schopenhauer erbt man seinen Charakter vom Vater, seinen Verstand von der Mutter — die Deine muß intelligent gewesen sein! — Woher ich meinen Verstand habe, weiß ich nicht, von Mama entschieden nicht; ich bilde eben eine Ausnahme, welche die Regel nicht umstößt. Mama ist aber dafür eine sehr gute Frau; sie kann keinem Thierchen ein Haar krümmen; sie möchte immer alle Menschen glücklich sehen; sie ist verschwenderisch, legt gar keinen Werth auf Geld, ist gutmüthig und gemüthlich über alle Begriffe, sagt nie etwas Böses über Niemanden — es war wirklich eine Ironie des Schicksals, daß Dein Vater sie heirathen mußte!“

Lisa hätte früher gegen Andrea's Lob nichts einzuwenden gehabt; jetzt empfand sie dabei etwas von

Opposition; sie hätte Radu fragen mögen, warum er nicht besser mit seiner Mutter stände, wenn er sie für so ausgezeichnet hielt? Sie erinnerte sich aber der „boshaften Anlage“ ihrer Natur und schwieg.

Eine Droschke rasselte langsam vorüber, Radu winkte ihr, und Beide stiegen ein. Radu ließ bei Capscha halten, wo eben geöffnet wurde, und bestellte Kaffee.

„Du siehst so bleich aus, Lisa, Du hast Dich wohl nicht warm genug angezogen?“ fragte er. „Es steht Dir aber; Du bist überhaupt ein sehr hübsches Mädchen....“

„Mit Zügen von Bosheit!“ unterbrach sie ihn.

„Ja, und von Bitterkeit! Aber hübsch bist Du doch und sehr anziehend: Blaue Augen und braunes Haar bedeuten immer was Besonderes; ich muß einmal im Lavater nachschlagen, aber er ist wie die meisten meiner Bücher in Paris. — Und dann hast Du sehr starkes Haar“

„Zu viel Haar! — „Pfui, ist das wirklich alles Ihr eigenes?“ pflegte man mir in Berlin scherzhaft zu sagen.“

„Und schöne Zähne — eine Seltenheit bei Euch Deutschen!“

„Wie kannst Du das behaupten? Wir sind ja berühmt wegen unserer Haare und Zähne.“

„Im Gegentheil!“

„Nun, wir brauchen uns darüber ja nicht zu streiten!“ sagte sie beleidigt. „Ich weiß zu genau, daß ich Recht habe.“

„Du urtheilst nach ein paar persönlichen Erfahrungen, ich nach statistischen Aufstellungen.“

„Nun soll es gar eine Statistik der Zähne geben!“
antwortete sie ärgerlich.

„Ich will Dir Deinen Kaffee nicht verderben,“ erwiderte er lächelnd und zündete sich eine Cigarette an. Lisa bemerkte zum zweiten Male, daß sie ihm am besten zu gefallen schien, wenn sie widersprach, und wunderte sich innerlich darüber. Er fixirte sie und sagte plötzlich: „Ich habe Deine Gedanken errathen.“ Sie wurde roth. „Du dachtest über mich nach, nicht wahr?“

„Ungefähr,“ meinte sie.

„Na, dann sag' mir einmal, wie Du Dir unser gegenseitiges Verhältniß eigentlich gedacht hast?“

„Garnicht,“ fiel sie eifrig ein; „was ist dabei zu denken?“

„Bieles, denn, siehst Du, eigentlich bist Du doch nicht meine Schwester, und diese geschwisterliche Intimität hat manches Gefährliche.“

Lisa hatte das Gefühl, als würde ihr durch einen Schnitt die Haut abgetrennt, so schmerzlich war ihr sein Zerren am Zartesten und Heiligsten.

„Du denkst, das bleibt besser unausgesprochen; nach deutscher Art ist Dir das Rebelhafte lieber; ich habe aber kein Verständniß für dergleichen Feinheiten und halte es für gesünder, über alles zu reden.“

Lisa schwieg.

„Nimm noch ein Stück Kuchen, Du bist ja doch ein Süßmäulchen — nicht wahr, ich kann gut deutsch, Lisa? — Also, für uns giebt es mehrere Möglichkeiten — die wahrscheinlichste ist, daß wir uns in einander verlieben.“

„Der Kellner hört zu“ flüsterte Lisa verwirrt.

„Unsinn, er versteht kein Wort deutsch, und wenn auch! Seit Jahren schon hab' ich mir klar gemacht, daß das unser Schicksal sein würde, und daß es höchst unvernünftig wäre, wenn wir uns heiratheten — ich weiß nicht einmal, ob es vor dem Gesetz erlaubt ist — jedenfalls darf ich, wenn ich meinen Weg machen will, keine Ausländerin zur Frau haben, denn bei uns zu Lande ist das ein Hinderniß, besonders wenn's eine Deutsche ist! Meine Geliebte kannst Du auch nicht recht werden“

Lisa starrte ihn an; sie verstand nicht, was seine Worte bedeuteten, aber ein solcher Todeschreck lag in ihren Augen, daß er innehielt.

„Höre mal, Du bist wirklich noch ein Kind! Weißt Du denn nichts von den Beziehungen zwischen Mann und Frau?“

Es war in der That eine höchst pikante Unterhaltung, und Radu fand außerordentlichen Geschmack daran. Sie schwieg noch immer, sie fühlte die Thränen in ihren Augen, und in den Schläfen pochte es, daß das ganze Gesichtchen zuckte; dabei hielt sie ihren Kuchen gedankenlos in der Hand.

„Aber Lisa, ich habe Dir ja nichts gethan, Dir nichts thun wollen — was ist Dir?“ fragte Radu weich.

Der Kellner war hinausgegangen, sie saßen allein in dem frühgrauen Raum. Lisa versteckte ihr Gesicht an seiner Schulter und schluchzte: „Ich weiß nicht, Radu, aber ich kann über solche Dinge nicht reden; mir

ist, als hättest Du mich furchtbar beleidigt“ Sie schluchzte weiter.

„Du bist müde, weil ich Dich zu früh geweckt habe. Aber du hast recht, hier ist nicht der Ort, weiter darüber zu sprechen. . . . Jetzt müßte ich Dich herzen und Dir die Thränen fortküssen, nicht wahr, Lisa?“

Sie schaute nicht auf hinter ihrem Taschentuch, und als sie den Schritt des Kellners hörte, trocknete sie schnell ihre Augen.

„Willst Du nicht noch etwas essen?“ fragte er.

„Ich kann nicht,“ antwortete sie; „mir bleibt alles in der Kehle stecken.“ Sie war so furchtbar unglücklich, ohne zu wissen warum; sie hätte sich todtweinen mögen.

Andrea schlief noch, als sie nach Hause kamen, und Radu sagte zu Lisa: „Sprich nicht davon, daß wir heute früh schon fort waren, Mama denkt sonst Wunder was!“

Lisa wunderte sich über diese Weisung, wagte aber nicht zu widersprechen.

Radu fuhr nach dem Kaffee fort; kurz darauf kam ein Brief aus Berlin für Lisa, und da drängte sich alles Andere von selbst zurück. Man hatte also ihre Adresse gewußt, man hatte ihr gleich geschrieben — aber was? Lisa behielt den Brief unerbroschen in der Hand, denn sie war überzeugt, daß harte, bittere Worte darin ständen. — Wenn nur Radu da wäre, um ihr Muth zu machen! Vielleicht aber war es besser, daß sie ihn erst allein las. Sie warf einen Blick auf Andrea; diese war mit der Lektüre ihrer eigenen Briefe beschäftigt. So erbrach sie den Brief, er war von der Tante!

Lisa hatte Schlimmes erwartet, dieser Brief aber übertraf ihre ärgsten Befürchtungen. Der Tante that alles Leid, was sie für Lisa gethan — nie würde sie ihr verzeihen! Sie erkannte sie nicht mehr als Nichte an und verbat sich jede fernere Nachricht. — Sie hoffte, daß Lisa einst die gebührende Strafe empfinde!

Da trat Radu ein; ihre Blicke richteten sich hilflos suchend auf ihn.

Er durchschaute gleich die Situation.

„Darf ich den Brief lesen?“ fragte er und nahm das Blatt aus Lisa's Hand.

Schnell durchflog er den Brief und brach in lautes Gelächter aus. Dann sagte er, sich eine Cigarette wickelnd: „Verzeih', Lisa, aber dieser deutsche Familiensinn, diese deutsche Familienliebe amüßirt mich köstlich!“

Sie schwieg und fühlte sich durch seine Worte bis in's Innerste verletzt.

„Weißt Du, was Du jetzt schreiben mußt? — Ich werde Dir den Brief dictiren: Das alles ist recht schön, aber wie wird's mit meinem Gelde?“

Andrea fragte, worum es sich handle, aber Lisa antwortete entschieden: „Nein, das kann ich nicht, das klingt zu gemein!“

Andrea mußte zwar nicht, wovon die Rede war, nahm aber schon Partei gegen Lisa. „Wie kannst Du Radu solche Worte in's Gesicht werfen?“

„Laß nur, Mama, ich werde schon allein mit ihr fertig,“ sagte er lächelnd. „Lies unterdeß diesen Brief — es sind übrigens zwei orthographische Fehler darin.“

Lisa hatte Lust, Andrea den Brief aus der Hand zu reißen; Radu bemerkte es und hatte seine Freude daran, sie noch mehr zu reizen.

„Also diese liebenswürdigen, zärtlichen Verwandten“

„Spare Dir alles, was nicht zur Sache gehört! Beschimpfungen meiner Familie dulde ich nicht!“

Er that, als ob er es nicht gehört, und wiederholte in gutmüthiger Ruhe: „Also diese zärtlichen Verwandten wollen mit Dir nichts zu thun haben, verlieren aber kein Wort über das ihnen von Deinem Vater anvertraute Vermögen!“

„Tante hat in ihrem Aerger garnicht daran gedacht,“ fiel Lisa ein; „Geld spielt überhaupt dort im Hause keine Rolle, Radu, sobald es sich um Seelenbeziehungen handelt.“

„Hoho!“ entgegnete er und wiegte sich auf dem Schaukelstuhl hin und her. „Was Du da sagst, läßt sich anfechten, denn eigenes Geld darf man vergessen, fremdes aber nicht!“

Andrea hatte den Brief gelesen und zuckte wortlos die Achseln; sie schien sich darein zu ergeben, daß Lisa nun hier bliebe. Radu hatte ihr gestern Abend auseinandergesetzt, wie vortheilhaft es für ihre gesellschaftliche Stellung wäre, wenn sie Vormund der Kinder würde, und wie nöthig für sie Alle, über das Vermögen disponiren zu können. Lisa's abenteuerliche Idee sei also für Andrea ein großes Glück, denn dadurch würde alles wieder gut gemacht, was Walter verabfümt hätte.

Radu hatte die größte Lust, mit Lisa allein zu sein, und sann darauf, wie er Andrea entfernen könnte. „Du wirst doch heute nicht in Dein langweiliges Hospital gehen, Mama? Mir zu Liebe kannst Du wohl einmal zu Hause bleiben; ich glaube so wie so, daß Du dort nicht viel thust!“

„Warum glaubst Du das?“ Sie hatte ihrem Sohne gegenüber denselben koketten Augenaufschlag, wie wenn sie mit fremden Herren sprach; ihm machte das Scherz, Lisa aber wunderte sich, weshalb Andrea ihr heute so geziert vorkam: früher hatte sie das doch so an ihr bewundert!

„Warum ich das glaube? Weil Ihr reizende Frauen seid, aber sonst nichts versteht, außer den Männern die Köpfe zu verdrehen!“

Andrea lachte geschmeichelt und reichte ihrem Sohne einen ihrer Briefe.

„Lies nur mal! — Sollte man da noch glauben, daß ich nächstens schon vierzig werde?“

„Ja, Mama,“ sagte er, ihr das Blatt zurückreichend, „ich werde Dich nicht mehr allein ausgehen lassen können!“

„Ach ja, begleite mich, wir werden Furore machen!“

„Ich habe zwar auf der Commandantur zu thun,“ meinte er, „aber hinfahren kann ich Dich, wenn Du darauf bestehst.“

„Ich darf heute wirklich nicht zu Hause bleiben, Radu, ich habe es fest versprochen; morgen mache ich

mich frei. — Aber Du, Lisa, was machst Du während unserer Abwesenheit?“

„Ich werde ein bisschen arbeiten,“ antwortete sie müde. „Schreiben mag ich jetzt nicht, der Brief würde zu heftig ausfallen.“

Sowie aber die Anderen fort waren, legte sie sich auf's Sopha, um zu schlafen; allein gleich darauf ward sie durch Radu's Rückkehr gestört.

„Bleib' ruhig liegen, Schlaf ist etwas Heiliges,“ sagte er; „ich setze mich hier neben Dich und lese.“

„Wie kommt es, daß Du schon wieder da bist?“

„Ich schützte die Commandantur nur vor, um Mama schneller los zu werden!“

„Ach, Radu, Du bist doch ein ungezogner Junge.“

„Wie Du meinst; jetzt schlafe aber erst.“

„Ich kann nicht, wenn Du dabei bist.“

„Gut, dann wollen wir plaudern. Stört es Dich, wenn ich rauche?“

„Nein, garnicht.“

„Es ist doch ein starkes Symptom, daß ich alles laufen lasse, um hier mit Dir in dem kleinen Galleriezimmer zu schwätzen! Du mußt nämlich wissen, daß ich ernsthaft zu thun habe; andererseits sind Frauen mir nichts Neues, denn von meinem fünfzehnten Jahre an bin ich bei ihnen wie ein Schooßhündchen gewesen.“

„Das müssen rechte Frauen gewesen sein; ich würde mich schämen, in deren Gunst gestanden zu haben,“ versetzte Lisa verächtlich. „Du scheinst wirklich an Bescheidenheit zu leiden! Einen fünfzehnjährigen Bengel ernst zu nehmen! Dazu ließe ich mich nicht herbei!“

Kadu lachte. „Bravo! Du bist wirklich famos, wenn Du Dich ärgerst. Von all' dem verstehst Du noch nichts, und doch ist es das Wichtigste im Leben. Wer vorwärts kommen will, darf es mit dem schönen Geschlecht nicht verderben. — Ich weiß, mich werden die Frauen immer pouffiren.“

„Wenn Du mich mit zu diesen „Frauen“ rechnest, dann mache gefälligst eine Ausnahme!“

„Du bist meine sogenannte Schwester, also eigentlich keine Frau in meinen Augen,“ entgegnete er in anderem Tone, stand auf und ging im Zimmer auf und ab. „Ich freue mich, daß ich schon in diesem Jahre meine Studien vollende, denn es ist ein großes Glück, seine Laufbahn gerade nach einem siegreichen Kriege zu beginnen.“

„Seine Laufbahn?“ wiederholte sie spöttisch.

Er that, als hätte er den Ton nicht verstanden. „Wir haben in Paris eine Art politischer Gesellschaft gegründet; ich bin ganz der Sohn meines Jahrhunderts, ich interessire mich eigentlich nur für Politik. Da haben wir regelmäßig ein oder zweimal wöchentlich politische oder wirthschaftliche Vorträge gehalten, so daß ich mir mein Terrain schon etwas präparirt habe.“

Lisa ärgerte sich so, daß sie ihn um jeden Preis unterbrechen wollte.

„Gedenkst Du gleich Minister zu werden oder begnügt Du Dich mit einem Gesandtenposten?“

Er ging ruhig weiter auf und ab, die Hände in der Hosentasche, und sagte: „Der unausstehlichste Zug an den Berlinern ist, daß sie stets in's Lächerliche ziehen

wollen, was über ihren Horizont geht! Lisa, fühlst Du denn nicht, daß es eine Impertinenz von Dir ist, wenn Du unwissendes, naseweises Ding mir in meine ernst erwogenen Zukunftspläne hineinredest? Hältst Du es wirklich für so lächerlich, daß ein Mann von meinem Talent und meiner Intelligenz sich darauf vorbereitet, eine Rolle in seinem Lande zu spielen? Ich weiß, daß ich eine Kraft bin, und das ist keine Ueberhebung, sondern männliches Selbstbewußtsein! In Paris habe ich Duzende von Anhängern unter den rumänischen Studenten, die auf mich und meine Zukunft schwören und die ich hier zu verwerthen denke. Du hast ja keine Ahnung von dem, was hier zu Lande zu thun ist! Deine Gedanken drehen sich um Hauswirthschaft, Verwandtenzänkerei und ein bißchen Liebelei!"

„Mein Gott, Radu, ein bißchen Anderes werde ich wohl auch gelernt und behalten haben!"

„Möglich, aber Du hast keine eigenen Ideen, kannst gar keine haben bei der Art Erziehung, die Euch Mädchen zu Theil wird.“ Er sah nach der Uhr. „Nun muß ich aber wirklich fort,“ sagte er. Sie wußte, daß es eine Lüge war und daß er sie nur wegen ihres Widerspruchs strafen wollte.

„Adieu,“ sagte sie kühl, und er ging, ohne ihr die Hand zu geben. Sie wäre am liebsten auch fortgegangen, aber allein durfte sie nicht, und wohin? Hätte sie wenigstens etwas zu malen gehabt! Sie wollte nicht so still dazusitzen und sich ärgern oder gar für Radu aus Anton Van Worte ausziehen; sie sah immer den weißgetünchten russischen Ofen an, und da kam ihr der

Gedanke, ihn mit Arabesken zu verzieren. Sie lächelte vor Vergnügen und machte sich gleich an die Arbeit.

Sie gelang sehr gut, die ganze Stube wurde schöner dadurch! Schon waren die beiden Säulen der Front fertig, als es dunkelte, und Lisa hatte dabei ihr inneres Gleichgewicht wiedergefunden.





5. Kapitel.

Frau Albuteanu hatte Einen Charakterzug mit der Bukarester Gesellschaft, deren Principien sie sonst feindlich gegenüberstand, gemein: die Neugierde. Hätte sie nicht immer alles wissen wollen, was vorging, so hätte sie die Hälfte ihrer Verwandten, deren Thun und Treiben sie verabscheute, nicht bei sich empfangen. So begnügte sie sich damit, denselben von Zeit zu Zeit sehr deutlich ihre Meinung zu sagen.

Ihr Sohn George war ganz daran gewöhnt, von seiner Mutter geleitet zu werden, und sie meinte, er könne nichts ohne sie thun. Darum war sie höchst erstaunt, daß er in ihrer Abwesenheit als Freiwilliger in's Heer getreten war. Es sah ihm wirklich nicht ähnlich, und sie hielt es für eine gerechte Strafe, daß er schon im zweiten Monat seines Kriegsdienstes am Typhus erkrankte und beurlaubt werden mußte. Man hatte ihr von seiner Krankheit erst geschrieben, als er schon Reconvalescent war; sie fand ihn bei ihrer Heim-

kunst auf dem Sopha, und er entschuldigte sich scherzhaft, daß er ihr nicht entgegengehen könne.

Er trug seiner Mutter gegenüber stets die verbindlichsten Formen zur Schau, und sie that sich viel darauf zu gute, ihn so erzogen zu haben. Am ersten Tage nach ihrer Heimkehr wurde kein Besuch angenommen, natürlich Lolo und Constantin, die Kinder von Frau Albuteanu's verstorbener Schwester, ausgenommen. Lolo — das war ihr Rosenname, eigentlich hieß sie Marie — war von ihrem Vater früh mit einem sehr leichtsinnigen jungen Manne verheirathet worden und schon nach dem ersten Jahre ihrer Ehe hatte sie sich von ihm scheiden lassen. Nun lebte sie wieder unter ihrem Mädchennamen im väterlichen Hause. Ihr Bruder Constantin hing sehr an ihr, besonders aber ihr Better George, den sie jetzt Tag und Nacht gepflegt hatte.

Seitdem Lolo Wittwe war — dafür galt man als geschiedene Frau —, sah ihre Tante diese Zuneigung nicht gern, denn Better und Cousine konnten sich ohne fürstlichen Dispens nicht heirathen, auch waren sie gleichalterig. Lolo war sehr hübsch, aber es war etwas Zigeunerhaftes an ihr, besonders wenn sie in großer Lebhaftigkeit ihre Augen so rollen ließ, daß man plötzlich nur das bläuliche Weiß derselben sah.

Ihre Stellung als Wittwe war ihr sehr angenehm, sie genoß alle Freiheiten einer Frau und ward wie ein Mädchen umschwärmt; ihre Mitgift war nicht zu klein, 20 000 Frank Revenuen; so hatte sie viele Anbeter, aber noch keine Lust, sich wieder in das Joch der Ehe zu begeben.

Berliebt war sie schon oft gewesen, aber es hatte nie lange gedauert; in ihren ersten Mann auch, jedoch nach vierzehn Tagen schon war es verflogen, und daraus hatte sie sich die Lehre gezogen, ein andermal nicht so schnell an ihre eigene Liebe zu glauben. — All' das sagte sie Jedem, so oft das Gespräch im Salon darauf kam, und sie hatte sich dadurch den Ruf großer Originalität erworben. Wenn sie vor ihrer Tante eine etwas gewagte Redewendung machte, schalt diese sie: „Mein Kind, so etwas sagt man nicht!“ Im Uebrigen war Frau Albuteanu merkwürdig nachsichtig gegen sie, weil Lolo sich den Anstrich gab, ihre Tante über alles zu lieben, und sich Rath und Hülfe bei ihr suchte, so oft sie sich den Magen verdorben oder sich erkältet hatte. Lolo schwor auf alle ihre Medicamente, und deshalb erklärte Frau Albuteanu: „Das Kind hat mehr Herz, als man meint; daß sie keinen Verstand hat, dafür kann sie nicht!“

Lolo war aber garnicht so dumm; sie hatte großes mimisches Talent und besonders ihre Tante verstand sie so herrlich nachzuahmen, daß ihrem Bruder Constantin vor Lachen die Thränen aus den Augen liefen. —

Frau Albuteanu hatte Lisa nicht vergessen, im Gegentheil ihrer besonders lebhaft gedacht, als sie Lolo so sorgsam um des Betters Lager beschäftigt fand. Darum freute sie sich über Lisa's Dankbrief und lud sie gleich für den nächsten Sonnabend zum Essen ein. Von Frau Walter sagte ihr Billet nichts.

Lisa bekam die Einladung gerade, als sie die zweite Säule des russischen Ofens bemalt hatte; ihr Entzücken

darüber war groß, nur machte die Toilette ihr Sorge, denn sie besaß nichts als das Reifekleid. Würde Andrea ihr wohl ein fertiges kaufen? Was würde Radu sagen? Er wußte ja auch, daß Frau Albuteanu's Haus eins der ersten der Stadt war, und daß Lisa es sich zur Ehre rechnen mußte, dort in der Intimität empfangen zu werden. Die Freude, es Radu mitzuthemen, wurde ihr aber nicht zu Theil, denn Abends kam ein Bote von ihm, welcher bestellte, daß Radu am folgenden Tage nach Kalafat zurückkehren und diese Nacht in der Kaserne zubringen mußte.

Radu fand doch noch Zeit, am nächsten Morgen seiner Mutter und Schwester Lebewohl zu sagen; er gab Lisa den Entwurf eines Briefes an Frau Horn und bemerkte dazu: „Du brauchst ihr ja nicht zu verrathen, daß ich ihn in der Kaserne hingekritzelt habe! Aber er ist gut, und ich glaube Deinen Stil ungefähr getroffen zu haben.“

Lisa dankte; ihr war es so schwer, daß Radu ging, ohne daß sie sich ausgesprochen hatten. Sie dachte an ihren Kinderabschied in Sinaja: Ob er jetzt auch wieder sagte: „Ich frage mich nie, ob ich etwas gern thue, wenn es gethan werden muß!“ —

Die Mittagsgäste versammelten sich immer sehr pünktlich bei Frau Albuteanu, denn sie ließ um sechs Uhr serviren, gleichviel ob Alle da waren oder nicht. Ihr Sohn George mußte noch auf seiner Chaiselongue liegen bleiben, das Eßzimmer war parterre, und Treppensteinen hatte der Arzt ihm unterfagt. „Ich hoffe aber

doch Deinen Schützling zu sehen, Mama," sagte er, ehe Lisa kam; Lolo war zwar der Meinung, daß sich das nicht recht schicke, aber Frau Albuteanu entgegnete: „Darüber laß mich entscheiden, wie es der Augenblick bringt!“

„Mama gabelt immer so etwas auf," sagte George, um seine Mutter zu necken. „Entsinnst Du Dich noch der französischen Gouvernante, die Du nachher Gerlassi's aufhängtest? Ich fürchte, Dein neuester Schützling wird Dir auch nicht mehr Ehre machen!“

Da wurde Lisa gemeldet.

Andrea hatte Lisa wirklich ein neues schwarzes Kleid gekauft, obgleich es sie verletzte, daß man sie nicht mit eingeladen. Lisa sah sehr gut aus; Frau Albuteanu fand sie so hübsch, daß sie sie gleich in das Zimmer ihres Sohnes führte. Lolo begnügte sich mit einem kleinen Kopfnicken und stand nicht auf, als Fräulein Walter ihr vorgestellt wurde; George entschuldigte sich, daß er sie liegend empfinde. „Ich bin sonst ganz manierlich — fragen sie Mama!“

Lisa war verlegen und fühlte ein förmliches Stechen im Gesicht vor Gêne unter Lolo's Blicken; es gab auch kaum etwas Peinlicheres als dieses schweigende Anstarren Lolo's, die es amüfirte, ungezogen zu sein, zumal da sie meinte, es amüfire George auch.

„Lolo, ich glaube, Onkel John kommt, gehe ihm entgegen," sagte Frau Albuteanu streng.

Lolo stand auf und rauschte in's Nebenzimmer, Lisa blickte ihrer Toilette bewundernd nach.

„Sie sind mit Mama gereist — ich glaube, das ist garnicht bequem, da muß man immer gerade sitzen,

nicht wahr?“ begann George, der Mitleid mit Lisa's Berlegenheit hatte.

„O,“ entgegnete Lisa warm, „ich bin Ihrer Frau Mutter so dankbar, ich weiß garnicht, was ohne sie aus mir geworden wäre!“ Dabei ging sie auf Frau Albuteanu zu und küßte ihr die Hand. Die kleine Dame war für Enthusiasmus sehr empfänglich und erwiderte ein paar freundliche Worte, als der Onkel John Malfaki hereintrat und Lisa vorgestellt wurde. Er erhob seinen hellen Blick nur einmal kurz zu ihr, indem er sich verbeugte, dann wandte er sich an seine Schwester: „Nun, was sagst Du zu den neuen Ernennungen? — Guten Tag, George, geht es immer sachte besser?“

Joan Malfaki, der wegen seiner Anglomanie John genannt wurde, war ein verbissener Conservativer und verfolgte jeden Schritt des liberalen Ministeriums mit Entsetzen. Man konnte ihn, seitdem er als früherer conservativer Minister in Anklagezustand versetzt worden war, kaum je auf ein anderes Thema als Politik bringen. „Wir machen uns lächerlich, und ich weiß nicht, was der Fürst sich eigentlich denkt — wahrscheinlich garnichts! Uns sind ja die Hände gebunden durch diese famose Anklage! Ich ginge sonst zum Fürsten und sagte ihm meine Meinung, aber in meiner Lage ist das unmöglich. — Wer speißt heute noch bei Dir?“

„Nur noch Herr Bintulesku und Constantin,“ antwortete Frau Albuteanu; „Lolo, sage Deinem Bruder, daß er ein anderes Mal pünktlicher komme!“

Ehe aber die Suppe angerichtet war, erschienen die beiden Herren; Constantin bot Lisa den Arm, Bintulesku

den feinen Lolo, während Frau Albuteanu mit ihrem Bruder voranging.

Die Atmosphäre bei Tisch war etwas ungemüthlich; Onkel John konnte den jungen Vintulesku nicht leiden; er betrachtete denselben als persönlichen Feind, da er ja vom gegenwärtigen Ministerium angestellt war. Auch seine Nichte Lolo war ihm wegen ihres vorlauten Wesens nicht sympathisch.

Sowie Malfaki Platz genommen, rückte er sich den Kneifer zurecht, um die kleine Ausländerin noch einmal zu mustern: Hübsch war sie und mit ihrer Ruhe bildete sie einen angenehmen Gegensatz zu Lolo; ihr braunes, im Nacken als dicke Flechte aufgestecktes Haar war sogar schön, ihr Teint, wie bei den meisten Nordländerinnen, glänzend, und ihre Wangen hätten geschminkt sein können, so rosig angehaucht waren sie; aber die schmalen Lippen hatten etwas Verkniffenes und die blauen Augen waren kalt. Malfaki hielt seine ersten Eindrücke für die richtigen, und so unterließ er es, auch nur ein Wort an Lisa zu richten.

Vintulesku war ein sehr correcter junger Mann, der wenig aß und garnichts trank. Da er in Paris ein besonders gutes Examen abgelegt hatte, hielt man ihm eine große Zukunft für gewiß. Er machte zwar nichts aus sich, war ungewandt und eßig im Auftreten, aber die neue antibojarische Richtung protegirte diese Art. Für Malfaki's Sympathie war ein Mann, der eine solche Cravatte trug wie Vintulesku, schon verloren; und erst die Zusammenstellung: schwarzer Ueberrock,

schwarze Hosen und hellgraue Handschuhe — es war wirklich abstoßend! Wie konnte Olga solche Leute einladen?

Das waren Malfaki's Empfindungen während der Suppe. Unterdeß hatte Frau Albuteanu sich mit Bintulesku über das Wetter unterhalten, aber nichts als „Ja, gnädige Frau“ und „Nein, gnädige Frau“ zur Antwort bekommen.

Constantin suchte lange, endlich fand er etwas, womit er Lisa anreden konnte: „Haben Sie nicht eine Schwester? Ich glaube, vorigen Winter tanzte ich mit einem Fräulein Walter.“

Lolo brach in ein ungezogenes Lachen aus. Das war die stereotype Phrase ihres Bruders.

„Nein, ich habe keine Schwester,“ antwortete Lisa pikirt, „nur zwei Brüder.“

„Brüder sind angenehmer als Schwestern,“ meinte Constantin.

„Wie geistreich! Angenehmer für wen?“ unterbrach ihn Lolo.

Constantin beachtete den Zwischenruf nicht, sondern fragte weiter: „Sind Ihre Brüder jünger als Sie oder älter?“

„Einer ist älter, vielleicht kennen Sie ihn, er hat bis zum Ausbruch des Krieges in Paris studirt — Radu Sopholides.“

„Wie sollte ich nicht! — Radu, Radettu, der Herzenbrecher! Das ist Ihr Bruder?“

Constantin wurde ganz lebhaft, und auch Vintulesku kannte ihn: „Ein sehr fleißiger Mensch!“

„Wie doch jeder Beurtheiler eine andere Seite an einem Menschen hervorhebt!“ fiel Onkel John spöttisch ein. „Wie würden denn Sie ihn charakterisiren, Fräulein Walter?“

Lisa war sich der Nothwendigkeit bewußt, jetzt etwas Kluges zu sagen, denn sie fühlte, daß alle Anwesenden sie für eine kleine Gans hielten. Allein jetzt fand sie erst recht nichts Geistreiches und stieß schließlich nur hervor: „Ich weiß es wirklich nicht.“

Frau Albuteanu kam ihr zu Hülfe, indem sie behauptete, daß eine Schwester unmöglich ein Urtheil über ihren Bruder haben könne, und wäre es auch ein Stiefbruder, wie Herr Sopholides.

„Werden Sie lange im Lande bleiben?“ fragte jetzt Vintulesku Lisa.

„Ich bin ja hier zu Hause!“ entgegnete sie. „Meine Mutter lebt hier.“

„Und Sie können Rumänisch?“ fuhr Vintulesku mit etwas mehr Interesse fort.

„Natürlich, wie eine Rumänin!“

„Das ist wirklich beschämend!“ rief Constantin aus. „Die Ausländerinnen thun es unseren Damen darin zuvor. Meine Schwester spricht kaum genug Rumänisch für ihre Dienstboten. Nicht wahr, Lolo?“

„Wozu auch? Im Salon ist die Sprache unmöglich!“

„Warum das?“ fragte John und rückte wieder

feinen Kneifer zurecht, „wenn unsere Damen sich zu ihr bequemten, würde sie ihnen auch nicht mehr so unmöglich klingen. Zwar hasse ich nichts so sehr wie Chauvinismus, aber auf die Schönheit unserer Muttersprache lasse ich nichts kommen!“

Der „Chauvinismus“ ging direct an Vintulesku's Adresse. Dieser verstand den Wink aber nicht, weil gerade ein ihm unbekanntes Gericht präsentiert wurde und er nicht wußte, ob er die Platte, auf der das Chaudfroid angerichtet war, mit anbrechen solle oder nicht. Frau Albuteanu wollte den Augenblick benutzen, um ihren Bruder von dem gefährlichen Thema abzubringen, John fuhr aber schon fort, jetzt direct zu Vintulesku gewendet, der ihm, obgleich nur Sectionschef im Unterrichtsministerium, doch das ganze gegenwärtige Regime verkörperte: „Ich muß mich dafür wohl entschuldigen, denn Ihren Glaubensgenossen, den Herren der jetzt herrschenden Richtung, dient ja der Chauvinismus als Deckmantel persönlicher Rachsucht! Da hat Ihr Chef ja einige ganz unschuldige Journalisten des Landes verwiesen, und man applaudirt, weil es Juden sind. — Aber der eigentliche Grund ihrer Ausweisung ist, daß sie die Regierung anzugreifen wagten, das weiß Jeder!“

„Ich nicht,“ unterbrach ihn Lolo.

„Für Kinder ist das auch nichts!“ versetzte er scharf.

„Ich muß gestehen, daß ich keine nähere Kenntniß von der Sache habe; ich las nur in den Zeitungen davon,“ meinte Vintulesku. „Auch scheint es mir nicht von Wichtigkeit, denn ein paar Skribenten mehr oder weniger“

„O, die Personen sind auch mir gleichgültig; da es Juden sind, ist es nur schade, daß wir nicht gleich ein paar Tausend los geworden sind, aber das Princip — gegen das gehe ich vor!“

Frau Albuteanu flüsterte jetzt ihrem Bruder einige Worte zu, und er schwieg für die Dauer des Dinens.

Oben im Salon blieben die Damen allein, die Herren gingen gleich in's Rauchzimmer, und George war schon zu Bett gebracht.

„Lolo, spiel' uns doch ein wenig vor!“ sagte die Tante, nachdem man den Kaffee getrunken.

„Mit Vergnügen! — Spielen Sie auch?“ fragte sie im Vorübergehen Lisa.

„O, sehr wenig!“

„Die gewöhnliche Junge=Mädchen=Antwort!“ entgegnete Lolo schnippisch. „Da habe ich also eine sehr strenge Kritik zu fürchten. Dies „sehr wenig“ kenne ich!“

„Leider irren Sie sich diesmal,“ antwortete Lisa.

Lolo spielte gut und mit großer Geläufigkeit; Lisa aber wurde durch die Töne so traurig, daß ihr die Thränen in die Augen stiegen.

Sie faßte sich aber bald, denn John Malfaki las nun aus dem Figaro ein graziöses Weihnachtsmärchen vor; Alle fanden es entzückend, außer Frau Albuteanu, die darüber eine scharfe Discussion mit ihrem Bruder führte. Wenn Malfaki seine Gründe in's Feld brachte, glaubte Lisa, er verträte ganz ihre Ansicht; widersprach Frau Albuteanu, dann konnte Lisa nicht umhin, auch deren Meinung innerlich beizusplichten, so daß sie ganz

traurig sich eingestand, sie habe doch noch gar kein Urtheil und sei recht ungebildet!

Da Lolo unverhohlen gähnte, ermahnte Frau Albuteanu sie zum Aufbruch und trug ihr auf, Lisa nach Hause zu fahren, da sie nicht weit auseinander wohnten.

Lisa genirte es, Lolo Dank schuldig zu sein, aber sie konnte es nicht ändern, Frau Albuteanu hatte es so angeordnet.





6. Kapitel.

„Was willst Du bei Frau Schmitt?“ fragte Andrea, als Lisa sie bat, sie einmal zu der früheren Bekannten zu geleiten. „Niemand verkehrt mehr bei ihnen; sie leben seit seinem Bankerott ganz zurückgezogen; ich glaube nicht einmal, daß sie Dich annehmen würde.“

Lisa wollte aber durchaus zu der Frau, die immer so freundlich gegen sie gewesen, und so setzte Andrea sie einmal dort ab und versprach, sie eine halbe Stunde später wieder abzuholen.

Schmitt's hatten eine kleine Parterre-Wohnung weit draußen in der Strada Belvedere. Das Haus war düster, der Hof schmutzig, und die meisten Zimmer einzeln an kleine Leute vermietet. Lisa meinte zuerst, Andrea müsse sich geirrt haben, denn hier könnten ihre Freunde doch nicht wohnen! Allein neben der Glasthür hing das Porzellschild mit dem Namen Schmitt. Ein kleines Dienstmädchen, das nur Ungarisch sprach, öffnete und führte Lisa in ein kleines Gemach, welches sowohl als

Eß-, wie als Wohnzimmer diente; gleich darauf erschien Frau Schmitt.

„Lisa!“ rief sie. „Lisa, bist Du es wirklich? Wie Du Deiner Mutter ähnlich geworden bist!“

Sie umarmte Lisa, und die Thränen traten ihr in die Augen, mehr in Folge eigener Erregung, die nur eine Veranlassung suchte, um hervorzubrechen, als weil das Wiedersehen an und für sich sie so bewegte. Und doch ließ die auffallende Aehnlichkeit Lisa's mit ihrer Mutter ihr dies Kind fast wie eine Freundin erscheinen.

„Du führst mir wieder den Tag vor Augen, wo ich Deine Mutter zuerst bei mir empfing, unmittelbar nach ihrer Ankunft aus Deutschland. — Aber setze Dich doch, Kind! — Sie war so glücklich, in ein deutsches Haus zu kommen. Damals war es schöner bei mir. . . .“ Sie trocknete wieder einige Thränen.

Lisa rückte näher, ergriff ihre Hand und küßte sie. Frau Schmitt war unfähig zu sprechen, denn in Lisa's wortloser Sympathie lag etwas, das sie ganz fassungslos machte, vielleicht gerade, weil es nur in Blick und Bewegung zu Tage trat.

„Heute ist der entscheidende Termin in Krajowa; gegen Abend erwarte ich das Telegramm,“ stieß sie endlich heraus. „Ich darf aber nicht weinen, die Kinder könnten kommen. . . .“

Lisa hatte ganz unklare Begriffe von Bankerott und Termin; sie fühlte nur, daß es etwas Schreckliches sein müßte.

„Wie hat das alles so kommen können?“ fragte

sie. „Aber sagen Sie es mir nicht, wenn es Ihnen weh thut“

„Ach, garnicht, ich denke ja doch an nichts Anderes, seit fast einem Jahr! Der ganze vorige Winter war schon schrecklich, die Kriegsangst lähmte alle Geschäfte, mein Mann war so zuversichtlich, weil ihm immer alles geglückt war und ging einen Lieferungsvertrag auf Bauholz ein, er sah sich nicht gehörig vor — ich will ihn gewiß nicht entschuldigen, es war ein Leichtsin, er hat es mir selbst zugestanden —, da kam der Krieg, die Termine waren nicht inne zu halten, und mein Mann mußte mit seinem Vermögen dafür stehen! Geld war im Frühjahr nirgends aufzutreiben, alle Papiere fielen um die Hälfte, da verlor mein Mann den Kopf Und nun schuldigt man ihn sogar des betrügerischen Bankerotts an — aber das ist Verleumdung und Lüge, Lisa, und wenn es nur einen Funken von Gerechtigkeit giebt, muß er freigesprochen werden!“

Lisa hatte nicht viel von der Erzählung verstanden, außer daß Herr Schmitt in großer Gefahr schwebte.

„Nun schränke ich mich auf das Aeußerste ein, aber etwas braucht man doch zum Leben, mit drei Kindern! Ach Gott, wie sehnlich habe ich mir die Kinder gewünscht — nun habe ich sie, und sie sehen solcher Zukunft entgegen! Lisa, ich spreche zu Dir, als wärest Du Deine Mutter; ich habe sonst nie darüber geredet, ich habe ja auch Niemanden Hier sucht mich keiner auf, und wem ich zufällig auf der Straße begegne, der wendet den Kopf ab. Aber ich will nicht klagen und

bitter werden, der Kinder wegen, und wie sollte mein Mann es sonst ertragen?"

„Könnte ich Ihnen nur helfen!“

„Ach, wenn Dein Vater noch lebte, der hätte uns gewiß geholfen. Aber er war auch ein Ausländer! Und Lisa, ich hatte es früher nicht gemerkt: So lange wir reich waren und ein Haus machten, kamen Alle zu uns, jetzt sind wir plötzlich „Fremde“, und dies Wort „Fremde“ höre ich schon im Traume, überall tönt es mir entgegen! Und ich bin doch hier geboren, und mein Mann ist seit fast zwanzig Jahren im Lande! Ist es nicht furchtbar? Aber ich will nicht bitter werden, ich habe es mir fest vorgenommen.“

Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Augen und suchte ihre Thränen zu verschlucken.

Ach, wie hatte sich die lustige Frau verändert! Ihr Gesicht war so klein geworden und die Augen so groß; aber ihr Kleid war adrett und zierlich wie zur Zeit ihres Reichthums.

„Ich habe oft gehört, daß Alle, denen es hier schlecht geht, die Schuld einfach auf's Land schieben — ich will das gewiß nicht thun,“ fuhr sie fort, während Lisa ihre Hand streichelte. „Aber ich rede nur von mir; Kummer macht so egoistisch. Du hast aber auch so viel durchmachen müssen, Lisa! — Mein Gott, es ist wirklich, als ob Deine erste Mutter hier neben mir sitzt! Ich war damals eben verheirathet und so stolz, als sie mein Haus ein ganz deutsches nannte; sie hat im ersten Frühling eine Woche bei mir gewohnt, mit Dir und Robert, weißt Du es noch?“

Lisa wußte es wohl, hatte aber immer gedacht, Frau Schmitt sei eigentlich mit Andrea intimer gewesen.

Die Thür öffnete sich und eins der Kinder, ein siebenjähriges Mädchen, kam mit ihrer Schreibtafel herein und fragte die Mutter, ob es so richtig wäre?

„Ich gebe meiner Kleinen Unterricht, so viel ich Zeit habe; sie möchte gern viel lernen; manchmal lassen die beiden Jüngsten uns aber keine Ruhe, nicht wahr, Alice?“

Das schüchterne blonde Kind nickte und gab auf Lisa's Fragen nur kurzen Bescheid. Die Mutter schrieb ihr ein neues Rechenexempel auf und schickte sie wieder in's Nebenzimmer.

„Meine armen kleinen Mäuse!“ sagte Frau Schmitt. „Wenn nur die nächste Zeit schon überwunden wäre! Es muß ja besser werden!“

Da klingelte es, und das Dienstmädchen bestellte, die junge Dame solle hinauskommen.

„Kann ich nichts für Sie thun, garnichts?“ fragte Lisa. „Kann ich nicht wenigstens der Kleinen Unterricht geben oder mit den Kindern spazieren gehen?“

Frau Schmitt dankte, nahm aber Lisa's Anerbieten, am nächsten Tage wiederzukommen, gern an.

Andrea war schon ärgerlich, daß Lisa sie fünf Minuten hatte warten lassen.

„Nicht wahr, Du hast sie nur gestört, sie sind ganz heruntergekommen! Anna Schmitt hat Armuth nie gekannt; ich weiß noch wie heute, daß sie mir damals zuredete, als Gouvernante zu Deinem Vater zu gehen: „Jede Art, sein Brod zu verdienen, ist ehrenhaft!“ sagte

sie. Nun wollen wir einmal sehen, ob sie sich dazu entschließen kann! Oder hat sie ihre Mitgift gerettet? — Mich hat sie damals in's Unglück gestürzt!“

„Ich glaube, sie würde sich freuen, wenn ihr ein ähnliches Unglück geschähe!“ erwiderte Lisa bitter.

Andrea sah sie an. Es waren erst vier Wochen vergangen, seitdem Lisa bei ihr war, aber wie hatte sie sich verändert! Die Demuth ihr gegenüber, die hingebende Liebe war verschwunden, statt dessen war ein fast feindlicher Trotz in ihr eingezogen. Wenn Radu nicht noch gestern geschrieben hätte, je mehr er darüber nachdächte, desto lieber wäre es ihm, daß Lisa zurückgekommen, so hätte sie auch einmal andere Saiten aufgezogen.

Lisa sann unterdeß darüber nach, wie sie Frau Schmitt helfen könnte. Sie fühlte sich so erbärmlich der Frau gegenüber; und Andrea in ihren scheinheiligen Trauergewändern um einen Mann, von dem sie wie von ihrem Unglück sprach, war ihr so verächtlich, daß sie nur Bitterkeit gegen sie spürte. Ihr fiel aber zur rechten Zeit ein, daß Radu von ihrer Bosheit gesprochen — da war sie wieder! Ihre Gedanken waren böshaft! Darum ergriff sie Andrea's Hand und sagte: „Verzeih' mir den ungezogenen Ton, Mama; Frau Schmitt thut mir nur so furchtbar leid!“

Andrea zuckte die Achseln. „Mir nicht, sie hat lange genug in Herrlichkeit und Freuden gelebt, sie soll auch einmal das Gegentheil kosten!“

Lisa biß sich auf die Lippe. — Das war die Frau, von der Radu sagte, sie sei grenzenlos gut?

Als Lisa in ihr Zimmerchen kam, aus dem ihr

jedesmal der huntbemale Ofen so schelmisch entgegenlachte, war sie sehr froh, daß Andrea weiter gefahren war, denn auf dem Tische lag der Brief, den sie mit Schrecken lange erwartet hatte: die Adresse war von Fritz' Hand — was mochte er enthalten?

Es war nur eine halbe Seite in seiner kleinen hübschen Handschrift; er theilte ihr mit, daß er als Vormund nicht das Recht habe, ihr vor ihrer Mündigkeit das väterliche Erbtheil auszuhändigen; die fälligen Zinsen würden ihr aber regelmäßig zugeschickt werden. Weiter nichts. Kein Wort, keine Andeutung seiner Liebe, keine Antwort auf ihren Brief. Hatte er ihn nicht erhalten? Ihr war die ganze Vermögensfrage sehr gleichgültig; in diesem Augenblick dachte sie nur an Fritz. War das der Einfluß seiner Mutter? — Aber Lisa hatte es ja so gewollt, weshalb wunderte sie sich?

Dem Briefe war eine Berechnung beigelegt und das Quittungsformular, welches sie unterzeichnet zurücksenden sollte; das Geld würde dann an sie eingezahlt werden.

Lisa las auch die Berechnung, weil sie von Fritz aufgestellt worden war; sie ersah daraus, daß nur das Reisegeld in Anschlag gebracht worden war, sonst keine der Ausgaben, welche sie der Tante verursacht hatte.

Das rührte sie; aber Einwendungen dagegen durfte sie nicht erheben. — Wie lange mußte die Tante sparen, um alles wieder einzubringen! —

Lisa bekam jetzt dreitausend Frank, und schon am 1. April wieder zwölfhundert! Das war doch ein großer Reichthum! Konnte sie nicht Frau Schmitt davon ab-

geben? Aber wie, ohne daß Andrea es merkte? Lisa sann noch darüber nach, als Andrea eintrat, hastig und verstimmt. Um sich bei ihr in Gunst zu setzen, sagte Lisa, daß Geld für sie unterwegs sei. Sie hatte damit unbewußt den richtigen Balsam getroffen, denn Andrea war stets in Geldverlegenheit.

„Wie gut! Nun brauchen wir die beiden großen Zimmer, aus denen gestern der russische General ausgezogen ist, nicht wieder zu vermieten! Zu Georgi nehmen wir uns ein kleineres Haus für uns allein. Das ist eine sehr gute Nachricht!“

Andrea sah nie weit voraus; erst jetzt, wo sie das Geld sozusagen in der Hand fühlte, merkte sie, welches Glück Lisa's Ankunft für sie sei.

Am nächsten Tage suchte Lisa, wie sie es versprochen, die arme Frau Schmitt wieder auf. Als sie nach einer Stunde sich von ihr verabschiedete, war diese durch ihr Geplauder fast heiter geworden; froheren Muths vertauschte sie ihr besseres Kleid mit dem Arbeitsrock und ging wieder in ihre Küche, um nach dem Essen zu sehen. Sie hatte seit einiger Zeit einen Pensionär, da mußte der Tisch reichlicher bestellt sein, als sie für sich und die Kinder für nöthig erachtet hätte. Es war ja aber ein Glück, daß sie einen so ordentlichen Menschen gefunden hatte, der sich noch dazu wie ein Freund benahm.

Deliu war ein Rumäne aus Siebenbürgen; er stammte aus ärmlichen Verhältnissen und war „herüber“ gekommen, um sein Glück im sogenannten „freien“ Rumänien zu versuchen. Er hatte in Pest studirt, aber wegen seiner Mittellosigkeit kein Examen ablegen können; in

Bukarest ernährte er sich nun durch Unterrichten an Privatschulen und von den Feuilletons, die er für verschiedene Blätter lieferte. Wie alle siebenbürgischen Walachen war er großrumänischer Chauvinist und Fremdenhasser, und das war der Punkt, an dem er Frau Schmitt oft kränkte, ohne es zu ahnen. Eigentlich verstand er unter den „Fremden“ nur die Juden, die er fanatisch haßte, aber sowie er dies Thema berührte, wurde Frau Schmitt roth: Es war doch immer, als ob er sie meinte. — Als er gegen sechs Uhr zu Tische kam, war noch immer keine Nachricht aus Krajowa da.

Miron Deliu war kaum mittelgroß, hielt sich nicht gut und machte einen etwas ungepflegten Eindruck, wenn er auch immer sauber gekleidet war und, so viel er davon verstand, auf sich hielt. Freilich kam er aus einer gesellschaftlichen Schicht, die Anna Schmitt, deren Vater ein vermögender Arzt in Bukarest gewesen war, nie gekannt, und ihr leiser physischer Widerwille gegen ihn mochte in diesen primitiven Lebensgewohnheiten Deliu's seinen Grund haben. Eigentlich war es ihr eine Aufgabe, mit ihm bei Tische zu sitzen, und obwohl sie sich jeden Tag sagte, er sei so gut und intelligent, so fleißig und freundlich gegen die Kinder, daß sie ihm nie dankbar genug sein könnte, so war es ihr doch peinlich, wenn er das Messer immer in den Mund führte und sonst allerlei unappetitliche Gewohnheiten hatte.

Aber es war wenigstens ein Mann im Hause; sonst hätte sie sich gefürchtet, allein mit ihren drei Kleinen in dieser Nachbarschaft zu hausen — denn Herr Schmitt war wegen seines Prozesses gezwungen, in Krajowa zu bleiben.

Deliu hatte ihr sogar seine geringen Ersparnisse geliehen, obgleich sie ihm gesagt, daß es lange dauern könnte, bis sie ihm das Geld zurückzuzahlen vermöchte. Sonntags spielte er mit den Kindern — das war so gut von ihm, und Anna Schmitt begriff nicht, wie es ihr so unangenehm sein konnte, wenn die kleinen Mädchen sich an ihn schmiegtten.

„Keine Nachricht?“ fragte Deliu, als er mit seinen tintengeschwärzten Händen in's gemeinsame Eß- und Wohnzimmer trat. Er war vielleicht ein oder zwei Jahre jünger als Frau Schmitt, und nur ihr und ihm selbst war es bisher entgangen, daß er in sie verliebt war. Anna Schmitt hatte immer für eine sehr hübsche Frau gegolten und sah jetzt mit ihrem leidenschaftlichen Gesichte anziehender aus als je, sie war so sanft und gütig, wie Deliu noch nie eine Frau gekannt. Dabei so fleißig und heiter und immer so zierlich frisirt und gekleidet! — Deliu war in einem schmutzigen ungarischen Dorfe aufgewachsen, deshalb imponirte es ihm doppelt.

„Nein, keine Nachricht!“ antwortete Anna. „Halten Sie das für ein schlechtes Zeichen?“

Sie unterhielten sich meist in deutscher Sprache, welche Deliu fast eben so geläufig war wie das Rumänische.

Er zuckte die Achseln. Seit Monaten war Schmitt in Krajowa; er hatte seine Frau immer auf diesen Termin vertröstet.

„Heute erfuhr ich eine große Neuigkeit: der Chef-
redacteur der „Patria“ geht ab; er hat vom Ministerium

eine Stelle als Schulinspector bekommen und fällt nun natürlich von der Partei ab; die Herren vom Comite haben mich als seinen Nachfolger in Aussicht genommen: fünfhundert Franken monatlich, heißt es!"

„Wirklich?“ rief sie ganz verwundert aus; bisher hatte er für seine täglichen Feuilletons nur hundert Frank bekommen. „Aber können Sie nun gleich politische Artikel schreiben? Ist das nicht schwer?“

„Garnicht!“ entgegnete er. „Die Herren entscheiden das Meiste im Comite selbst. Auch war ich schon als Student Mitarbeiter an einem politischen Organ — die Politik ist das Einzige, wofür ich Begabung besitze!“ Sie sah ihn lächelnd an; es war aber kein Scherz, denn er fuhr fort: „Von Kindheit an hab' ich in meinem Dorfe drüben für mein Rumänenthum kämpfen müssen; etwas Anderes als Kampf giebt's ja dort für uns Rumänen nicht! Und Politiker sind wir daher Alle!“

„Wenn Sie Hauptredacteur sind, könnte ich da nicht die französischen Romane für's Feuilleton übersetzen?“ fragte sie schüchtern. „Ich habe Abends manchmal freie Zeit und fände wohl noch mehr.“

„Ja, wenn man mir auch das Feuilleton überließe, aber da ist der kleine Bessy, der sich gar nicht mehr über Wasser halten kann.“

„Die Herren vom Comite sind doch so reich!“ warf sie ein.

„Sie werden wohl nicht mehr geben können,“ meinte er, und sie freute sich über die Antwort, wie jedesmal, wenn er bewies, daß er nicht die Bitterkeit des Armen besaß.

„Herr Malfaki hat auch große Verluste gehabt . . .“
fuhr Deliu fort.

Da klingelte es — war es die Nachricht? Anna
öffnete schleunigst die Thür: Ihr Mann stand vor ihr!

„Ernst,“ rief sie erschüttert und warf sich an seinen
Hals. „Der Prozeß ist verloren?“

„Schlimmer als das — aufgeschoben!“ sagte er.
„Guten Abend, Herr Deliu! Wie geht's? Sie haben
noch nicht gegessen?“

„Auf wie lange aufgeschoben?“ fragte sie wieder.

„Ach, bring' lieber etwas zu essen!“ erwiderte er
unwirsch. Sie ging hinaus und füllte die Suppe ein.

An Aufschub hatte sie nicht gedacht; sie hatte ge-
meint, zum zweitenmale könne ein Prozeß nicht auf-
geschoben werden, an dem all' ihr Glück hing. Und wie
elend Ernst ausjah! Er war gerade so kalt und finster
wiedergekommen, wie er abgereist war. Nicht einmal
nach den Kindern hatte er gefragt!

Die Erinnerung an die früheren Jahre flog ihr
durch den Kopf: Warum mußte im äußeren Elend auch
gleich das innere Glück untergehen? Besaß er nicht
mehr die Kraft, sie lieb zu haben? Warum mußten
sich die Menschen, denen man so viel genommen, auch
das noch nehmen, was nur von ihnen selbst abhing?

Sie hatte das Essen aufgetragen und rief ihr
ältestes Töchterchen; die beiden Kleinen schliefen schon.

„Guten Tag, Papa!“ sagte Alice schüchtern; er
nahm sie zwischen seine Kniee und hob ihr Kinn in die
Höhe, als er sie küßte. — Anna's Herz schlug freudig.

„Du bist gewachsen!“ meinte er dann. Wie hätte er sich auch nicht freuen sollen über sein blondes zartes Kind?

„Ja,“ sagte Deliu; „wir sind gewachsen und wir können auch schon wunderschön schreiben, nur die G's und K's gehen noch nicht recht, dafür aber das Einmaleins, daß es eine Pracht ist! Nicht wahr, Alice?“

Sie lächelte ihm zu und setzte sich dann neben ihren Vater.

Schmitt schwieg; der einst so gesprächige und unterhaltende Mann that jetzt selten mehr den Mund auf. Anna wußte wohl, was es war; sie hatte ja Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken, und wo man liebt, ist ja das Auge geschärft! Im Kreise seiner Familie wurde er sich seiner leichtsinnigen Handlungsweise bewußt, draußen aber nur seines Unglücks; deshalb verkehrte er lieber unter Fremden, und sein Haus war ihm zur Last.

Deliu besaß kein besonderes Zartgefühl, sonst hätte er sich unbehaglich fühlen müssen als Dritter zwischen Mann und Frau, die so lange getrennt gewesen waren. Er sprach aber des Langen und Breiten mit seinem Wirth über seine Aussichten bei der Zeitung. Schmitt fragte: „Lassen sich denn die Conservativen alles ruhig gefallen? Erst versetzt man ihre gewesenen Minister in Anklagezustand, jetzt geht auch noch Bessarabien verloren — die Regierung, die wir jetzt haben, ist ja schlimmer als gar keine!“

„Unser Blatt ist neulich schon confiscirt worden, weil es zu heftig Opposition machte; die Preßprozesse gehören vor die Geschworenen, aber der Minister will uns von gelehrten Richtern aburtheilen lassen!“

„Wer vertheidigt die Patria?“

„Ich glaube, Malfaki selbst.“

„Ja, sich selbst werden sie schon zu vertheidigen wissen! Das aber kann ich Sie versichern, Deliu, Andere sind hier verloren, wenn sie in die Hände der Advokaten fallen!“

„Wie überall“

„Nein, so schlimm ist's nirgends; überhaupt, was wäre in Rumänien nicht . . .“

Anna unterbrach ihn rasch, indem sie fragte: „Weißt Du, wer heute bei mir war? — Lisa Walter!“

Sie berichtete kurz über den Besuch.

Deliu verzehrte unterdeß eifrig sein Gericht Kohl und Fleisch; er ließ sich beim Essen nicht gern stören und fragte deshalb nicht, von wem die Rede sei.

Nach der Mahlzeit ging er auf sein Zimmer, um wie gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein zu schreiben. Wenn er sein Tagewerk beendet hatte, pflegte er sich noch an seinen allegorischen Roman zu setzen, der in Konstantinopel spielte und den er im Feuilleton der Patria veröffentlichen wollte. Er rauchte unaufhörlich beim Schreiben und je mehr sein Held ihn interessirte, desto eifriger rauchte er. Sein Geschmackssinn war bereits so abgestumpft, daß er schon nach der zehnten Cigarette von der Qualität des Tabaks garnichts mehr schmeckte. Deshalb hatte er sich als praktischer Mann angewöhnt, nur Morgens, bei nüchternem Magen, Tabak zweiter Qualität zu rauchen; Abends begnügte er sich mit der dritten, von der das Kilo ja immer noch zehn Frank kostete. Seine Kleider hatten den scharfen Tabaksduft

angenommen, und seine Vorderzähne waren so braun, daß Anna Schmitt immer meinte, wer Deliu zum Menschen machen wolle, müsse ihm zu allererst das Rauchen abgewöhnen.

Anna war jetzt mit ihrem Manne allein. Wie hatte sie sich nach diesem Augenblicke gesehnt! Nun fürchtete sie sich fast davor. Die Zeiten waren dahin, wo auf jede, auch die kürzeste Trennung ein Wiedersehen voll stürmischer Freude gefolgt war, wo er sie mit seinen Zärtlichkeiten förmlich überwältigt hatte. — Jetzt schien alles in ihm erstorben, nur nicht seine Bitterkeit.

Schmitt sagte kein Wort, sondern starrte vor sich hin, während sie mit ihrer Handarbeit näher an die Lampe rückte. Bald warf sie die Arbeit aber fort, schmiegte sich an ihren Mann an und bat leise: „Ernst, erzähle mir genau, wie es war! Sag' mir alles, was Du denkst; wir können ja Beide leichter daran tragen, als Jeder allein.“

„Ach, laß doch, Anna!“ entgegnete er abweisend. „Ich will noch in's Café Labes gehen, vielleicht finde ich Kother oder einen anderen Freund, mit dem ich mich berathen kann; Frauen verstehen nichts von Geschäftssachen. Wer weiß, ob alles so weit gekommen wäre, wenn ich mir früher anderswo Rath's erholt hätte als bei Dir!“

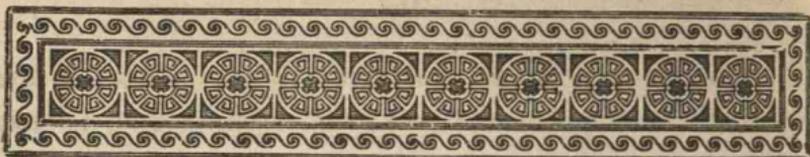
Sie schwieg verlezt, er aber stand auf und ging zu Deliu hinein.

O, sie wußte wohl, worauf er anspielte — er hätte damals ihre Mitgift retten können, aber sie hatte das für ein unredliches Mittel erklärt und ihn davon abgehalten.

Als sie wieder bei der Arbeit saß, hörte sie die beiden Männer zusammen fortgehen. Ihr wurde leichter zu Muth, denn von Deliu konnte sie morgen erfahren, was Schmitt ihm über seine Lage mittheilen würde. Die rechte Ruhe aber fand sie nicht; sie sprang wohl fünfmal auf, denn bald war ihr, als habe ein Kind gerufen, bald fiel ihr ein, das Dienstmädchen habe vielleicht die Lampe nicht ausgelöscht, oder es könnte sonst wie Feuer entstehen.

Ihr Mann kam nicht heim. Sie schlug ihm ein Bett auf dem großen Schlassopha im Eßzimmer auf und schloß sich mit ihren Kindern ein.





7. Kapitel.

Als der Morgen graute, erhob Frau Anna sich von ihrem Lager, froh, daß die lange, schlaflose Nacht zu Ende war.

Schon vor Mitternacht hatte sie Deliu nach Hause kommen hören; ihr Mann aber war erst nach zwei Uhr heimgekehrt, und — es war das erste Mal in ihrer Ehe — angetrunken! Hatte das müßige, qualvolle Warten in Krajowa ihn dazu gebracht? Hatten sie nicht genug des Unglücks, daß auch das noch kommen mußte?

Mengstlich hatte sie an der Thür gelauscht, denn was für Tollheiten hatte er im Rausche geredet! Wie ein Mörder hatte er sich geberdet und auf Alle geschimpft, die ihn verdorben hätten!

Anna fragte sich immer nur, ob alles nun vorbei, ob nun das Ganze zusammenbräche? Was sollte sie thun? Allein konnte sie die Kinder nicht ernähren.....

Schon vor einem Jahre hatte ihre Mutter in Jassy auf Scheidung gedrungen und ihre Unterstützung zurückgezogen, als Anna sich geweigert hatte. — Sie waren Beide rumänische Unterthanen, eine Scheidung also wäre

keinen ernstlichen Schwierigkeiten begegnet, aber Anna schreckte trotz des Grauens, das ihr Mann ihr jetzt einflößte, vor der Schmach, ihn im Elend zu verlassen, zurück.

Allein wenn nun er sie verließ? Wenn es ihm erwünscht war, seine Freiheit zurückzuerhalten? Wenn sie und die Kinder ihm nur noch eine Last waren? — O, wie hatte er sich verändert!

Während sie darüber grübelte, überkam sie ein so grenzenloses Mitleid mit ihm, daß davor all' ihr Kummer, ja, selbst die Mutterliebe verblaßte. Der arme, liebe Mann, wie er sich quälte! Er war nur für den Sonnenschein geschaffen, gegen Ungemach hatte die Natur ihm keine Waffen mitgegeben — wie soll der Schmetterling gegen den Wintersturm ankämpfen mit seinen durchsichtigen Flügeln? —

Nun war der Morgen da mit seiner vielen Arbeit. Das Mädchen wurde mit dem letzten Rubelstück, das Anna besaß, auf den Markt geschickt; ein Paar Goldstücke hatte sie noch heimlich aufgehoben — es war die Hälfte des von Deliu geborgten Geldes — als Nothpfennig für den äußersten, verzweifelten Fall.

Sie kleidete die Kinder an, machte den Kaffee und reinigte das Schlafzimmer, während Alice schon ganz niedlich in der Küche hantirte. Dabei sann Anna unaufhörlich darüber nach, was sie wohl thun könnte, um Geld zu verdienen. Sollte sie Kinder in Pension nehmen? Es mußte ja ein Erwerb sein, zu dem sie nicht aus dem Hause zu gehen brauchte.

Deliu erschien jetzt und holte sich selbst seinen

Kaffee und das Brot aus der Küche. Als er die Kinder dort fand, nahm er sein Frühstück bei ihnen ein. Von ihnen erfuhr er, ehe Anna es hindern konnte, daß Papa noch im Wohnzimmer schlief, weil er so spät nach Hause gekommen wäre.

„Wie steht der Prozeß?“ fragte Anna. Allein das älteste Kind horchte so gespannt auf, daß die Mutter Deliu vorschlug, in das Schlafzimmer zu kommen, sie hatte es eben in Ordnung gebracht. Ihr stach der Blick des Kindes in's Herz — ihr armes liebliches Mädchen!

„Auf wie lange ist der Prozeß verschoben?“

„Nur auf drei Wochen. Herr Schmitt meinte, er habe alle Aussicht, zu gewinnen.“

„Und was gewinnt er damit?“ fragte sie flüsternd.

„Daß man die Anklage wegen Betrugs zurückzieht, denn wenn das Gericht constatirt, daß er die Absicht hatte, allen Verbindlichkeiten gerecht zu werden, und daß er nur durch den Zwang der Umstände daran verhindert wurde“

„Also Geld gewinnt er nicht?“ fragte sie verzweifelt.

Deliu sah sie betrübt an und hatte nichts zu erwidern.

„Ich weiß nicht, wovon wir weiter leben sollen!“

Sie warf sich fassungslos auf einen Stuhl.

„Krother hat Ihrem Manne gestern angeboten, ihn als Zeichner in seinem Bureau zu verwenden, bis sich bessere Beschäftigung für ihn fände“

„Wirklich?“ unterbrach sie ihn.

„Allein Ihr Mann meinte, es sei unter seiner Würde, sich in Abhängigkeit zu begeben, er wolle sich selbständige Arbeit suchen“

„Das ist sehr unrecht von ihm,“ sagte Anna kopfschüttelnd, und die Thränen rannen ihr aus den Augen.

Da trat Schmitt in's Zimmer. Er war nur halb angekleidet und sah ganz wüsth aus:

„So, so?“ sagte er mit höhnnendem Blick auf Anna, die bei seinem Eintritt dunkelroth und verlegen geworden war. „Also derart geht es bei mir zu, wenn ich nicht da bin — die Kinder ohne Aufsicht in der Küche und Du“

„Bitte, Herr Deliu,“ sagte sie, ihren Mann unterbrechend, „wir müssen wohl hinausgehen, denn mein Mann will sich anziehen.“ Und sie drängte ihn fast hinaus, blieb aber selbst im Zimmer, denn Schmitt sprach weiter: „Du flüsterst hier mit dem jungen Manne! Nun versteh ich alles“

„Ernst!“ sagte sie bittend; er aber, noch halb be-
rauscht, sprach ohne Aufhören. „Für mich wird das Zimmer abgeschlossen, aber für den Anderen ist es offen, versteht sich von selbst!“ — — Anna hielt sich die Ohren zu, denn sie wagte nicht hinauszugehen, aus Angst, daß er ihr folgte und die Kinder ihn hörten, oder Deliu!

Schmitt redete sich in die größte Heftigkeit hinein, und Anna wußte nicht mehr, was sie thun sollte — Gott sei Dank, da ging Deliu endlich fort! Aber was machten die Kinder in der Küche? Sie schlich sich hinaus und fand die kleine Frieda damit beschäftigt, den

Afchenkasten herauszuziehen, in dem noch glühende Kohlen lagen — es war höchste Zeit, denn Alice war so mit dem Tassenabwaschen beschäftigt, daß sie die Gefahr nicht bemerkte.

Das fleißige, geschickte Kind brachte dem Vater sein Frühstück hinein; Anna horchte nur einige Mal' an der Thüre, ob er auch nicht böse mit ihr spräche. Vielleicht war sein Kind jetzt die beste Gesellschaft für ihn. Er ließ sich von ihr vorlesen und vorrechnen, und als Anna wieder an die Thüre kam, lachten sie Beide laut, augenscheinlich über irgend einen Fehler, den sie oder er beim Rechnen gemacht. Die Spannung, in der sie sich befunden, wich aus Anna's Herzen, es konnte vielleicht noch alles wieder gut werden, und es war doch eigentlich ein gutes Zeichen, daß Rother ihm gleich Beschäftigung anbot! Rother war vor einigen Jahren auch ganz arm gewesen; erst seit Beginn des Krieges hatte er plötzlich glänzende Geschäfte gemacht, da die Russen ihm den Bau der Brotfabriken übertragen und Lieferungsverträge mit ihm abgeschlossen hatten. Ihr Mann war der einzige in der geschäftsreichen Zeit, dem es so schlecht gegangen war. Ob es sich nun wohl zum Besseren wenden würde?

Schmitt ging fort, ohne Anna Adieu zu sagen — Sie hoffte, daß er auf Rother's Bureau gehen und etwas verdienen würde; viel brauchten sie ja wirklich nicht; sie hatte die große Stickerie schon seit einer Woche fertig und würde sie gewiß für hundert Frank verkaufen können. Wenn sie Lisa hätte, den Verkauf zu besorgen? Sie und Andrea mußten doch Beziehungen in der Ge-

fellschaft haben, und es war ein schöner Lehnstuhl-
Ueberzug — alte rumänische Muster, im Stickerahmen
auf dunkelrothes Tuch gestickt! Vor anderthalb Jahren
hatte sie die Arbeit für sich selbst angefangen, und sie
war eigentlich viel mehr werth.

Al' dies fuhr ihr durch den Kopf, während sie das
Fleisch über's Feuer setzte. Im Umsehen war es Mit-
tagszeit; Deliu kam schon zum Essen, und Anna hatte
kaum Muße, sich anzukleiden. Schmitt kam nicht zu
Tische; Deliu sagte, Kother's Bureau läge so weit
draußen, daß er gewiß erst gegen Abend nach Hause
kommen könnte. Anna stimmte dem scheinbar bei, aber
ihr Herz ward zaghaft, als Stunde auf Stunde ver-
ging; nur mit halbem Ohr hörte sie auf Deliu's Zei-
tungsnachrichten. Auch er war übrigens einsilbiger als
gewöhnlich; nur Frieda und Ella hielten die Unterhal-
tung im Gange, denn Alice hatte keinen Appetit und
klagte über Kopfschmerz.

„Du mußt Dich niederlegen, Mäuschen, Du hast
Dich überanstrengt,“ sagte Anna besorgt. Ihr stand
das Gespenst der Kinderkrankheit vor Augen — Nur
das nicht, großer Gott, nur dieses Eine nicht!

„Sie brachte das Kind zu Bette, aber bald weckte
der Husten es aus seinem Schlummer; es fieberte stark
und hatte Erbrechen.

Die Mutter nahm ihr Töchterlein in den Arm.
„Mein Herzenskind!“ flüsterte sie und schaute es mit
entsetzten, weit geöffneten Augen an — sie hörte nicht,
daß die Thüre geöffnet ward und Lisa eintrat.

Erst ihr Gruß ließ sie aufblicken. „Tritt nicht

herzu, Lisa, es sieht aus wie Diphtheritis, und die steckt an!“

Lisa preßte sich dicht an die geängstigte Frau.
„Soll ich nicht schnell einen Arzt holen?“

„Du, allein?“ entgegnete Anna.

Das Kind hustete wieder und röchelte so eigenartig, daß Lisa kein Wort verlor, sondern hinauseilte. Sie wußte zwar auch nicht recht, was sie thun sollte, denn sie war noch nie allein ausgegangen; das ungarische Dienstmädchen konnte ihr keinen Bescheid geben — wo sollte sie einen Arzt finden? Sie eilte aber fort durch den aufgeweichten Schnee der Strada Belvedere, und unterwegs fiel ihr ein, daß sie neulich im Vorbeifahren das Schild Dr. Reimer's, des früheren Hausarztes ihres Vaters, gesehen; sie rief eine Droschke an; der Kutscher besann sich auf die Wohnung des Arztes, und bald stand sie vor dessen Thür. Er war zu Hause. Sie erkannte ihn sofort, obwohl sie ihn seit dem Tode ihrer Mutter nicht gesehen. Dr. Reimer schien kaum älter geworden, er hatte auch damals schon weißes Haupt- und Bart- haar gehabt; sein Anblick machte ihr all' die Erinnerungen an jenes Häuschen in Sinaja und an die furchtbaren Tage wieder lebendig.

„Bitte, Herr Doctor, kommen Sie schnell mit mir zu einem Kinde, das plötzlich erkrankt ist — ich habe einen Wagen mitgebracht.“

Er rückte seine Brille zurecht und sah sie mit seinen freundlichen Augen an, die besonderes Wohlgefallen an jungen Mädchen hatten. „Ich muß Sie doch kennen?“ fragte er.

„Ich glaube kaum,“ entgegnete sie erröthend. „Vielleicht erinnern Sie sich meines verstorbenen Vaters — Eisenbahndirector Walter's?“

„Wie sollte ich nicht?“ unterbrach er sie. „Aber wie groß Sie geworden sind! Und der Vater ist auch gestorben Wie kommen Sie denn wieder her?“

Lisa erklärte es ihm mit kurzen Worten, während er seinen Pelz anzog. „Ich glaube, das Kind hat Diphtheritis — d. h. die Mutter glaubte es. — Müssen Sie nicht vielleicht Ihre Instrumente mitnehmen?“

Er lächelte. „Welch' verständige junge Dame!“ meinte er und bestieg mit ihr den Wagen. Er fand sie wunderschön, so frisch und jugendlich, wie er lange Niemand gesehen, und er betrachtete es als Vorrecht seines Alters, ihr das zu sagen. Nur dürfe sie nicht so allein herumfahren! Lisa erzählte, wie es gekommen, und sprach von Frau Schmitt's Lage, zu der er traurig den Kopf schüttelte; davon gehört hatte er wohl, aber es wieder vergessen; sollte er all' den Jammer im Kopf behalten, den er täglich sah und hörte?

Lisa blieb im Wohnzimmer, während der Arzt das Kind untersuchte; sie stand am Fenster und zitterte vor Kälte, die ihr von der schneefeuchten Fußbekleidung in den ganzen Körper stieg; da fielen ihr aber die beiden Kleinen ein, die bei der Magd in der Küche waren und um die sich Niemand kümmerte. Wie erstaunt war sie, einen fremden jungen Mann bei ihnen zu finden, der sie sehr linksich begrüßte.

„Die Kleine scheint ernstlich krank zu sein,“ sagte er. „Ich hatte ein Borgefühl davon, schon gestern sah

sie so krank aus; ich kam darum früher von der Redaction zurück. Die Kinder können jetzt bei mir spielen, mich stört das nie beim Arbeiten.“

Lisa sah, daß er dort zu Hause, und daß die Kinder bei ihm gut aufgehoben waren. So ging sie in's Wohnzimmer zurück.

Der Arzt sandte das Dienstmädchen in die Apotheke und ordnete an, daß die Kinder getrennt würden; er wolle abends spät noch einmal wiederkommen.

Wie konnte man die Kinder trennen? Wenn sie im Wohnzimmer mit dem Vater schliefen, blieb für die Kranke und die Mutter nur das kleine enge Schlafzimmer! Lisa hätte die Kleinen so gern zu sich genommen, aber Andrea würde dazu nie ihre Erlaubniß geben, weil sie, wie die meisten Rumänen, eine kindische Furcht vor ansteckenden Krankheiten hatte.

Frau Schmitt saß am Bett des stöhnenden Kindes und dachte garnichts. Ihr war immer, als stiege ihr etwas die Brust hinauf in die Kehle, das sie am Athmen verhinderte. Wie hatte das Fieber plötzlich so heftig werden können? Hatte das Kind schon einige Tage gelitten, ohne daß sie es beachtet?

Nach einer Weile richtete sie sich auf, denn jetzt galt es, Hülfe zu schaffen. Alice hatte eben ihre Hand losgelassen, die sie bisher nach Kinderart mit beiden Händchen umklammert hielt.

„Lisa, um Gottes Willen, Du bist noch hier? Ach ja, und ich habe Dir nicht einmal gedankt! . . . Dem Kinde geht es nicht gut Aber Du mußt möglichst schnell fort: Ist Dein Mädchen noch nicht

hier? D“ sie fuhr sich mit der Hand über den Kopf, „das habe ich so lange gefürchtet — es war wohl wie eine Art Vorahnung. Was ist alles andere dagegen! Wir wollen aber die Kinderbetten hier her-einstellen.“

Lisa half, wo sie konnte; Deliu erschien und bot seine Stube an für die Kinder; Frau Schmitt wollte aber nichts davon hören.

Lisa's Mädchen kam, um diese abzuholen; Frau Schmitt merkte kaum, daß sie fort war und daß die Magd den Tisch deckte, da es sieben Uhr schlug. Wo blieb ihr Mann? Der Gedanke an ihn ging ihr jetzt nicht mehr bis tief in's Herz: das war ganz erfüllt von der Angst um das Kind.

Die kleine Frieda wollte nicht einschlafen, weil die Mutter nicht an ihrem Bettchen saß, und durch Frau Schmitt's Kopf zog der Gedanke, wie die Leute sagen würden: „Das kommt davon, wenn man die Kinder verwöhnt!“ Ja, sie hatte sie verwöhnt, aber es that ihr nicht leid, denn kein anderes Glück konnte sie ihren Kleinen geben als ihre geduldige Liebe. Sie setzte sich auch jetzt an Frieda's Bett; es war eben unmöglich, das Verbot des Arztes zu halten. Was sollte auch die Absperrung nun noch helfen, nachdem die Kinder bis vor einigen Stunden zusammen gewesen waren, und wie sollte sie überhaupt in zwei kleinen Stuben durchgeführt werden?

Abends kam der Arzt wieder, um das franke Kind zu pinseln; als auch diese Proceedur überstanden war, brach die Nacht herein. Schief das Kind? Nein, das

Fieber war zu hoch, aber die Kleine war betäubt und merkte nur hin und wieder, daß die Mutter an ihrem Bette saß, wenn sie ihr leise über die Stirn fuhr und ihr die Medizin eingab.

Frau Schmitt hatte sich nicht entkleidet; sie saß auf ihrem kleinen Lehnstuhl und hielt den Kopf an die Wand gepreßt, wenn sie ihn nicht über das Kind beugte. Es mochte wohl zwölf Uhr sein, als sie Schritte auf dem Flur hörte — leise und vorsichtig ward die Korridor-thür aufgeschlossen: es konnte nur ihr Mann sein. Warum schlich er so geräuschlos? Das war doch sonst nicht seine Art. Wie oft hatte er die Kinder durch sein rücksichtsloses Deffnen und Schließen geweckt! Sollte er schon wissen, daß Alice so krank war? Vielleicht war er zufällig dem Arzt begegnet? — Nein, plötzlich durchzuckte es sie, plötzlich mußte sie es so sicher, als hätte er es ihr gesagt: Er beargwöhnte sie! So unglaublich es schien, er wollte sie überraschen!

Vor Empörung schoß ihr das Blut in's Gesicht, aber ebenso schnell traten ihr die Thränen in die Augen — Wen fand er denn statt desjenigen, den er erwartete? Sein todkrankes Kind!

Sie wollte ihm entgegengehen, ihm die Scham vor sich selbst ersparen, die er fühlen mußte, wenn er sie so fand; aber Alice klammerte sich gerade wieder fest an ihre Hand und sprach in abgerissenen Sätzen.

Anna hörte nichts mehr nebenan. Hatten die dort stehenden Kinderbetten ihn bestärkt in seinem Verdacht, und würde er sie jetzt mit dem Revolver erschießen?

Ein namenloses Grauen packte sie. Sie wollte „Ernst“ rufen und konnte keinen Ton hervorbringen — Wenn er nun wieder betrunken war und in seiner sinnlosen Wuth die Kinder umbrachte? Sie konnte doch Deliu nicht um Hülfe bitten!

Die Nachtlampe brannte so dunkel; selbst wenn er die Thür öffnete, würde er nichts erkennen und vielleicht blind auf das kranke Kind losstürzen! Sie machte sich einen Augenblick vom Kinde frei, zündete ein Licht an und setzte es auf den Fußboden, damit es das Kind nicht störte und doch das Zimmer erhellte.

Bewegte sich die Thür? Nein; er war es am Ende garnicht gewesen? Wer denn? Sie hatte sich vorhin nicht geirrt, es war Jemand hinaufgeschlichen! — Vielleicht ein Dieb? Aber befaß sie denn etwas Stehlenswerthes?

Eine halbe Stunde verging. Sie durfte das Licht nicht brennen lassen, das wäre Vergeudung gewesen, denn jedes Licht kostete einen Frank! Der Krieg hatte den Güterverkehr seit so vielen Monaten gehemmt, und der Vorrath im Lande war aufgebraucht. — Warum gab es eigentlich im Lande selbst keine Fabriken? Die Frage fiel ihr plötzlich ein, als sie gedankenlos in's Licht schaute. Wie gut, wenn Ernst eine solche gründete! Aber ehe sie in Betrieb gesetzt sein konnte, war der Verkehr mit dem Auslande längst wieder frei gegeben

Das Kind richtete sich im Bette auf; die Mutter umschlang es, als wollte sie seine brennende Haut an der ihrigen kühlen, gab ihm dann gleich die Medicin und ließ das Licht doch brennen. Sie hatte Angst, daß

das Grauen sie wieder überfiel, und die Januar-Nacht war noch so lang! Sie hörte Geräusche und Schritte, und mehrmals war ihr, als müsse sie sich nach ihren Kindern umsehen, aber eine abergläubische Furcht erfaßte sie, so oft sie sich der Thür näherte, und sie verzehnte sich hinter des Arztes Verbot.

Es schlug zwei Uhr. — Wäre es nicht vernünftig, die kleine Uhr, welche neben dem Bette stand, zu verkaufen? Es war freilich das erste Geschenk ihres Mannes und hatte ihr alle Stunden ihres Ehelebens geschlagen. Aber was lag daran? Man soll sich nicht an Gegenstände hängen!

Sie faßte jetzt den Entschluß, in's Nebenzimmer zu gehen und nicht feige zu sein; trotz aller Behutsamkeit knarrte die Thüre sehr — Anna zitterte so, daß sie das Licht kaum halten konnte: beide Kinder schliefen ruhig. Sie wagte nun einen scheuen Blick auf das Schlaffopha. Angezogen lag ihr Mann regungslos da. Schief er? Nein, er stellte sich nur so. Sie schwankte einen Augenblick, ob sie auf ihn zugehen und ihm ein Wort sagen solle, aber er wollte augenscheinlich nicht mit ihr sprechen — warum stellte er sich sonst schlafend? Auf dem Tische sah sie neben Hut und Paletot wirklich den Revolver liegen; es wunderte sie nicht einmal, sie hatte es so deutlich durch die Thür hindurch gefühlt, daß es sie nicht mehr erschreckte. Seit Jahr' und Tag reiste er nie ohne Revolver; hatte sie vorhin, als sie das Licht anzündete, damit sich und ihm das Leben gerettet?

Sie ging in's Krankenzimmer zurück. Die große

Spannung war von ihr gewichen, und sie fühlte sich todmüde; auch in der vergangenen Nacht hatte sie fast nicht geschlafen, und die Erregung raubte ihr vollends die Kraft. Sie durfte ruhig zwei Stunden schlafen, denn erst um fünf Uhr war wieder Medicin zu geben, und falls das Kind sie rief, würde sie ja gleich wach sein. So nahm sie das Sophasissen und legte sich auf den Fußboden, dicht neben das Bett.





8. Kapitel.

Andrea hatte ihre Stieftochter sehr ungeduldig erwartet.

„Denke Dir, welches Glück, daß der Russe gestern auszog und ich heute das Borderzimmer wieder zur Verfügung hatte: Frau Albuteanu war hier! Das hast Du von dem dummen Gelaufe zu Schmitt's, daß Du sie verfehltest!“

Lisa zuckte die Achseln.

„Sie kam in höchst eleganter Person, mit ihrer eleganten Equipage; desto unangenehmer war es mir, daß ich keinen Diener habe. Sie war sehr gnädig und trug einen prachtvollen grauen Plüschmantel mit Blausuchs besetzt — wie würde der mir stehen! Sie, bei ihrer kleinen Figur, bringt ihn garnicht zur Wirkung. Was meinst Du aber, das sie wollte? Sie macht Dir den Vorschlag, mit ihr auf drei Monate nach Genf oder Nizza — ich weiß nicht genau, welches von beiden — zu reisen!“

Lisa's Gedanken waren beim kranken Kinde. „Um Gottes Willen, gewiß nicht!“

„Du bist ganz thöricht! Natürlich nimmst Du die Einladung an. Ich wünschte nur, mir wäre je solch' Glück widerfahren.“

Lisa begab sich auf ihr Zimmer. Nein, sie wollte nicht mit den fremden Leuten reisen, überhaupt nichts von ihnen annehmen. Freilich, wenn Andrea sehr darauf bestand, mußte sie doch wieder nachgeben; sie that ja immer, was die Andern wollten — bis auf jenes eine Mal, wo sie ihrem eigenen Kopfe gefolgt war, und gewiß nicht zu ihrem Heile!

Sie saß auf der Bettkante und wunderte sich, woher sie damals den Muth genommen! Das war ihr jetzt ganz unverständlich geworden. Zu ihrem Charakter konnte es auch nicht gepaßt haben. Und von jener plötzlichen Leidenschaft für ihre Stiefmutter fand sie jetzt nicht die geringste Spur mehr in sich. Woher diese Ernüchterung?

Das Ideal einer Frau war ihr jetzt Anna Schmitt. Mit dieser verglichen, war Andrea eine Unwürdige, falsch und trivial in allem, was sie that und sagte.

Lisa konnte Anna Schmitt nicht einmal unterstützen, denn Andrea hatte das Geld aus Berlin an sich genommen, als ob es ihr Eigenthum sei, und sofort einen neuen Teppich für das Wohnzimmer angeschafft.

Als sie zum Essen hinunterging, fand sie Herrn Morton, den früheren Collegen ihres Vaters, bei Andrea. Sie hatte ihn schon einige Male gesehen, aber immer war er fortgegangen, sowie sie in's Zimmer trat. Andrea hatte ihr gesagt, daß sie sich mit Frau Morton, einer ganz ungebildeten Person, überworfen habe; des-

halb käme der Mann wohl öfter zu ihr, weil er fühle, wie sehr seine Frau im Unrecht gewesen.

Heute hatte er sich freigemacht, um bei ihnen zu speisen. Da Andrea so unerwartet zu Geld gekommen war, hatte sie einige Gerichte bei Capsha bestellen lassen, und Lisa war ganz verwundert über die große Veränderung, die seit zwei Tagen im Hause vor sich ging: Andrea schien auf einmal ein ganz anderes Leben führen zu wollen. Sie erzählte ihrem Gaste mit drolligen Uebertreibungen, in welchem Schmutz der russische General seine Zimmer hinterlassen habe; drei volle Tage lang wäre geschauert und geweißt worden, um alles wieder in wohnlichen Zustand zu bringen.

Lisa wußte, daß das erlogen war, und that, als hörte sie es nicht.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte Andrea scharf.

Lisa blickte auf und antwortete: „Nur Kopfschmerzen!“ Sie sah Herrn Morton's Blicke mit warmem Interesse, Andrea's aber mit unverhohlenem Aerger auf sich gerichtet. Die Letztere erklärte Schlaf für das einzige Mittel dagegen und schickte Lisa gleich nach dem Essen in's Bett. Sie kam sogar nach einer Weile, um sich selbst darnach umzusehen, ob sie schliese

Andrea's Heilmittel war entschieden das richtige, denn Lisa wachte am nächsten Morgen ganz wohl auf. Sie schickte sofort den Knecht zu Frau Schmitt und bat um Nachricht.

„Der Doctor sagt, es wäre nicht besser. Du darfst nicht kommen, Lisa!“ hatte Frau Schmitt zur Antwort

mit Bleistift auf ein Stück Papier geschrieben. Am Abend machte Lisa es möglich, noch einmal hinzuschicken, erhielt jedoch keine bessere Nachricht. —

Es war ein Tag, der Anna Schmitt wie eine Ewigkeit erschien. Gegen Anbruch des Morgens war sie erwacht. — War nicht eben zuvor ihr Mann im Zimmer gewesen? Oder hatte sie geträumt?

Mühsam fachte sie das ersterbende Feuer im Ofen wieder an und reichte ihrem Kinde die Medicin. Das Fieber hatte nicht abgenommen, und das Bewußtsein war ganz unwölkt. Die Nachtlampe wollte verlöschen, draußen aber war es noch ganz dunkel, deshalb that sie einen neuen Brenner auf's Del, alles wie eine Schlafwandelnde, denn die kurzen Stunden der Ruhe hatten sie mehr betäubt als erquickt.

Ach, ihr Kind war schwer krank, das konnte sie sich nicht mehr verhehlen. Sie drängte sich ganz dicht an das Bettchen, als könne ihre Nähe dem Kinde helfen.

Ehe das Tageslicht da war, ertönten auch nebenbei Stimmchen; sie wollte hinein, aber schon vernahm sie ihren Mann, der augenscheinlich den Kindern beim Ankleiden behülflich war.

Wieder fing Alice an, laut zu phantasiren; die Mutter beugte sich über sie und als sie sich aufrichtete, stand ihr Mann am Bett. Sie mochte ihm nicht in die Augen blicken, es war auch noch Zwielficht, und er sah nur auf sein Kind und fragte dumpf:

„Wie ist das so plötzlich gekommen?“

„Ich weiß es nicht,“ flüsterte sie. „Es ist Diphtheritis, wir müssen die andern Kinder fern halten!“

„Kann ich Dir hier helfen?“

„Für den Augenblick nicht.“

„Ist es Dir lieber, wenn ich heute zu Hause bleibe?“

„Wenn Du keine Arbeit hast“

„Doch, ich könnte zu Kother gehen . . .“

„Geh' lieber, Du weißt wir werden es brauchen.“

Nach einer Weile sagte er: „Ich möchte den Arzt abwarten. Wann kommt er, und wen hast Du gerufen?“

„Doctor Reimer; vor neun Uhr wird er nicht hier sein.“

„Soll ich nicht noch andere Aerzte holen?“

„Ach nein, Ernst, wozu?“

„Einer sieht doch weniger als zwei oder drei . . .“

„Bitte, thu' es nicht! Ich habe Vertrauen zu Reimer und vor allem zu Gott.“

Sie brach in Schluchzen aus und sank in die Kniee.

Schmitt kehrte in's Nebenzimmer zurück und schickte seiner Frau durch die Magd eine Tasse heiße Milch. Sie versuchte dem Kinde etwas einzulösen, es war aber unmöglich. Der Arzt kam, untersuchte das Kind und ließ das Pinseln einstellen. Nach einem prüfenden Blick auf die Wohnung, die er jetzt bei hellem Tageslicht sah, erklärte er sie für die Ursache der Krankheit.

„Aber wir wohnen schon seit dreiviertel Jahr hier!“ rief Anna.

„Sawohl, erst im Winter, während des Heizens, zeigt sich die ganze Schädlichkeit feuchter Wohnungen,“ erwiderte er.

Anna brach ihren letzten Geldvorrath an, um zur Apotheke zu schicken; sie wollte alles weggeben, was sie besaß, in dem kindischen Gefühl, daß sie durch erneute Sorgen, durch Mangel und Opfer sich ihr Kind zurückkaufen könnte. O, es durfte nicht von ihr gehen, ihr Lieblingskind — es war ja ihr erstes! — Dieser kleine Engel, dem sie alles verdankte! Denn wie sie jetzt, während der stillen Morgenstunden, am Bette ihres gequälten Kindes, an die sieben Jahre dieses geliebten Lebens zurückdachte, schien es ihr alles zu enthalten, was ihr werth war hienieden, als sei sie erst durch ihr Kind zur Erkenntniß von Gut und Böse gelangt! Welch' verwöhnte, oberflächliche, lachende Frau war sie gewesen! Nicht durch ihre Mutter, durch ihr Töchterchen war sie erzogen worden!

Aber wie gleichgültig war dies, was lag an ihr und ihrem inneren Leben, wenn ihr süßes Kind von ihr ging! Die beiden Anderen waren ja auch ihre Kinder, aber jetzt gehörte ihr ganzes Herz der Aeltesten!

Der Arzt kam wieder und verlangte, daß man das Kind badete. Natürlich war es sehr schwierig, das arme, fast bewußtlose Kind dabei nicht zu quälen; bald aber lag es wieder in seinem Bette, das unterdeß frisch hergerichtet worden war. Als Schmitt Abends beim Heimkommen den Doctor auf dem Hausflur traf, hörte Anna den Letzteren sagen: „Nein, nichts mehr zu machen!“

Was sollte das heißen? Hatte sie richtig verstanden? Oder meinte er nur, man müsse der Natur

vertrauen, die könne das Kind noch retten? Es war ja nicht möglich, daß keine Hoffnung mehr sein sollte! Alice schließ ja seit einigen Stunden und machte nicht mehr den leidenden, gequälten Eindruck. Nein, ihres Mannes Umkehr wäre damit zu theuer bezahlt! Wie hatte sie es neulich glauben können, daß sie nichts so liebte wie ihn? Sie liebte ja nur ihr Kind! Sie wollte ihn garnicht sehen! Sie trug den unvernünftigen Gedanken in sich, das Schicksal habe das Herzblut ihres Kindes gefordert für seine Rettung!

Sie schloß sich mit dem Kinde ein. Er klopfte an die Thür und bat sie, etwas zu essen: sie hörte es, und seine Stimme klang wie in früherer Zeit, aber sie konnte und wollte sich nicht rühren. Sie legte sich dicht an das Kind, um sich jede Ansteckungsmöglichkeit zu geben, denn sie dachte nicht mehr an die Anderen, nein, sie wollte fort aus der Welt mit ihrem süßen ältesten Mädchen! O, sie hatte ein Recht, sich das zu wünschen, denn sie konnte nicht mehr, sie konnte und wollte nicht weiter leben!

Er klopfte wieder — Jetzt flehte er sie an, jetzt fand er die Töne, die sie manchmal im Traume noch gehört: „Meine liebe, süße, kleine Frau!“ — jetzt, wo ihr alles gleichgültig geworden! Warum sollte sie ihm aber nicht öffnen? Sie richtete sich auf und schwankte bis zur Thür, dann, ehe er noch eingetreten, lag sie wieder neben dem Kinde. Er mußte eine Lampe hinein gebracht haben, denn es wurde hell im Zimmer. Das Kind schlummerte weiter, es athmete ja. Er stand an der anderen Seite des Bettes, nein, er kniete dort; sie

sah es, obgleich sie die Augen fest geschlossen hielt. „Anna . . .“ bat er. Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich!“ sagte sie, als er an ihre Seite kam — sie wollte nicht gestört sein, sie gehörte nur dem Kinde.

„Unser Töchterchen ist todt, Anna“ Sie richtete sich auf und sah ihn entsetzt an. Dann schrie sie wild auf und warf sich über ihr Kind.

„Komm' in's Nebenzimmer!“ hörte sie ihn sagen. „Sei vernünftig!“

„Vernünftig?“ schluchzte sie. „Das sagst Du, Du, der Du an allem schuld bist?“

Er nahm sie in seinen Arm und trug sie mit Gewalt in's andere Zimmer, legte die leichte Last dort auf das Sopha und knieete neben ihr nieder. „Geh' fort!“ rief sie. „Und wenn Du jetzt ein Engel würest und wenn Du alles gut machtest, — das kann ich doch nicht vergessen, daß sie es mit ihrem Leben bezahlt hat! Du bist daran schuld! Aber Du wirst es nicht einmal gut machen, Du kannst nicht mehr zurück, Du bist verloren. — O, ich wünschte, ich wäre todt!“

Ihm rannen die Thränen über das Gesicht. „Habe ich sie nicht auch geliebt, Anna? . . .“

„Geliebt, ja, wie solltest Du nicht!“ unterbrach sie ihn, außer sich.

Die sanfte, geduldige Frau glich einer Irrsinnigen. Aber wie seltsam, ihm that das wohl, daß sie nicht wie bisher ihm an Güte und Vernunft überlegen war; ihm war es lieb, daß sie ihn mit Vorwürfen überschüttete, daß sie ihm in's Gesicht warf, er hätte sie in der letzten Nacht erschießen wollen — schade, daß er es

nicht gethan, denn dann wäre sie todt und bei ihrem Kinde!

Er war wieder der Mann in seinem Hause, er ordnete alles an, er mußte Einsicht und Vernunft haben, er mußte gütig und nachsichtig sein, denn so viel er sich auch vorzuwerfen hatte, — das war ungerecht, daß er an der Krankheit des Kindes schuld sein sollte! Der Tod beherrscht gleich Palast und Hütte!





9. Kapitel.

Lisa's Vorahnung war eine richtige gewesen; daß sie keinen Widerstand leisten könnte, sobald Andrea und Frau Albuteanu ihr Mitreisen beschlossen hatten; warum wollte sie überhaupt nicht? Sie fühlte ja die Ehre dieser Einladung, und es schmeichelte ihrer Eigenliebe, daß diese vornehme Rumänin sie, die nie für voll angesehenen Deutsche, mit sich in ihre Genfer Villa nehmen wollte! Wenn nur das bange Vorgefühl nicht da wäre, daß sie bei der originellen kleinen Dame bald in Ungnade fallen würde!

Ihr alles recht zu machen, mußte sehr schwer sein, und Frau Albuteanu's Ungnade war ebenso unberechenbar wie ihre Gnade.

Andrea hatte aber schon für ihre Stieftochter zugesagt und wollte von keinem Einwande hören. Ihr paßte es sehr; denn sie erhoffte von dieser Beziehung Lisa's eine gesellschaftliche Stütze für sich selbst, die ihr seit Walter's Tode sehr fehlte.

Am 1. Februar brach Frau Albuteanu mit Sohn und Bruder auf. Sie hatte manche Neckereien von

Beiden hören müssen wegen ihrer plötzlichen Schwärmerei für die kleine Berlinerin, und hinter ihrem Rücken hatten alle Verwandte über diese neueste Marotte die Nase gerümpft. Lolo war es sofort klar gewesen, was die Tante beabsichtigte; sie hatte sich deshalb Hals über Kopf mit ihrem Vetter George verlobt, und Beide waren übereingekommen, dies Ereigniß bis auf einen günstigen Zeitpunkt geheim zu halten.

Es lastete schwer auf dem Gemüth des Sohnes; denn wie sollte er je die Einwilligung seiner Mutter erlangen? Manchmal schien es ihm sogar, als wäre es kein Unglück, wenn der Fürst den Consens verweigern sollte. —

Lisa war entzückt von dem Aufenthalt in Genf. Frau Albuteanu's Besizung hatte eine herrliche Lage; wenn keine Ausflüge gemacht wurden, spielten Lisa und George Schach auf der Terrasse über dem See, oder sie las stundenlang in der großen Bibliothek des Hauses. John Malfaki kam wenig zum Vorschein, da er bei günstigem Wetter den ganzen Tag angelte.

Noch nie war Lisa so glücklich gewesen; sie fühlte, daß sie Allen gefiel, und ihr gefielen Alle. Warum konnte nicht das ganze Leben so bleiben? Aber ganz hinten in ihrem Herzen war etwas, das Radu hieß! Ach, hätte sie ihn doch nie gesehen, denn dann hätte sie George lieben können — und eigentlich war es unmöglich, ihn nicht zu lieben! Die vornehme Ruhe des Hauses hatte auch er, und die Sorgfältigkeit des Reichthums kennzeichnete ihn äußerlich und innerlich.

Er war eine unselbständige Natur — das gab er

selbst zu —, besonders wenn man ihn neben seinem entschiedenen, lebhaften Onkel sah. „Ich bin zu bequem dazu . . .“ sagte er bei jeder Gelegenheit. Frau Albuteanu aber war froh darüber, denn ihre zärtliche Liebe wollte ihn in allem beherrschen. George behandelte Lisa wie eine jüngere Schwester; er kam sich überhaupt immer schon alt vor, trotz seiner sechsundzwanzig Jahre. Keine der Leidenschaften, denen sonst junge Männer ergeben sind, hatte Macht über ihn; zum Tanzen war er zu bequem und ungewandt, zum Sagen zu sentimental; dagegen hatte er von der Mutter die Freude an Büchern geerbt; er war immer fleißig gewesen und hatte glänzende Examina abgelegt.

Gleich seiner Mutter fällt auch er ein traurig vernichtendes Urtheil über sein Volk, und oft discutirte er mit seinem Onkel, wer von den mächtigen Nachbarn wohl die meiste Aussicht habe, Rumänien dereinst zu verschlucken. Lisa hörte dann immer ganz bestürzt zu, und einmal, als sie mit George allein war, rief sie aus: „Aber Sie sind doch Rumäne! Ein Mann mit festem Willen vermag ja so viel: Bringen Sie ihr Volk doch vorwärts!“ Er lächelte: „Gerade, daß wir nicht im Stande sind, einen festen Willen zu haben, ist unser Fluch. Sie sind aus anderem Stamm, Sie verstehen das nicht. Aber lesen Sie doch die Geschichte des Orients: gegen seine Bestimmung vermag man nichts.“

„Ich erkenne keine Bestimmung an!“ entgegnete sie.

„Sie werden sich bekehren, wenn sie länger bei uns leben.“

Besonders gern unterhielten sie sich über Radu. George hatte Jahre lang in Paris mit ihm in demselben Hause gewohnt und alles mit ihm getheilt. Vor Lisa pries er immer nur die guten Eigenschaften ihres Stiefbruders; wie überlegen er allen seinen Kameraden gewesen sei, wie liebenswürdig, wie fleißig, und welche eine Begabung des gesprochenen Worts! „Wir Rumänen leisten Alle im Reden viel, wie die Südfranzosen; es macht uns nichts aus, wenn hin und wieder eine kleine Uebertreibung mit unterläuft; Radu aber war doch unser Aller Meister!“

„Er ist aber doch wahr und aufrichtig?“ fragte Lisa.
 „O gewiß!“ betheuerte George schnell.

Frau Abuteanu glaubte ihrer Sache sicher zu sein: zwei junge Menschen, in solcher Intimität mit einander lebend, mußten sich lieb gewinnen! Lisa ward täglich schöner und war sehr viel angenehmer, als sie geglaubt; immer heiter und gefällig, dabei ein unverdorbenes Kind — eine bessere Schwiegertochter konnte sie sich nicht wünschen! Sie entwarf schon Pläne für ihres Sohnes Zukunft; sie wollte sich nicht von dem jungen Paare trennen, das war ja der Grund, weshalb sie selbst sich ihre Schwiegertochter auswählte; die Deutschen aber waren ja bekannt als gute Frauen und Mütter! —

Der Mai war in's Land gekommen; aber so oft Frau Abuteanu von der Heimkehr sprach, baten Lisa und George: „Nicht vor dem Hochsommer!“ Sie hatte jedoch auf ihren Gütern, die sie selbst verwaltete, zu thun und setzte die Abreise auf Ende des Monats fest.

Malfaki war schon lange fort; seine Empörung über die Ausschließung Rumäniens von den Friedensverhandlungen hatte ihn nach Hause getrieben; auch ärgerte es den alten Herrn, daß sein Nefte immer nur sagte: „Das habe ich immer vorausgesehen! Wir sind höchstens gut genug, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen!“ — Malfaki fühlte sich in seinen ererbten russischen Sympathien entsetzlich gekränkt. Wie konnte die historische Vormacht des Orients dem Tochterlande das anthun? — George, in westländischer Verachtung Rußlands aufgewachsen, sympathisirte darin nicht mit seinem Onkel, und Frau Abuteanu war abgefagte Russenfeindin.

Lisa saß eines Morgens allein in einer Laube des Gartens und las im Byron. Frau Abuteanu war der Meinung, Lectüre schade nie, und junge Mädchen dürften alles lesen: Was sie nicht ohnehin wüßten, lernten sie nicht aus Büchern! Trotzdem hatte Lisa beim Don Juan das Gefühl, etwas ganz Unerlaubtes zu lesen; ihr wurde bang und schwül, und als sie Schritte auf dem Kieswege hörte, wäre sie lieber allein geblieben.

Nein, das war unmöglich — Radu stand vor ihr! Sie sprang auf und eilte mit einem Ausruf auf ihn zu. Alles war in dem einen Augenblick verändert, die Welt in und außer ihr.

„Radu!“ rief sie und hing an seinem Halse, halb weinend, halb lachend. Ihr Glück war das einer Schlafwandelnden gewesen, ihr Leben hatte stille gestanden, so lange sie in diesem Hause verweilt — jetzt war sie erwacht!

„Komme ich nicht schon zu spät?“ fragte er. Er hatte sich neben sie gesetzt und die vor Erregung Zitternde mit seinem Arm umschlungen. Sie sah ihn groß an, sie verstand ihn nicht.

„Ich fürchtete, Du seist mir schon verloren — denn, Lisa, ich habe all' die Monate dagegen gekämpft, aber ich unterlag: Lisa, Du mußt die Meine werden!“

Sie barg ihren Kopf an seiner Brust.

„Liebst Du mich wirklich noch?“

Sie nickte und umflammerte seinen Nacken mit ihren Armen.

„Wie ich hörte, daß Du mit George hier seist, da überkam es mich wie Irrsinn, ich warf alles von mir, ich eilte her, um Dir zu sagen, daß ich Dich liebe! Und nun ist der Alp von mir genommen, Lisa, Du bist jetzt mein, wie ich willenlos der Deine bin!“

Er zog sie auf sein Knie; sie aber blickte sich scheu um.

„Radu, laß mich, man könnte uns sehen“

Sie mochte keine Liebkosungen, ihr ganzes Herz war noch so voll, und sie wollte es vor ihm ausschütten, sie hatte noch so viel zu sagen!

„Da kommt wirklich Jemand!“ rief sie und sprang auf.

Es war George, der im Hause von Radu's Ankunft gehört hatte.

Natürlich waren die beiden Männer sofort mitten in der Politik; Lisa hörte schweigend zu. Vor George war Radu plötzlich so kühl und gefaßt gewesen, daß Lisa es wie einen Stich im Herzen fühlte — Jetzt

sollte sie sich für die Dobrudscha interessiren? — Radu fand eigentlich den Tausch mit Bessarabien ganz vortheilhaft, erklärte aber, daß man denselben als Waffe gegen die Regierung verwenden müsse.

„Eine bessere Regierung bekommen wir doch nicht. Wozu willst Du diese stürzen? Sie sind sich Alle gleich, bei uns giebt es keine anständigen Menschen!“ meinte George; schließlich aber gab er, wie immer, nach: „Ja, Du hast recht, die Hauptsache ist, daß wir Muskalianu stürzen. Man darf nicht zu viel verlangen, aber daß wir nach einem siegreichen Kriege eine Provinz verlieren, ist zu stark!“

Lisa wunderte sich über die Leichtigkeit, mit der er sich unstimmen ließ, und stellte bei sich einen Vergleich zwischen den beiden Männern an. George war größer und schlanker; Radu sah trotz seiner Lebhaftigkeit und Beweglichkeit älter aus; er war breiter, besonders in den Hüften; George war ruhig in Geberden und Sprache, dunkelblond von Haar und Bart, während Radu den Typus des Südländers darstellte mit seiner dunklen Haut, seinem schwarzen Auge und Schnurrbart. Das Schönste an Radu waren seine Augen — manchmal, mitten im Gespräch, warf er Lisa einen halb verschleierten Blick zu, unter dem sie zusammenzuckte. So hatte noch nie Jemand sie angeschaut!

Das Weiß seiner großen Augen war bläulich, und das hatte Lisa immer als große Schönheit rühmen hören. War er schön? Das wußte sie nicht, sie wußte nur, daß er Radu war!

„Gehen wir in's Haus, meine Mutter wird jetzt zurück sein!“ sagte George, und Alle erhoben sich.

„Ich habe einen Fall, George,“ begann Radu, „für den ich Dich um Deinen Rath bitten wollte.“

„Nun?“

„Mein Onkel ist gestorben, — Du brauchst kein trauriges Gesicht zu machen, mir lag nichts an ihm; er hat sich beim Bankerott meines Vaters sehr schlecht benommen; ein steinreicher Mann, aber von schmutzigem Geiz.“

„Er gab Dir doch in Paris Zuschuß zum Studiren,“ wandte Lisa ein.

„Das war seine Pflicht; übrigens hat das nichts mit der Sache zu thun. — Er hat sein gesamtes Vermögen seiner Frau hinterlassen: Leibeserben waren nicht vorhanden. Nun hat die Wittwe eine Fülle eigener Verwandten, mir also wird von der ganzen Hinterlassenschaft nie ein Heller zu gute kommen . . .“

„Da Du nie darauf gerechnet hast, ist das kein großer Verlust,“ meinte George.

„Warte nur! — Diese Frau, die von ganz gemeiner Herkunft ist, hat aller Wahrscheinlichkeit nach sich nicht gescheut, dem eigentlich schon unzurechnungsfähigen kranken Manne mit allen Mitteln dies ungerichte Testament abzuwingen. Meine Vettern in Galatz und ich, wir haben beschlossen, das Testament anzufechten, andere Blutsverwandte sind nicht da. Hätte die Wittwe mit uns getheilt, dann würden wir es nicht auf einen Proceß haben ankommen lassen; so aber kann sie alles verlieren!“

George entgegnete: „Weißt Du, daß ich zweierlei Bedenken habe?“

„Ich weiß, was Du sagen willst! Glaubst Du, daß ich mir das nicht selbst gesagt habe? Ich werde doch nichts unternehmen, was mir irgendwie vorgeworfen werden könnte!“

„Oder was Du Dir selbst vorwerfen müßtest!“

„Natürlich. Allein sieh: Es ist doch eine Unge-
rechtigkeit! Warum sollen diese verkommenen Leute —
denn die ganze Familie der Wittve ist von der schlimmsten
Sorte — von dem Gelde leben, das mein Großvater
für seine Familie durch Fleiß und Sparsamkeit er-
worben hat?“

„Gewiß, Radu, darin hast Du recht, aber“

„Aber Du meinst, mein Onkel besaß das Ver-
fügungsrecht über sein Eigenthum, nicht wahr? Das
eben bestreite ich. Er war so in den Klauen dieser Frau,
daß von Freiheit des Willens bei ihm keine Rede war.
Außerdem ist er an Gehirnerweichung gestorben! —
Die Frage ist nun die: von welchem Zeitpunkte an
datirt seine Unzurechnungsfähigkeit? — Glaubst Du
wirklich, daß er seinen Geschwisterkindern keinen Heller
hinterlassen wollte? Ich nicht, ich bin vielmehr über-
zeugt, daß er sich seiner Pflichten sehr wohl bewußt war!“

„Das ist etwas anderes, wenn Du davon über-
zeugt bist.“

„Nun kommt noch Eins dazu: Das Testament selbst
ist nicht von seiner Hand, nur die Unterschrift; das
Datum hingegen ist von dritter Hand hinzugefügt!“

„Das sieht allerdings verdächtig aus!“

„Für mich ist das der Beweis der Fälschung!
Der arme alte Mann wußte nicht, was er unterschrieb.“

„Wer ist Dein Advokat?“

„Ich will es selbst in die Hand nehmen, es soll meine erste Sache sein! Nachdem ich das Nöthigste eingeleitet habe, mache ich schnell mein Examen in Paris, und im August, nach den Gerichtsferien, etablire ich mich als Advokat! So gut wie ich vertritt doch Niemand meine Interessen.“

„Wie viel Blutsverwandte seid ihr?“

„Bon meiner verstorbenen Tante in Galatz leben zwei Söhne und eine Tochter. Da ich aber die ganze Sache auf mich genommen habe, da ich den Proceß führe und für alle Kosten und Schwierigkeiten allein aufkomme, so haben sie mir ihre Ansprüche im Voraus gegen ein Billiges abgetreten. Das Vermögen beläuft sich auf reichlich eine Million; die Galatzer Bettern erklärten sich mit je Hunderttausend zufrieden; mir gehört ja, als einzigem Nachkommen des einen Zweiges, so wie so die Hälfte. — Falls wir verlieren sollten, hab' ich auf ihre Beisteuer zu den Gerichtskosten verzichtet. — Uebrigens, George, ich habe mir die Sache auch vom höheren Standpunkte aus überlegt: Ich würde das Geld zu weit besseren Zwecken verwenden als diese alte Tante, die es sich doch noch bei Lebzeiten von den Popen abschwindeln ließe! Sowie ich die Erbschaft antrete, werde ich hunderttausend Frank auf die Gründung eines guten Gymnasiums verwenden; wir haben so niederträchtig schlechte Schulen, und nicht alle Eltern besitzen das Geld, um ihre Kinder in's Ausland zu schicken; giebt es erst

ein einziges gutes Gymnasium, dann ist der Anfang gemacht!"

„Ein famoser Plan! Aber Hunderttausend reichen nicht. — Weißt Du was, ich schenke Dir das Terrain! Wir haben in der Gegend der Strada Icoane ein großes Grundstück brach liegen; dort baust Du; ich liefere Dir den Plan, ich bin ja ein halber Baumeister, und zum Unterhalt der Schule schießen wir, nämlich unser Pariser Demosthenes-Club, jährlich das Nöthige zu!"

„Hast Du Eugene Aram von Bulwer gelesen, Radu? Darin kommt ein Mann vor, welcher mordete, um sich Geld für höhere Zwecke zu verschaffen"

„Ich entfinne mich nicht," antwortete er freundlich. „Ich lebe nicht mehr, wie Du, in einer eingebildeten Bücherwelt! Aber weißt Du, wie Deine Bemerkungen mir vorkommen?" fuhr er fort, als er sah, daß George über Lisa's Einwurf lachte, „wie Spülwasser, das man in einen klaren, rauschenden Bach gießt!"

„Nein, Radu," entgegnete George; „die einzig Vernünftige unter uns ist Fräulein Lisa!"

„Vernunft ist oft ein Synonym für Philistrität!"

Da trat Frau Albuteanu in's Zimmer. Sie begrüßte Radu sehr kühl und reichte ihm nicht einmal die Hand, sondern begnügte sich mit der Bemerkung, daß die unerträgliche Hitze des Zimmers wohl eine Folge des Tabakqualms sei; die Jugend von heute würde sich völlig zerrütten durch dies Laster! — Sie war gereizt durch die Unverfrorenheit, mit welcher der fremde junge Mann sich bei ihr wie ein ersehnter Gast installirt hatte; Radu merkte das und machte sich ein Vergnügen daraus,

die empfindliche Dame noch mehr aufzubringen. Er sagte, daß er es auf seinem Wege nach Paris nicht habe versäumen wollen, ihr für die Liebenswürdigkeit zu danken, mit der sie sich seiner kleinen Schwester annähme. Frau Albuteanu aber erwiderte, sie wüßte nicht, daß er ihr dafür Dank schuldig sei; er und Lisa wären ja garnicht mit einander verwandt, und sie fände es unpassend, daß er Lisa so vertraulich mit dem Vornamen anrede: „Als ich jung war, hatten die Männer bessere Sitten.“

„Daran wird Niemand zweifeln, der die Ehre hat, Sie zu kennen, gnädigste Frau!“ entgegnete er boshaft. „Ich hoffe, daß Fräulein Walter Ihnen die Feinheit und Liebenswürdigkeit altfranzösischer Urbanität ablernen wird. Ich bin leider nicht aus altem Geschlechte, sondern ein Kind des Volks, und werde meine bürgerliche Unfeinheit wohl nicht mehr ablegen können.“

Für George war dieses Gespräch natürlich im höchsten Grade peinlich; die Frühstückszeit nahte, und er hatte Radu eingeladen, mit ihnen zu speisen. Er wiederholte jetzt seine Aufforderung, in der vergeblichen Hoffnung, daß seine Mutter dieselbe unterstützen würde, und gab dann Befehl, anzurichten. Radu besann sich einen Augenblick, ob er bleiben solle; wenn er jetzt ging, mußte es Lisa den Eindruck machen, als ob er hinausgeworfen wäre; und der Alten zum Aerger zu bleiben und ganz unbefangen und liebenswürdig zu thun, reizte ihn. Ja, als der Diener ankündigte, daß servirt sei, wagte er es, Frau Albuteanu den Arm anzubieten; sie aber lehnte kühl ab, man habe in ihrem Hause die Sitte

des Zutischführens nicht! — Lisa flüsterte Radu zu: „Warum bist Du nicht fortgegangen?“

Er erwiderte schnell gefaßt: „Weil ich mich von Dir nicht losreißen kann!“

Frau Albuteanu hatte das Flüstern gehört und sah Lisa so scharf an, daß diese bis in die Stirn erröthete und bei Tische den Mund nicht aufzuthun wagte. Radu aber war von der größten Ungezwungenheit und zeigte seinen ganzen Witz und sein Erzählertalent. Selbst George war lebhafter als sonst, und nur Frau Albuteanu ließ sich durch keine Nachrichten aus der Heimath, durch keine Reiseanekdoten zu einer Milderung ihrer starren, abweisenden Mienen bringen. Sie schalt ihn innerlich einen frechen Griechen und war froh, als die Mahlzeit beendet war und sie sich mit Lisa auf die Terrasse zurückziehen konnte.

„Eine reizende, originelle Frau!“ meinte Radu, als er mit George allein geblieben. „Ein Typus, der leider bei uns ausstirbt — aufrichtig, ehrenhaft und intelligent! Welche Würde und welches Maß in jeder Empfindung!“

George verstand die Ironie dieser Worte nicht, sondern erwiderte: „Die gute Mutter ist mehr Mann als ich. Wohin wären wir Alle gekommen ohne sie, nach dem frühen Tode des Vaters? Sie hat das große Vermögen allein verwaltet, und wie gut! Ich staune jetzt, wo ich selbst damit zu thun habe, über ihre Sachkenntniß und Weisheit.“

„Dein Vater muß sehr glücklich gewesen sein!“ fuhr Radu ironisch fort.

„Das war er auch,“ entgegnete George; da gewahrte er das spöttische Lachen auf dem Gesichte seines Freundes und lächelte gleichfalls. „Du meinst, Du möchtest keine Frau, die Dir überlegen ist und Dich etwas leitet?“

„Nein, allerdings nicht, die müßte auch erst geboren werden!“

„Sag’ das nicht; gerade Männer Deiner Art werden leicht beherrscht.“

„Aber womit sollte sie mich beherrschen? Doch nicht mit Dem, was ich überall finden kann, so viel ich will?“

„Nein, aber durch Schmeichelei, selbst durch ganz grobe!“

„Das wirft man intelligenten Männern immer vor; aber gut, ich werde mich davor hüten!“





10. Kapitel.

Als die Herren auf die Terrasse kamen, wandte Radu sich an Lisa: Er habe mancherlei ernste Dinge mit ihr zu besprechen, die seine Mutter ihm aufgetragen — Ob er nachher mit ihr ausfahren oder zu ihr auf ihr Zimmer kommen dürfte?

„Darf ich Radu mein schönes Zimmer zeigen?“ fragte Lisa Frau Albuteanu.

„Ich wüßte nicht, was daran sehenswertig wäre; die Aussicht ist von hier dieselbe. Außerdem empfängt man Herren nie im Schlafzimmer, mein Kind.“

„Dann gestatten Sie wohl, daß Lisa ein Stündchen mit mir ausfährt?“

„Nein, auch das ist unpassend; Ihnen steht nicht auf dem Rücken geschrieben, daß Sie ihr angeheiratheter Bruder sind. Aber ich stelle Ihnen hier meine Salons zur Verfügung, drei nebeneinander, und der Garten scheint mir auch groß genug.“

Er verbeugte sich und ging mit Lisa in den Garten hinaus; die Sonne brannte aber so stark, daß sie sich

lieber in die sogenannte Bibliothek, das hinterste der drei Wohnzimmer, begaben.

Lisa stand noch ganz unter dem Eindruck der letzten peinlichen Stunde; sie fühlte sich in Radu gedemüthigt. „Ich verstehe nicht, was Frau Abuteanu gegen Dich hat: gegen mich ist sie von rührender Güte! Wie konnte sie Dich so behandeln?“

„Mir machte die alte Dame Scherz!“

„Das begreife ich nicht, das ist doch gegen die persönliche Würde.“

„Im Gegentheil, mein Selbstgefühl verlangte, daß ich meinen Willen gegen den ihrigen durchsetzte!“

Er zog sie neben sich auf's Sopha und legte seinen Arm um sie. „Nun wir Beide allein sind, haben wir anderes zu bereden! Weißt Du, Lisa, daß George in Dich verliebt ist, und daß seine Mutter Dich nur dazu mit ihm zusammengebracht hat?“

„Aber, Radu, Du witterst überall Liebe!“ entgegnete sie ärgerlich und suchte vergeblich, sich aus seinen Armen frei zu machen.

„Du ahnst natürlich nicht, wie anziehend Du bist; wenn Du Deine Macht kenntest und gebrauchtest, ich würde wahnsinnig vor Eifersucht!“

„Aber bist Du denn nicht von meiner Liebe überzeugt?“

„Ja, Lisa, aber hast Du vergessen, daß wir uns nie heirathen können?“ fragte er traurig.

Sie sah ihn starr an.

„Warum können wir uns nicht heirathen?“ Sie riß sich von ihm los, und ein kalter Schein blitzte in ihren Augen.

„Weil Dein Vater thörichterweise der Mann meiner Mutter ward!“

„Sind wir dadurch etwa verwandt geworden?“

„Meine Kirche schließt die Möglichkeit solcher Ehe aus. Aber, Lisa, dürfen die Schranken, die das blöde Vorurtheil der Menschen aufgerichtet hat, uns mehr gelten als das laute Gebot der Natur? Ich kenne Deinen hohen Geist — wo es lediglich eine Form zu finden gilt, nach der wir einander gehören können, wird er sich über kleinliche Bedenken hinwegsetzen“

„Ich verstehe Dich nicht, Radu!“

„Du großes achtzehnjähriges Kind! Was eine Frau mit achtzehn Jahren nicht geworden, das wird sie nicht mehr, sagt Schopenhauer!“

Lisa schwieg. Er hatte sie wieder an seine Seite gezogen; ihr glühten die Wangen, und ihr war so heiß, weil er sie nicht losließ. Er küßte sie auf den Mund und flüsterte: „Wie sollte ich Dich nicht überzeugen, Lisa? Wie solltest Du mir widerstehen?“

Sie sprang auf und flüchtete erregt an die Thür; er folgte ihr mit trunkenen Augen: Sie war wunder schön! Wie war sie aufgeblüht in diesen Wochen der Ruhe und des seelischen Behagens! Ein überwältigender Glanz lag auf ihrem Antlitz, ihre blauen Augen leuchteten und schienen dunkler geworden, und ihre biegsame, herrliche Gestalt war das Ideal jungfräulicher Schönheit! — Oder hatte nur der ungestüme Naturtrieb seine Augen so geblendet, der durch die Gaukelei der Liebe die Menschen über seine Ziele täuscht? So übermächtig hatte Radu ihn nie gefühlt, diesen Trieb, der ihn zwingen

wollte, seine ganze Kraft, sein ganzes Leben an ein fremdes Wesen zu fetten, um einem künftigen Geschlecht, das ihn nichts anging, das er nicht wollte, Dasein und Dauer zu leihen! — O, er kannte seinen Schopenhauer, er würde sich hüten, sich unterjochen zu lassen von der blinden, nur auf Mehrung bedachten Natur!

„Lisa!“ rief er und sprang auf. „Du bist ja ein unwissend, hilflos Kind, Du mußt mir vertrauen und folgen. Du ahnst ja nicht, worum es sich handelt zwischen Mann und Frau . . .“

„Nein, Radu, sag's mir nicht! Ich bitte Dich, Radu . . .“ unterbrach sie ihn ängstlich; ihr war, als müßte sie die Augen schließen und fliehen, nur nichts mehr hören von seinen wilden Reden! Sie war bis an die Portiere zurückgewichen, und plötzlich durchfuhr sie der schreckliche Gedanke: Wenn dort Jemand stand und horchte — wenn Frau Albuteanu alles gehört hatte — o, sie könnte die Augen nicht mehr aufschlagen vor der Frau!

Radu mußte ihre Gedanken errathen haben, denn er schlug plötzlich die Portiere zurück und warf einen Blick in's Nebenzimmer.

„Glaubst Du, daß sie im Stande ist, zu horchen?“

Lisa zuckte die Achseln. Frau Albuteanu war, das wußte sie, von unüberwindlicher Neugier; zudem konnte sie Radu nicht leiden, und gegen wen sie einmal eingenommen war, dem gegenüber hielt sie alles für erlaubt; Radu hatte aber Niemand gesehen und zog Lisa wieder an seine Seite.

„Nein, das kann ich nicht,“ rief sie plötzlich be-

stimmt aus, „das, was in den Romanen steht — so eine heimliche Ehe — die eine Schande ist, wenn Jemand davon erfährt — deren man sich immerfort schämen muß — wo die Kinder keinen Namen haben und womöglich ausgesetzt werden — nein, nein, nein, das kann ich nicht!“ sie brach in Thränen aus.

„Aber wer spricht denn davon, Lisa?“ entgegnete er einlenkend. „Wofür hältst Du mich? Die Sache liegt doch ganz anders: wir haben uns lieb und können uns nicht heirathen. Was bleibt uns da übrig? Entweder für's ganze Leben unglücklich zu werden oder uns über das thörichte Gesetz zu erheben und glücklich zu werden! Ich glaube, kein vernünftiger Mensch wird da einen Augenblick schwanken. Von wem und für wen sind überhaupt solche Gesetze? Doch nur für Dummköpfe! Ich will mein Glück nicht dem Zufall zum Opfer bringen, daß Dein Vater meine Mutter heirathete. — Aber da fällt es mir ein — Lisa, weißt Du, daß nichts einfacher ist, als ihre Ehe für ungültig zu erklären?“

„Aber Radu!“

„Natürlich! Wie konnte ich nicht eher daran denken“

„Das will ich aber nicht! Du kannst es überhaupt nicht aus dem Kirchenbuche löschen; Papa ist ja in der deutschen Kirche getraut worden!“

„Das deutsche Gesetz geht mich nichts an; nach dem dürften wir uns so wie so heirathen, nur die rumänische Kirche, und da ist nichts leichter, als die Ehe zu annulliren!“

„Radu, ist das nicht gewissenlos?“

„Warum denn, Dein Vater ist todt, dem trittst Du nicht zu nahe!“

„Gerade weil er todt ist . . .“ flüsterte Lisa.

„Das ist Sentimentalität! Gelten die Todten mehr als die Lebenden?“

„Nein, ich bring' es nicht über's Herz!“

„Ich weiß, was es ist,“ entgegnete er mit erkünstelter Niedergeschlagenheit. „Du hast mich nicht wirklich lieb! Dein sentimentalere Mädchensinn begeisterte sich für eine unglückliche Liebe, aber mir wirklich anzugehören, das reizt Dich nicht!“

„O Radu!“

„Meiner Mutter wird es im höchsten Grade angenehm sein, ihren deutschen Namen zu verlieren; sie heißt dann wieder Sopholides. Morgen, sowie ich in Paris bin — ich will lieber schon heut' Abend abfahren“ — er sah nach der Uhr —, „schreibe ich ihr!“

Sie unterbrach ihn: „Nein, so darfst Du nicht von mir gehen, Radu! Sag' mir ein Wort, das mir die Ruhe wiedergiebt; ich finde mich selbst nicht mehr in dem Wirrwarr meiner Gedanken, den Du ange richtet hast! Ich will nicht, daß Du kommst wie eine Erscheinung, um mich in's tiefste Herz zu erschrecken, und dann verschwindest! Ich will so mit Dir reden können, wie ich stundenlang rede, wenn ich allein bin! Du kennst mich noch gar nicht, Radu! Deine Gegenwart verwandelt alles in mir; ich kann Dir immer nur meine Ecken und Spitzen zeigen, nie mein wirkliches Wesen“

Ist das Liebe? Weiß ich denn schon, ob ich Dich liebe?“

Sie fühlte sich so unglücklich und in sich zerrissen, daß sie in leidenschaftliches, krampfartiges Weinen ausbrach.

Nadu stand auf. „Wir müssen dies tête à tête abbrechen, es könnte auffallen; beruhige Dich, liebe kleine Lisa — so, trockne Dir die Thränen. — Ueberlege es Dir und Du wirst ganz meiner Ansicht sein! So, jetzt bist Du vernünftig — komm', wir wollen die Anderen auffuchen; ich muß noch mit George wegen der Wahlen sprechen; ich möchte in seinem District gewählt werden: Seine beiden Onkel Malfaki haben dort großen Einfluß, und ich glaube, die könnten mich bei den Nachwahlen im October durchbringen.“

„In die Kammer?“ fragte sie. „Hast Du denn das gesetzliche Alter?“

„Nein, mir fehlen noch anderthalb Jahre, aber ich lasse mir einen falschen Geburtschein ausstellen. Zur Zeit meiner Geburt wurden die Register noch von den Popen geführt, und alles war in Unordnung; überhaupt, da die Galazer Kirche mit allen Kirchenbüchern vor fünf Jahren niederbrannte, kann ich mich so alt machen, wie ich will.“

Lisa schwieg, obgleich sie etwas einzuwenden gehabt hätte — aber sicherlich hatte sie kleinliche Begriffe von ehrlich und unehrlich — vielleicht war es wirklich ohne Belang, ob man sich ein paar Jahre älter oder jünger machte!

„Adieu, Lisi!“ sagte er und schloß sie in seine Arme.

„Geh' noch nicht fort!“ flüsterte sie.

„Nach acht Tagen komme ich wieder,“ tröstete er.

„Es sind nur zwölf Stunden von hier nach Paris. Die alte Albuteanu braucht dann aber nichts davon zu erfahren; ich lasse es Dich wissen, und Du kommst zu mir in's Hôtel!“

„Nein, Radu, das kann ich nicht, wie sollte ich allein ausgehen?“

„So viel Schlaueit, Dich frei zu machen, wirst Du doch haben, wenn ich die zwölfstündige Reise nicht scheue, um Dich zu sehen!“

Sie hätte gern gesagt: „Dann komm' lieber nicht!“ — aber sie wagte es nicht. Bis dahin waren noch acht Tage, und wie rührend von ihm, daß er ihretwegen so viel Strapazen auf sich nehmen wollte!

Radu suchte seinen Freund auf, Lisa aber schloß sich in ihr Zimmer ein. War ihrer Mutter bei ihrer Verlobung auch so zu Muth gewesen? O, gewiß nicht, denn da war alles normal und schön und ohne Heimlichkeit gewesen, da hatte man keine Ehe eines Todten erst für ungültig erklären müssen! Ach, ihre Mutter — wenn sie die jetzt hätte, wie leicht würde alles ihr erscheinen! Noch nie hatte sie sich so einsam und verlassen gefühlt. Plötzlich trat das Bild ihres fernen Bruders vor ihr geistiges Auge — Robert, dem konnte sie es sagen! Er war ja ihr Bruder und Radu's bester Freund. — O, wie würde der sich freuen über ihre Verlobung! Sie suchte ihre Schreibmappe hervor und begann auf der Stelle den Brief. Kaum war sie aber über die Anrede hinweg, da wurde sie durch ein Klopfen an der Thür

aufgeschreckt. Es war Frau Albuteanu; Lisa stand auf und ging ihr entgegen, allein der eiskalte Blick der sonst so freundlichen Frau machte ihr ganz bange.

„Ist etwas geschehen?“ fragte sie betreten.

Frau Albuteanu setzte sich und bedeutete Lisa kurz, ein Gleiches zu thun, dann begann sie: „Ich habe den Anfang der Unterhaltung mit angehört, welche Herr Sopholides mit Ihnen führte, und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen Eines zu sagen: In meinen Augen ist ein Mädchen, zu dem man so spricht, kein anständiges Mädchen mehr, und solch' ein Mädchen kann ich nicht in meinem Hause behalten!“

Lisa zitterte, sie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Die Thränen strömten ihr über die Wangen, und erst nach vieler Anstrengung stieß sie hervor: „Weshalb haben Sie unser Gespräch nicht bis zu Ende gehört? Vielleicht stände ich nicht so schlecht in Ihren Augen da . . .“

„Ich wüßte nicht, was Sie hätten erwidern können, das Sie gerechtfertigt hätte!“

„Die Worte habe ich vergessen!“ unterbrach Lisa sie leidenschaftlich. „Aber Eines weiß ich, daß ich nicht verdiene, von Ihnen so behandelt zu werden! Ich bin nicht schuld an Radu's seltsamer Weise, ich weiß nur, daß ich ihn liebe und daß ich ihn heirathen werde, daß ich nur durch ihn leben oder sterben will!“

„Schön, mein Kind!“ entgegnete Frau Albuteanu, die es nicht verwand, daß dieses kleine gefügige Mädchen ihre Pläne durchkreuzt hatte. „Mir thut nur leid, daß ich das nicht früher gewußt habe. Aber einen Rath

will ich Ihnen geben: lassen Sie Ihren Verlobten nie wieder so zu Ihnen reden! Die Frau, die man heirathet, soll man achten“

Lisa weinte bittere Thränen, und Frau Albuteanu fühlte ihr Herz sich erweichen.

„So beruhigen Sie sich doch!“

„Wollen Sie mich gleich heute fortjagen?“ fragte Lisa schluchzend.

„Von Fortjagen ist nicht die Rede, aber ich glaube, es wäre gut, wenn wir Alle möglichst bald nach Hause reisten!“

Lisa küßte ihr die Hand, und Frau Albuteanu ging direct zu ihrem Sohne.

Bald darauf wurde Lisa durch die Dienerin aufgefordert, zu den Herrschaften herabzukommen; Lisa wusch sich die Augen, die noch sehr geröthet waren, und ging in den Salon. Es war alles wie sonst, und sie hatte so gezittert, daß irgend etwas Schreckliches geschehen würde! Frau Albuteanu saß wie immer beim Theetisch auf der Terrasse, und George erwartete Lisa mit dem Schachbrett. Da sie etwas zögernd eintrat, war er ihr bis zur Thür entgegengegangen und drückte ihr so warm die Hand, daß sie auf's Neue Mühe hatte, ihre Thränen zurückzuhalten. Sie saßen in einer Ecke des Zimmers; die Mutter konnte sie sehen, aber ihr Gespräch nicht hören.

„Mama ist eine indiscrete alte Dame, wenn auch ein Umstand, den ich Ihnen gleich anvertrauen will, sie entschuldigt. — Sie sind am Zuge“

Lisa erröthete und antwortete nicht. Auch er schwieg

einen Augenblick; es war doch nicht so leicht, das auszusprechen, was er sich vorgenommen hatte! — Frau Albuteanu hatte ihren Platz verlassen und ging in augenscheinlicher Erregung auf und ab. Jetzt erst bemerkte Lisa, daß auch George lebhaftere Farben hatte als gewöhnlich, und plötzlich fing ihr Herz an zu klopfen: Jetzt verstand sie alles! Ihr schwindelte bei dem Ausblick in eine Zukunft, die ihr nun verschlossen war.

„Sie machen immer denselben Springerzug!“ sagte er laut, und sie lächelte gezwungen.

„Mama nämlich,“ fuhr er leiser fort, „hatte sich eine Zukunft für mich erträumt“

„Aber Sie sind ja garnicht am Zuge,“ unterbrach sie ihn mit harter Stimme, als er in seiner Zerstreuung zwei Figuren bewegte.

Stoßend fuhr er fort: „Diese Zukunft wäre allerdings für mich“

Ihre Hände zitterten so stark, daß sie ein paar Bauern umwarf. Er stellte dieselben wieder auf, und als er dabei aus Versehen ihre Finger berührte, durchzuckte es Beide wie ein Schlag. Sie schwiegen eine Weile; vor zwei Stunden noch hatten sie so harmlos mit einander verkehrt, wie Bruder und Schwester, jetzt genirte sie die geringste Kleinigkeit.

„Meine Mutter ist so erregt,“ begann er von Neuem, „weil ich ihr eben mittheilte, was ich ihr längst hätte mittheilen sollen — daß ich bereits gebunden, daß ich heimlich verlobt bin! Es war meine Absicht gewesen, es noch länger geheim zu halten; aber da meine Mutter — Ich glaube, Sie müßten mir Schach

bieten! — Da meine Mutter die seltsame Ansicht hatte, daß Sie sich vielleicht so weit für mich interessirten“

Warum mußte er das durchaus aussprechen?

„Es wäre für mich ein viel zu großes Glück gewesen . . .“ sagte sie, um ihm zur Hülfe zu kommen; sie wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Augewinkel und lächelte dann: „Aber wissen Sie, daß ich Ihnen schon drei Figuren genommen habe?“

„Nein, für Sie wäre ich ein viel zu langweiliger Patron“ Es fiel ihm ein, daß diese Worte wie eine Herabsetzung seiner zukünftigen Frau klangen, und er fuhr fort: „Sopholides ist ein ganz anderer Kopf; hoffentlich gewinnt er seinen Proceß, dann ist auch seine äußere Stellung entsprechend gesichert; sonst würde es ein mühseliges Anfangen sein!“

„Finden Sie, daß er ein Recht hat auf das Vermögen seines Onkels!“

„Ja und Nein. Es läßt sich viel dafür und viel dagegen sagen.“

„Würden Sie den Proceß angefangen haben?“

„Ich? Ich bin viel zu faul und bequem, um mich um etwas zu bemühen, das mir nicht zufällt!“

„Das ist nicht Bequemlichkeit, sondern Vornehmheit!“

„Ganz gewiß nicht!“ wehrte er ab.

„Radu ist keine vornehme Natur; active Männer sind das wohl überhaupt nicht!“ sagte sie. „Napoleon war ja auch nicht vornehm!“

George lachte: „Ein sehr guter Vergleich! Vielleicht wird er der Napoleon Rumäniens!“

„Ich wünschte das nicht, ich müßte dann immer um ihn zittern!“

George aber malte ihr aus, was Radu alles vollbringen würde, bis sie ganz glücklich war. Ja, ihr Radu war etwas ganz Besonderes, ein Mann, wie es kaum einen zweiten gab! Was würde der alles leisten!

Frau Albuteanu empfand es als herbe Enttäuschung, daß sie ihren Willen nicht durchsetzen sollte. Lolo die Frau ihres Sohnes! Er war immer so gefügig gewesen, und was für eine glückliche Wahl hatte sie getroffen! Diese kleine Lisa hätte so zu ihm gepaßt, sie war bildschön — Wie entzückend sah sie jetzt gerade aus, wie sie lachend ihre kleinen Zähne zeigte!

George merkte, daß seine Mutter sie beobachtete. Die arme Mama! Diesmal konnte er ihr nicht helfen! Lolo hatte sein Wort, und sie hing mit so rührender Liebe an ihm! Freilich eine Frau, wie Lisa eine geworden wäre, würde er an ihr nicht haben — aber er war auch kein hervorragender Mann!

Ehe das Schachspiel beendet war, hatte Lisa ihm noch die Schwierigkeit anvertraut, die Radu's versprochener heimlicher Besuch ihr bereitete, und er gab ihr sein Wort, ihr zu helfen, daß es der Mutter kein Argerniß gäbe; er wollte mit ihr „den Leichtfuß“ aufsuchen.

So sah sie ohne den Druck eines bösen Gewissens den Tag herannahen, an welchem Radu wieder in Genf sein wollte. George geleitete sie in's Hotel und wich aus einem seltsamen Gefühl, welches Radu innerlich Eifersucht nannte, keinen Augenblick von Lisa's Seite.

Lisa aber stieg bedeutend in Radu's Augen durch die „schlaue Art“, wie sie sich George dienstbar gemacht hatte; und als er Abends nach Paris zurückfuhr, war er zum ersten Male wirklich verliebt und gestand es sich auch ein: Ein angenehmes Gefühl war es, aber immerhin ein Unterliegen des Intellekts vor dem ungestümen Drange des blinden Willens!

Er hatte bisher nicht ernstlich daran gedacht, Lisa zu heirathen; da sie aber Albuteanu's in's Geheimniß ihrer sogenannten Verlobung gezogen, sagte er sich schließlich, die Ehe sei ja ein lockeres Band und die Scheidung in seinem Vaterlande stets leicht zu erreichen.





11. Kapitel.

Sam Juni waren sie Alle wieder in Bukarest. Einer der ersten Gänge Lisa's war zu Frau Schmitt. Sie hatte ihr zweimal von Genf aus geschrieben, ohne Antwort zu bekommen. Schmitt's waren ausgezogen und wohnten jetzt an einer ungepflasterten Nebengasse der Bahnhofstraße. Erst nach langem Hinundherfragen fand Lisa ihre Wohnung; sie hatte fest gehofft, daß nach dem Tode des Kindes kein weiteres Unglück die arme Frau heimsuchen würde, und war um so mehr erschüttert, als sie dieselben dürftigen Verhältnisse vorfand.

Die beiden Kinder spielten im Hofe; es standen zwei Akazienbäume darin, und zwischen ihnen war ein Strick angebracht, der den Kindern als Schaukel diente. Sie spielten fröhlich, sahen aber sehr bleich aus.

Auch Frau Schmitt hatte gemeint, nachdem sie ihr geliebtes Kind hingegeben, könne nichts Schweres sie mehr treffen, in gewisser Beziehung mit Recht, denn das Schlimmste hatte sie damit erfahren, aber darum trug sie doch die folgenden Schicksalschläge nicht leichter.

Auch ihr jüngstes Kind war bald darauf schwer erkrankt und hatte nur mit unendlicher Pflege gerettet werden können; ihr Mann war in zweiter Instanz verurtheilt worden, und nun blieb nur noch die Hoffnung auf den Kassationshof. Anna theilte zwar Lisa mit, daß Herr Deliu ihr versichert habe, im Kassationshof würde das Urtheil nicht von Fremdenhaß beeinflusst werden, sie habe alle Hoffnung, dort Gerechtigkeit zu finden — „Aber,“ fügte sie mit müdem Lächeln hinzu, „man wird auch des Hoffens überdrüssig.“

Lisa erfuhr im Laufe des Gesprächs, daß Herr Schmitt in Giurgiu Beschäftigung gefunden und nur von Sonnabend bis Sonntagabend nach Hause käme. Als Lisa dann fragte, ob Herr Deliu noch bei ihr wohne, antwortete Anna mit einem kurzem Nein; denn das konnte sie ihrer jungen Freundin nicht sagen, daß Schmitt von ihr verlangt hatte, sie solle ihm kündigen, und daß er ihr so durch seine wahnwitzige Eifersucht die einzige Möglichkeit geraubt hatte, zur Erleichterung ihrer Nahrungsjorgen mitbeizutragen. Jetzt hatte sie eine billigere Wohnung, die nur aus einer Stube, einem Kämmerchen und einer kleinen Küche bestand, und in der sie sich schrecklich unglücklich fühlte, weil nichts mehr sie an ihr Kind erinnerte; Deliu hatte sich eine neue Wirthin suchen müssen. Er kam regelmäßig zweimal die Woche den weiten Weg heraus, um zu sehen, ob er ihr irgend eine Besorgung machen könnte, und brachte den Kindern immer etwas mit, wenn es auch nur eine illustrierte Zeitung war, die er in der Redaktion für sie aufgehoben. Und was Schmitt um alles in der Welt

hatte vermeiden wollen, trat ein: Anna's einzige Freude war die halbe Stunde, die sie mit Deliu verplaudern konnte! Sie wußten Beide, daß es eine Härte und Ungerechtigkeit ihres Mannes war, unter der sie litten — Deliu aber fühlte mit dem Anempfinden eines Naturmenschen ganz genau, daß die zarte blonde Frau für ihn keinen Funken von Liebe fühlte. Sie wäre in seinen Augen auch gesunken; so, gerade so wollte er sie, wie eine wirkliche Madonna, die nur Güte und Mitleid mit den weit unter ihr stehenden Menschenkindern empfand, die nur gnädig gestattete, daß er sich ihren Diensten weihte.

Anna aber ward manchmal, wenn sie Abends nicht einschlafen konnte, durch den Gedanken gepeinigt: Wie schrecklich, wenn ihr Mann einmal unerwartet zurückkäme und Deliu im Hause fände! Denn er hatte sie nie gefragt, ob sie den jungen Mann noch sähe, und sie hatte ihm nichts von dessen Besuchen erzählt. — Dieses Nichtfragen ängstigte sie! Außerdem waren die Nachbarn so klatschfüchtig — sie wohnte ja zwischen lauter ungebildeten Leuten! —

„Hier auf dem Hofe haust eine so originelle alte Frau,“ erzählte Frau Schmitt Lisa; „sie war in's Kloster getreten, aber nach zwei Jahren trat sie wieder aus, weil die alten Weiber dort zu viel zankten. „Mein Hühnchen“ — sie nennt mich immer „mein Hühnchen“ und protegirt mich überhaupt sehr — „Sie können sich nicht vorstellen, wie klatschfüchtig alte Frauen sind!“ — Dabei ist sie selbst hoch in den Siebzigern! Sie kann nie begreifen, daß ich nicht Zeit habe, den ganzen Tag mit ihr zu sprechen, das ist der einzige

Punkt, auf dem wir nicht Einer Meinung sind. Und wenn ich ihr gar nichts mehr zu erzählen weiß, denn mein Tag ist nicht inhaltsreich, denke Dir, Lisa, dann erzähle ich ihr aus Don Quixote! Ist das nicht amü-
sant? Herr Deliu behauptet nämlich, das Buch müßte man eigentlich auswendig wissen! Ich habe es früher, ehrlich gestanden, nie zu Ende lesen können; auf sein Drängen aber, und da er mir eine sehr gute Uebersetzung geborgt hat, habe ich mich nun darin vertieft. Und darauf kommt es ja nur an; so wie man sich in etwas vertieft, nimmt es Einen gefangen.“

Lisa fragte, ob sie ihr ein paar neue Romane bringen sollte?

„Ach nein,“ entgegnete Frau Schmitt. „Ich darf nichts lesen, was mich an das wirkliche Leben erinnert. Herr Deliu, der in seinen Schwärmereien manchmal wechselt, und dem stets seine neueste Entdeckung die allerhöchste ist, fängt jetzt an, mir immer nur von der Weisheit des Confucius zu reden. Da werde ich wohl bald wieder nachgeben und aus der Spanierin eine Chinesin werden müssen!“

„Ich möchte Herrn Deliu wohl kennen lernen!“

„Du hast ihn ja gesehen. Uebrigens ist er vor Fremden so einsilbig und linksich, daß man ihn leicht falsch beurtheilt. Man muß auch keine Salonansprüche an ihn machen, er kann nicht einmal Französisch.“

Da klopfte es an's Fenster. Die alte Nachbarin fragte an, ob die gnädige Frau und ihr Besuch nicht einmal ihre Dultschaz probiren wollten, sie wäre sehr gelungen.

Anna nickte hinaus und sagte zu Lisa: „Sie ist furchtbar neugierig — es ließ ihr keine Ruh', sie hat die Droschke mit Deinem Mädchen vor der Thüre halten sehen und will Dich nun kennen lernen. Sie kocht heute grüne Aprikosen ein, da mußt Du wirklich probiren!“

„Kocht sie die Aprikosen für sich selbst ein?“

„Nein, sie ist eine sogenannte Duldschätzfrau, die für die großen Häuser einkocht . . .“

„Zum Verkauf?“

„Natürlich, Kind! Dachteft Du, hier wohnten vornehme Leute?“

„Nein, aber ist es nicht sehr schwer für Sie, unter Leuten zu leben, mit denen Sie kein gemeinsames Interesse verbindet?“

„Du bist noch so jung, Lisa, deshalb scheint es Dir wunderbar, daß ich mich für solche Menschen interessire; ich habe schon ein Stück gelebt, da sehe ich garnicht viel Unterschied zwischen dieser Duldschätzfrau und Frau Alibuteanu. Im Gegentheil, diese amüsirt mich mehr.“

„Natürlich,“ sagte Lisa erröthend, „ich meine nicht, daß diese nicht ebenso gut sein kann, aber Sie haben doch keine Verständigungsmöglichkeit mit solchen Leuten!“

„Ich versichere Dich, ich verstehe mich mit der Frau ganz gut; weniger sympathisch ist mir ihr Enkel. Das ist so ein Bonjourist, wie man sie nennt, der nicht guten Tag, nur Bonjour sagt, so ein Schreiber bei der Stadtverwaltung, der, weil er schwarze Lettern auf weißes Papier setzen kann, Politik treibt und Leit-

artikel für irgend ein Winkelblatt schreibt — die Großmutter kann Gott sei Dank weder lesen noch schreiben, ist aber der Meinung, ihr sauberer Enkel würde eines schönen Tages Minister werden: Vom Deputirten träumt er jetzt schon — Fürst Milan's Großmutter konnte auch weder lesen noch schreiben!"

Lisa wurde dunkelroth, der Mensch, von dem die Rede war, kam ihr vor wie eine Karrikatur Radu's — dachten denn Alle hier so, in allen Bildungskreisen?

Die beiden Frauen gingen über den Hof in ein niedriges Häuschen, das nur aus einem Zimmer und einer verrauchten Küche bestand. Das Zimmer war sehr sauber, die weißen Dielen geschuert, und eine Menge blühender Blumen standen vor dem Fenster. Zwei Divane, mit Teppichen und vielen Kissen standen an den beiden Wänden.

„Ist es hier nicht sauber und behaglich?“ fragte Anna.

Die Dultschatz war sehr gut, und Lisa bewunderte Anna Schmitt's freundliche Art, alles zu loben, und schämte sich, vorhin gedacht zu haben, sie wäre durch ihre Verarmung auch gesellschaftlich und geistig gesunken.

Aber Lisa mußte fort, ihr Dienstmädchen wurde schon ungeduldig: Sie habe zu Hause zu thun — überhaupt fand sie diesen Umgang für ihr Fräulein nicht passend und nahm nur höchst herablassend das Glas Wasser mit Dultschatz an, das die alte Frau ihr durch einen kleinen Jungen von der Straße zuschickte.

Lisa war kaum fort, als Deliu mit seinem lang-

samen Spießbürgersschritt in den Hof bog. Er wischte sich den Schweiß von der niedrigen breiten Stirn; selbst seine glänzend schwarzen Haare, die immer zu Berge standen, waren matt, so naß war sein Kopf von dem Gange durch die lange, schattenlose Bahnhofstraße geworden. Er war verstimmt, weil er heiß und durstig war; Frau Schmitt kannte ihn, sie wußte, daß er Hunger und Durst nicht beherrschen konnte, weil er es in seiner Jugend nicht gelernt hatte; sie goß ihm ein Glas Wasser aus dem porösen Krüge ein, der in der Ecke des Zimmers stand, und that ihm etwas Dultschaz auf ein Tellerchen.

Anna hatte sich auf sein Kommen gefreut; nun sie ihn aber so verstimmt sah, war die Freude fort. Wenn ihm der Weg zu lang schien, warum ging er ihn, und wie konnte er sich so von der Hitze überwältigen lassen?

„Wissen Sie,“ sagte er und trat an das Tischchen heran, an dem sie Schürzen nähte, „wissen Sie, daß ich gehört habe, daß sich auf dem Berliner Congreß etwas ganz Furchtbares für uns ereignet?“

„Sie meinen wegen Bessarabien?“

„Ach was, Bessarabien! Das ist uns doch verloren — Ich meine wegen der Juden!“

„Aber lieber Herr Deliu, das ist ja eine Marotte, die nächstens zur Manie wird: Sie wittern überall Juden!“

„Ich weiß es ganz genau, und wenn das Protokoll des Congresses veröffentlicht wird, werden Sie es sehen! Seit Monaten spukt es ja schon, die Juden wollen die politischen Rechte haben, und dann sind wir verloren!“

„Aber so schlimm wird es doch nicht werden?“

„Wie sollte es nicht! Sie saugen uns dann ganz aus. Sie wissen ja, wie der Rumäne ist — leichtsinnig und faul! Der ganze Grundbesitz geht in jüdische Hände über — nur noch jüdische Advokaten und jüdische Beamte“

„O nein, Beamte nicht — Kaufleute, Unternehmer“

„Die Kaufleute sind schon jetzt alle Juden, in der Moldau giebt's überhaupt keine Christen mehr! Aber ich kann's nicht mit ansehen; ich gehe hin und erschieße diesen Muskalianu, der ist an allem schuld!“

Aus Opposition erwiderte Anna: „Warum soll der schuld sein? Der ist doch der ärgste Fremdenfresser!“

„Dieser Schuft!“ rief Deliu außer sich. „Der thut alles, um sich zu halten, und lacht sich in's Fäustchen, wenn wir zu Grunde gehen! Glauben Sie, daß der auch nur einen Funken von Vaterlandsliebe besitzt? Ist ihm ja alles gleich, wenn er sich nur hält und sein eigener Weizen blüht, ob wir Russen, Juden oder Muhamedaner werden!“

Wenn Deliu in dieser Stimmung war, ließ sich nichts mit ihm anfangen. Als er zuerst solche verzweifelte Wuthausbrüche gehabt hatte, war Anna ernstlich erschrocken und hatte gefürchtet, er würde ein politischer Verbrecher aus Fanatismus werden; nun hatte sie sich aber daran gewöhnt, daß er sich an Worten trunken machte, und schwieg. „Und wir Rumänen lassen uns alles gefallen, man tritt uns mit Füßen, und wir sagen

womöglich noch: danke! Wir schlagen uns brav und verlieren eine Provinz; wir halten uns correct, das Ausland mischt sich in unsere innere Gesetzgebung — Daran ist Niemand schuld als Muskalianu und dieser ausländische Fürst!“

„Glauben Sie wirklich, unter einem inländischen ständen die Sachen besser?“

„Schlechter jedenfalls nicht!“ erwiderte er dumpf. „Gott sei Dank, daß ich österreichischer Unterthan bin, da hab' ich doch einen Landesherrn, zu dem ich mit Verehrung aufblicken kann!“

Anna wußte, daß dies Thema unendlich und unerquicklich war. „Was macht Confucius?“ fragte sie.

„Ach, der hilft mir auch nicht!“ seufzte er und erhob sich. „Wenn dieses Gerücht in Bezug auf die Juden wahr ist, gnädige Frau, dann geschieht etwas Furchtbares! Bedenken Sie: wir dürfen uns doch nicht bei lebendigem Leibe auffressen lassen!“

Glücklicherweise kam die jetzt sechsjährige Frieda in's Zimmer und bat Herrn Deliu, ihr den Strick wieder anzuknüpfen, der eben am Ast durchgeschauert war; Ella sei untröstlich, weil sie nun keine Schaukel mehr habe!

Frau Schmitt ging, um ihre Kleine zu trösten; Deliu aber besserte die Schaukel aus und sägte sogar ein Sitzbrett aus einem Kistendeckel zurecht. Er war sehr geschickt in allen derartigen Hantirungen; Anna hatte auch noch einen Vorhang, den er ihr wieder in Ordnung bringen sollte. Ueber eine Stunde bastelte er so herum, und die Abendkühle trat ein, ehe er an den

Heimweg dachte. Anna war unausgesetzt von der fixen Idee gequält worden, daß ihr Mann unerwartet zurückkommen würde.

Während Deliu das Brett anknüpfte, was lange Zeit erforderte, weil er sehr pedantisch beide Enden ganz genau gleich lang und beide Knoten gleich dick haben wollte, hatte er den Kindern das Märchen von der Fee der Morgenröthe erzählt. Anna hörte vom offenen Fenster aus zu und wunderte sich, mit wie viel Begeisterung er erzählen konnte.

„Meine Mutter hat mir das Märchen wohl hundertmal erzählt,“ wandte er sich zu Frau Schmitt. „Es ist auch prächtig!“ Sie lächelte; sein Lieblingsausdruck war „prächtig“. Ihr war das Märchen nicht einfach genug, zu phantastisch und allegorisch; sie hatte nur die Grimm'schen Hausmärchen gern. Außerdem hätte sie Deliu am liebsten zugerufen, sich zu beeilen, so plagte sie jenes Vorgefühl.

Endlich ging er. — Doch da hörte sie seine Stimme schon wieder: „Das ist ja prächtig, Herr Baumeister! Beinahe hätte ich Sie nicht mehr getroffen, nur die Schaukel der Kinder hat mir die Freude verschafft!“

Anna war einen Schritt in's Zimmer zurückgetreten, damit man sie nicht sähe; sie horchte gespannt und war bis in die Lippen bleich geworden. Sie vernahm die Antwort ihres Mannes nicht, denn die Stimmen entfernten sich, und dann hörte sie ihres Mannes Schritt auf dem kleinen Hof. Wie genau kannte sie seinen Gang, wie oft hatte sie ihm mit glücklichem Herzklopfen

gelauscht! Im Geiste sah sie ihren Mann, wie er damals ausgesehen: schlank, gewandt und schön, mit dem rothblonden Schnurrbart, den goldfarbigen Haaren und den lustigen blauen Augen!

„So empfängst Du mich?“ klang es plötzlich an ihrem Ohr. Sie sah auf und ging nach der Thür; da merkte sie aber, daß er zum Fenster hineingesprochen, und wandte sich um.

„Das ist ja eine schöne Ueberraschung . . .“ sagte sie langsam. Sie sahen sich Beide groß an. Das Blut rauschte ihr in den Ohren, und sie sank wie ohnmächtig auf einen Stuhl. Das war ihr noch nie geschehen, und sie hatte sich zusammennehmen wollen — was mußte er denken? — Um die Situation zu retten, wollte sie hinzufügen: „Es ist wohl die Freude . . .“ aber sie konnte nicht. Er war durch's Fenster gesprungen, um sie zu halten; sie glaubte ihn jetzt durch die geschlossenen Augenlider hindurch zu sehen, nicht so, wie er früher, nein, wie er jetzt gewiß ausah, höhnisch, wie an jenem Morgen vor der Erkrankung ihres Kindes, mit den auf einander gepreßten Lippen, mit dem häßlichen Zuge von Gemeinheit um die Nasenflügel! Konnte sie die Augen deshalb nicht aufmachen, weil sie diesen Anblick nicht ertragen hätte? Was dachte er jetzt? Dabei verlor sie ganz das Bewußtsein.

„Es war heute sehr heiß, und die gnädige Frau stand beim Dultschatzlochen dabei, drüben bei Frau Stan,“ sagte die kleine Ungarin, die noch immer bei Frau Schmitt diente und lieber mit dem halben Lohn hatte vorlieb nehmen, als sie verlassen wollen.

Was in ihm vorging, hätte Niemand sagen können; er hatte seiner Frau kalte Umschläge auf den Kopf gemacht und saß, nun er sie ruhig athmen hörte, mit zusammengezogenen Brauen am Fenster. Als sie zu sich kam, konnte sie im Zwielficht sein Profil genau erkennen, das sich vom helleren Fenster scharf abhob. Was dachte er? Dünkte er sich jetzt seiner Sache sicher? Warum fluchte und tobte er aber nicht, wie damals? Und was hatte sie so zu Tode erschreckt? Ihr Gewissen war doch rein — in Bezug auf Deliu wenigstens — aber in Bezug auf ihren Mann? Seit dem Tode des Kindes war alles in ihr verändert; alles, was milde und weich gewesen, war zu hartem Stein geworden. Ihren Mann hatte sie nicht wieder in jenem Zustande gesehen; er nahm jede Arbeit an, brachte ihr regelmäßig all' sein Geld, und die Hälfte ihrer Schuld hatte sie Deliu schon zurückzahlen können — aber das alles gab ihr die Liebe zu ihrem Manne nicht wieder, sie war froh, wenn er fort war; zeigte er sich einmal heiter und gesprächig, dann schien er ihr trivial; berührte er ernste Dinge, fade und ungebildet; war er zärtlich gegen die Kinder, dann hörte sie einen falschen, süßlichen Ton in seiner Stimme, der sie anwiderte! — Ach, wenn der liebe Gott sie wieder blind machen könnte! Er war ja immer ein gewöhnlicher Mann gewesen, sie auch eine gewöhnliche Frau, die sich miteinander in den Tagen des Glücks amüsirt hatten, bis die Kinder ihr eine ernstere Richtung gegeben. In den langen Jahren des Schmerzes und der Entbehrung war sie gewachsen, er aber gesunken, und nun verstanden sie einander nicht mehr! Das

sollte ja am äußern Leben nichts ändern; sie wollte ihm eine treue Frau, seinen Kindern eine sorgsame Mutter bleiben; nie kam der Gedanke an Scheidung ihr in den Sinn — Es war nur alles anders geworden!

Sie lag da und sah ihn an; sie rührte sich nicht, aus Angst vor dem Schrecklichen, das kommen würde!

Plötzlich stand er neben ihr; er sah, daß sie wach war — O Gott, wie ängstlich war ihr zu Muth!

„Anna,“ sagte er mit tonloser Stimme, „ich kam so unerwartet, um Dir eine gute Nachricht zu bringen, man hat mir einen großen Bau übertragen Seit wann fürchtest Du Dich so vor mir? — Ich habe großes Unrecht an Dir gethan, aber habe ich das verdient?“

Sie schluchzte leise auf, dann vergrub sie ihren Kopf in die Kissen. Alles andere hatte sie erwartet, dies nicht. Er fuhr fort, sich anzuklagen, er ging sein ganzes Leben durch, er gestand ihr Schleichigkeiten, die sie nicht geahnt, und sie konnte ihm nicht um den Hals fallen, sie hatte ihn nicht lieb, nur Mitleid verspürte sie für ihn, keine Wärme, kein Drängen, ihm den Mund zu schließen mit ihren Küssen!

„Mein armer Mann!“ flüsterte sie. „Es wird alles wieder gut werden!“

Sie richtete sich mühsam auf und versuchte zu gehen. Die Lampe kam und machte die Stube so schaurig hell, und Anna mochte ihm nicht in die Augen sehen; sie wußte ja, daß er jetzt ein Recht auf ihre ganze Zärtlichkeit zu haben glaubte, nachdem er sich so

vor ihr gedemüthigt und sie so rührend um Verzeihung gebeten hatte! Sie ließ alles über sich ergehen — Ja, das war schrecklicher, als was sie befürchtet hatte; aber sie trug es ja allein! Sie dachte an ihr süßes todttes Kind, das allem Erdenleide entrückt war — Gott sei Dank!





12. Kapitel.

Als Lisa gehört hatte, daß der entscheidende Termin für Schmitt's Proceß erst im September war, dachte sie gleich an Radu. Wie herrlich, wenn er durch sein bewährtes Rednertalent Schmitt's von allen Schwierigkeiten befreite, und wie schön auch für ihn, in solch einer Sache sein erstes glänzendes Plaidoyer zu halten! Denn glänzend wurde es, das war keine Frage.

Sie schrieb Radu darüber, und er antwortete in seiner scherzhaften Manier, die Lisa nie recht leiden mochte: „Ich werde gewiß nach Deinen Befehlen handeln, aber ist Deine Freundin wenigstens noch hübsch? Jung kann sie meiner Erinnerung nach nicht mehr sein, aber Balzac empfiehlt la femme de trente ans.“ Als Lisa darauf etwas beleidigt zurückschrieb, sprach er ihr kurzweg die seelische Feinheit ab, da sie nicht verstanden habe, daß er entschlossen sei, den Leuten zu helfen, und nur seine Großmuth durch leichtsinnige Redensarten maskire!

Das hatte Lisa allerdings nicht verstanden; sie war aber überzeugt, daß er recht hatte.

Er hatte ihr mitgetheilt, daß alle zu ihrer Verheirathung unerläßlichen Schritte bereits gethan, auch in Berlin bei ihrem Vormund und Better das Nöthige angebahnt sei. Am Tage ihrer Hochzeit werde ihm das Kapital ausbezahlt werden. Anfangs habe man ihm Schwierigkeiten gemacht, da aber das Recht auf seiner Seite stände, habe er etwas Nachdruck angewandt. Lisa erröthete, als sie das las. Sie hatte ihrer Tante geschrieben, daß sie sich Ende des Sommers verheirathen würde, aber keine Antwort erhalten; für Frau Horn existirte Lisa nicht mehr. Ob Fritz sie wohl vergessen hatte? Gewiß; und so war es auch am besten.

Kadu hatte ihr ferner seine Absicht auseinandergesetzt, sich gleich großartig einzurichten. Seinen Proceß mußte er spätestens im nächsten Jahre gewonnen haben; bis dahin reichten Lisa's 111 000 Frank — Ob das nicht eine eigenthümliche Summe sei? So eine rechte Glückssumme! — Es sei ferner für sein Ansehen durchaus nöthig, daß er sich gleich Pferde und Wagen anschaffte; ein vornehm auftretender Advokat könne eben ganz andere Honorare verlangen!

Lisa schwindelte bei diesen Zukunftsplänen; sie kam sich so unwürdig vor, seine Frau zu werden, und fürchtete, ihre Pflichten nicht erfüllen zu können; sie war nur dankbar, daß sie ihm wenigstens die Mittel zu seinem ersten Auftreten in der Welt zu geben vermochte.

Sie studirte jetzt mit Vorliebe die Biographien berühmter Männer: Es war wunderbar, wie viele gemein-

same Züge Radu mit Byron hatte, nur daß er keine Verse schrieb; oder mit Cromwell, nur daß er kein Puritaner war. Am meisten Analogien aber fand sie heraus zwischen ihm und Cavour.

Andrea mußte noch nichts von diesen Plänen ihres Sohnes. Lisa begriff nicht, wozu Radu diese Heimlichkeit wünschte; er hatte aber gesagt: „Mit Mama kann man nur fertig werden, wenn man ihr mit dem fait accompli entgegentritt — Morgen heirathe ich!“ — Lisa graute vor dem Tage, an dem Radu seiner Mutter diese Eröffnung machen würde, denn zwischen ihr und Andrea war die Stimmung eine sehr gespannte. Lisa war aus Genf nicht so kindlich wiedergekommen, wie sie abgereist, und Andrea's Art und Weise hatte für sie etwas Abstoßendes. Andrea's Hoffnung war natürlich gewesen, daß Lisa sich mit George Albuteanu verloben und möglichst bald ihr Haus verlassen würde.

Denn seitdem Morton dem jungen Mädchen so viel Aufmerksamkeiten erwies, begann Lisa ihr lästig zu fallen. Jeder, der in's Haus kam, begann regelmäßig damit: „Wie wunderschön ist Ihre Tochter geworden!“

„Es ist nicht meine Tochter!“ pflegte Andrea zu entgegnen; schon fing sie an, sich wieder Sopholidēs zu nennen, nur um nicht denselben Namen zu tragen. Lisa fragte sich verwundert, ob Andrea sich wohl wieder verheirathen wolle? Aber Herr Morton hatte doch eine Frau, und der Herr Brebu, der sie so oft besuchte, war sicher viel jünger als Andrea.

Jeden Abend, wenn sie zu Hause war, spielte Andrea jetzt wieder bis tief in die Nacht hinein Karten;

um zehn Uhr schickte sie Lisa zu Bett, und diese hörte dann oft noch Lachen und Zanken, wenn sie meinte, es müsse schon Morgen sein. Andrea schlief dafür bis elf Uhr morgens und kam höchst mißmuthig zum zweiten Frühstück. Vor drei oder vier Uhr war sie nie angezogen. Sie gehörte zu den Frauen, die ohne männliches Commando keine Regel innehalten können. Sie schalt zwar genug im Hause herum und verlor ihre ganze Geduld über jeder Kleinigkeit, die man versehen, und die Folge davon war, daß sie den Leuten nachher, um sie wieder zu begütigen, von ihren Sachen schenkte — sonst hätte sie täglich neue Dienstboten gehabt.

Seit dem letzten Frühjahr hatte sie, zu Lisa's großer Verwunderung, angefangen sich zu schminken — Sie war doch so wunderhübsch, weshalb that sie das? Lisa hatte gewagt, ihr eine Bemerkung darüber zu machen; Andrea aber war sehr heftig geworden und hatte sie mit Scheltreden überschüttet: Wie Lisa sie so verleumden könne? Sie sich schminken! Nein, Gott sei Dank, das habe sie nicht nöthig!

Die Sache war jedoch augenfällig genug, und wenn man in ihre Nähe kam, spürte man den leisen Bleigeruch. Natürlich hatte Lisa nichts weiter gesagt, Andrea vergaß ihr aber diese Bemerkung nicht, wenn sie auch fortan etwas vorsichtiger mit dem Weiß und Roth umging. Sie wollte durchaus, daß Brebu, der Sohn eines reich gewordenen Gutspächters, den sie kürzlich kennen gelernt, sie heirathete. Walter war ja schon über ein Jahr todt; sie hatte die Trauerkleider abgelegt und sah wirklich noch recht gut aus. Verliebt in sie war

Brebu, aber würde er sie heirathen? Jeder Anspielung wich er geschickt aus. Er war erst zweiunddreißig Jahre alt, aber was machte das? Wenn er nur nicht ein Auge auf Lisa warf! Davor war ihr am meisten Angst; um sich seiner ganz zu versichern, räumte sie ihm alle Rechte ein und hatte nur noch den Gedanken, von einer so gefährlichen Nebenbuhlerin befreit zu werden.

Ganz andere Instincte waren in ihr erwacht in diesem ungebundenen Leben und in dem Bewußtsein, daß sie nicht mehr jung sei und nur noch wenige Jahre vor sich habe, um zu fesseln und zu gefallen! Und wenn Lisa das auch nicht verstand, so flößte Andrea's Lebensweise ihr doch einen unerklärlichen, unheimlichen Widerwillen ein.

Im August kehrte Radu plötzlich nach Hause zurück und eröffnete seiner Mutter sogleich, daß er Anfang September Lisa heirathen würde. Nun war es zwar Andrea's Wunsch gewesen, Lisa loszuwerden, allein ein verheiratheter Sohn und nächstens womöglich Enkel waren keineswegs nach ihrem Sinn. Sie fühlte sich so jung und glaubte sich seit einigen Tagen ihrem Ziele so nahe! Brebu durfte Radu nicht sehen, er würde sonst davor zurückschrecken, eine Frau zu heirathen, deren Sohn ebenso alt ausfah wie er selbst! Aber wie sollte sie das verhindern? Sie saß in stummem Zorn in ihrem Lehnstuhl; die Lächerlichkeit, daß Mutter und Sohn sich in demselben Monate verheiratheten, mußte um jeden Preis verhindert werden!

Radu beobachtete seine Mutter.

„Du kannst Dich doch nicht ernstlich weigern, mir Deinen Segen zu geben, Mama!“

„Wenn ich mich nun doch weigerte?“

„Dann müßte es eben ohne denselben gehen! Aber Du wirst nicht so unverständlich sein, Dich mit mir zu überwerfen.“

„Warum nicht, Du ungerathener Sohn! Ich will von Dir nichts mehr wissen und ersuche Dich, sogleich mein Haus zu verlassen!“ entgegnete sie aufgebracht.

„Du bist lächerlich, Mama, Du brichst ja den Zaun vom Zaune!“

„Ich wiederhole Dir: verlasse sofort mein Haus! Ich verbiete Dir, Dich je wieder hier blicken zu lassen!“

„Gut, Mama, ich ziehe in's Hotel, Lisa bleibt aber hier bis zur Hochzeit, die in drei Wochen stattfinden wird. Die Trauung habe ich schon drüben in Kronstadt bestellt; Du wirst so gut sein, Lisa dorthin zu bringen . . .“

„Gewiß nicht, ich will nichts damit zu thun haben!“

„Dann werde ich Jemand anders bitten.“

Ihr ohnmächtiger Zorn konnte ihr nichts nützen, denn erfahren mußte Brebu es doch; und sie hatte ihm erst gestern gesagt, daß Radu noch nicht zwanzig Jahre alt sei: sie habe als fünfzehnjähriges Mädchen geheirathet, sei also im Frühling fünfunddreißig Jahre geworden! Vielleicht wäre es besser gewesen, Radu in alles einzuweihen und ihn zu bitten, daß er ihr behülflich sein möge, aber augenblicklich war sie zu aufgebracht, als daß sie sich hätte beherrschen können.

Radu zog also in's Hotel.

Gleich nach seiner Ankunft aus Paris hatte Lisa ihn an Frau Schmitt's Proceß erinnert.

„Ich muß Deine Freundin sprechen, ehe ich sehe, ob ich etwas mit ihrem Proceß anfangen kann,“ hatte Radu geantwortet und war zu Schmitt's gefahren.

Anna saß an dem niedern Fenster und sticte, als der Wagen vor dem Hofthor hielt. Sie entsann sich Radu's nicht, obgleich er vor zehn Jahren einmal bei ihr gewesen; er aber erkannte sie gleich. Wenn sie genirt war, wie jetzt bei seinem Eintritt, und die zarte Röthe ihr so unter die weiße Haut trat, glich sie immer noch dem Bilde, das er damals von der jungen Frau in sich aufgenommen. Sie war schwächlich geblieben, und die Art, wie sie ihr volles Haar gescheitelt trug, gab ihr eine Aehnlichkeit mit Lisa. Das Anziehendste an Anna Schmitt war aber ihr Lächeln! Radu begriff sogleich, warum Lisa sie „süß“ genannt: eigen genug, die Süßigkeit ihres Mundes ward durch eine Zahnlücke, die beim Lächeln sichtbar wurde, nur erhöht; es war, als ob diese kleine Lücke dem Munde einen besonderen Reiz gab, so daß man immer darauf achtete, wann dieselbe sich wieder zwischen den sonst tadellosen Zähnen zeigen würde.

„Nun weiß ich, wer Sie sind!“ rief Anna aus, ehe Radu bis an sie herangetreten. „Ich habe Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrer Mutter erkannt.“

Sie reichte ihm herzlich die Hand. „Wie freundlich von Ihnen, daß Sie kommen.“

„Lisa trägt die Schuld, wenn ich unaufgefordert zu kommen wage,“ entgegnete er mit seiner einschmeichelnden

Stimme. „Sie haben meine Lisa so mit Güte überschüttet, daß es mich treibt, Ihnen zu danken.“

Anna wehrte ab und sagte, wie theuer ihr Lisa's Zuneigung sei, und Radu merkte, daß er auf die Art nicht weiter käme.

„Wie furchtbar müssen Sie gelitten haben, gnädige Frau!“ sagte er plötzlich, sich im Zimmer umsehend, und küßte ihre Hand. Sie blickte ihn groß an. Sie duldete nicht, daß man vor ihr von ihrem Unglück sprach, aber sie gewahrte eine Thräne in seinem Auge und schwieg erstaunt.

„Sie wissen, daß ich mit einer großen Bitte zu Ihnen komme: Wollen Sie mir Ihren Proceß anvertrauen? Ich hoffe ihn zu gewinnen! . . . Sie müssen mir, dem Rumänen, gestatten, daß ich wieder gut mache, was meine Landsleute an Ihnen verbrochen haben!“

Sie sträubte sich anfangs, allein er ließ nicht nach, und schließlich erzählte sie ihm den ganzen Verlauf des Processes. „Es ist unglaublich!“ rief er aus. „Wer ist Ihr Advokat?“

Sie nannte den Namen; Radu notirte ihn sich und erklärte, er würde sich augenblicklich alle Papiere zur Einsicht geben lassen, nur müsse sie ihm eine Vollmacht dazu ausstellen.

„Die wird mein Mann unterzeichnen sollen?“

„Natürlich! Wann treffe ich Ihren Herrn Gemahl?“

„Nur Sonntags.“

„Einstweilen wird wohl ein Billet von Ihnen genügen; übrigens ist der Herr wahrscheinlich noch verreist, denn die Gerichtsferien gehen erst nächste Woche zu Ende.“

Radu war entzückt, daß Schmitt nur Sonntags nach Hause kam, und fuhr jeden Tag unter irgend einem Vorwande zu der blonden Frau, und immer brachte er Blumen, Früchte oder Bonbons. Sie war eine reizende Erscheinung, und er sah nicht ein, warum er sich nicht die Freude machen sollte, von ihr als Halbgott verehrt zu werden! Die arme Frau war so vereinsamt — dieser Deliu, den er einige Male bei ihr traf, war solch ein langweiliger, ungewaschener Mensch! — Radu mußte durchaus ihre Zurückhaltung gegen ihn überwinden! Vielleicht konnte sie die sieben Jahre nicht vergessen, um die er jünger war als sie — übrigens hatte er sich ja einen Taufschein verschafft, nach dem er schon fünfundzwanzig Jahre zählte, und eigentlich fühlte er sich noch älter als sein Taufschein!

Frau Anna war auch viel gebildeter, als er gedacht; den Schopenhauer zwar kannte sie noch nicht, aber er hatte ihr gleich einige Bände gebracht. Das nächste Mal, wo er sie aufsuchte, erklärte sie ihm jedoch, sie habe Angst vor den Büchern, er möge sie wieder mitnehmen. „Sehen Sie, Herr Sopholidēs,“ sagte sie — es war das erste Mal, daß er ihrem Munde etwas Persönliches entlockte — „bei meiner Art Leben muß ich mir meine enge und sehr gewöhnliche Moral recht fest halten, sonst könnte ich zu Grunde gehen.“

„Aber Philosophie hat doch an und für sich mit Moral nichts zu thun! Halten Sie Schopenhauer für unmoralisch?“

„Nein, Wissenschaft kann überhaupt nicht unmoralisch sein, allein sie zerlegt alles, sie ist schrankenlos und

soll es sein. Aber unwissenschaftliche Köpfe — und ich bin einer — übertragen die abstracten Resultate auf das concrete Leben, und darin liegt die Gefahr!“

„Sie sind maßlos intelligent,“ erwiderte er bewundernd.

Sie wurde dunkelroth. „Nein, ich bin nur wie der Durchschnitt.“

„Frauen sind überhaupt von Natur intelligenter als Männer.“

„Das habe ich nie gefunden; Sie sind ein ganz leichtfertiger Schmeichler!“ entgegnete sie lachend.

„Um aber auf meine Bücher zurückzukommen: was entsetzt Sie daran?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Bitte, wir wollen lieber nicht darüber sprechen.“

„Wie Sie befehlen, aber haben Sie wenigstens die Aphorismen zur Lebensweisheit gelesen?“

„Nein.“

„So thun Sie es, mir zu Liebe; man wird auch in Ihrem Sinne nur besser dadurch; es ist nichts „Schrankenloses“ darin!“

„Mir ist immer so schwer, das Christenthum negirt zu sehen,“ versetzte sie schüchtern. „Ich bin nicht kirchlich fromm, aber ohne Glauben wäre ich lange todt. All' meine moralische Kraft wurzelt im Glauben.“

„Sie irren sich; auch ohne Glauben hätten Sie dieselbe moralische Kraft, weil Sie eben gut sind!“

„O, Herr Sopholides,“ sagte sie leidenschaftlich bewegt, „sind Sie überzeugt, daß ein Mensch, der nicht an Gott glaubt, alle Prüfungen überwinden kann?“

„Gewiß, sogar besser, weil er sich nur auf sich selbst verläßt.“

Sie schwieg, ihr war das Thema zu peinlich. Nach einer Weile, während derer er sie mit unverhohlener Bewunderung angesehen, sagte sie: „Ja, vor Jahren, als ich jünger war und noch nicht gelitten hatte, hätten Sie mir eine freiere Geistesrichtung geben können, jetzt nicht mehr; ich“ — sie sprach leise und schaute zum Fenster hinaus — „ich habe ja das Liebste auf Erden verloren!“

„Haben Sie nie geliebt?“ fragte er. Sie wandte den Kopf zu ihm zurück und sagte: „Aber in meinem Alter redet man von so etwas garnicht mehr; das ist der Zeitvertreib der Jugend!“

„Haben Sie Ihren Mann geliebt? Bitte, seien Sie aufrichtig!“ wiederholte er, als hinge sein Seelenheil von der Antwort ab.

„Aber Sie sind indiscret, junger Mann,“ entgegnete sie etwas scharf.

„Also nicht!“ antwortete er.

Sie lachte. „Doch, doch, Sie mißverstehen mich! Um aber ernsthaft zu reden, so will ich Ihnen etwas sagen, was Ihre Frage am besten beantwortet: Uns gehen die Kinder über den Mann — soweit ich Ihren Schopenhauer gelesen, ist das ja in der Natur begründet — es mag wohl Ausnahmen geben, aber der großen Mehrzahl der Frauen sind die Kinder das Höchste.“

„Das ist ganz unnatürlich, denn Sie haben nur einen Mann, der aber kann Ihnen der Vater einer

großen Nachkommenschaft sein, und stirbt ein Kind, so ist der Ersatz leicht!"

„Das verstehen Sie eben nicht; ich aber urtheile aus Erfahrung.“ —

„Sie hat noch nie geliebt, sie soll mich lieben!“ das war Radu's Gedanke, als er nach Hause fuhr. „Zuerst gewinne ich ihr den Proceß, dann mache ich durch die Patria Reclame für ihren Mann, und dann“



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Von

Carmen Sylva erschienen nachstehende Werke:

- Rumänische Dichtungen.** Deutsch von Carmen Sylva, herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz, 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Lehova.** 2. Auflage. Gebunden M. 4.—. Geheftet M. 3.—.
- Stürme.** 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Aus Carmen Sylva's Königreich.** I. Band: Pelesch-Märchen. 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—. II. Band: Durch die Jahrhunderte. 2. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geh. M. 5.—.
- Islandsfischer.** Von Pierre Loti. Uebersetzt von Carmen Sylva. 3. Auflage. Gebunden M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Pelesch im Dienst.** Ein sehr langes Märchen für den Prinzen Heinrich XXXII. von Ruß. Gebunden M. 3.—.
- Der Rhapsode der Dimbobitza.** Lieder aus dem Dimbobitzthal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Gebunden in Leinwand M. 7.50. Geheftet M. 6.—.
- Dom Amboß.** Gedanken von Carmen Sylva. Kl. 8^o in elegantester Ausstattung. Gebunden M. 4.—. Geheftet M. 3.—.
- Desiré.** Roman. Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- Frauenmuth.** Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.

Von

Dito und Idem (Carmen Sylva und Mite Kremnitz):

- Aus zwei Welten.** Roman. 3. Auflage. Geb. M. 7.—. Geh. M. 6.—.
- Astra.** Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- Feldpost.** Roman. 3. Auflage. Gebunden M. 7.—. Geheftet M. 6.—.
- Anna Boleyn.** Historisches Trauerspiel. Geb. M. 3.—. Geh. M. 2.—.
- In der Arre.** Novellen. 3. Auflage. Geb. M. 6.—. Geheftet M. 5.—.
- Rache und andere Novellen.** 3. Aufl. Geb. M. 6.—. Geh. M. 5.—.

Von

Mite Kremnitz:

- Nadu; Fürst Demeter.** Zwei Romane aus der rumänischen Gesellschaft. 2. Ausgabe. Geheftet M. 2.—.
-